ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT VON WALTHER v. WARTBURG

HERAUSGEGEBEN
VON
KURT BALDINGER

1961

BAND 77 Heft 3/4



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

INHALT

BESPRECHUNGEN

Kreislauf von Ideen und Bildern

Randbemerkungen zum mittelalterlichen Drama, zur Hymnendichtung und Ikonographie

I

Diese kurzgefaßten Bemerkungen über mancherlei Wechselbeziehungen zwischen bildender Kunst, mittelalterlichem Drama und Hymnen werden eigentlich im Sinne der Bestrebungen von Émile Mâle geschrieben. Es ist allen wohlbekannt, wie energisch er die Idee der Befruchtung der mittelalterlichen Kunst durch Literatur und Kunst vertrat[1] und wie er dadurch Widerspruch, ja sogar Feindschaft gegen seine Bemühungen hervorrief[2].

Die Untersuchung mittelalterlicher Typologie und symbolischer Elemente in den Hymnen[3] lenkte unsere Aufmerksamkeit auf eine merkwürdige französische Sequenz von Lazarus, wo er als Muster des von seinen eigenen Sünden begrabenen Sünders gilt und nur von Christus ins Leben zurückgerufen werden kann (vgl. Joh. 11, 1 ff.). Die gleiche Symbolik findet sich in verschiedenen weiteren Hymnen, sowie auch in mittelalterlichen Predigten und in der homiletischen Literatur. Unsere französische Sequenz beschreibt das Auferstehungswunder der Bibelgeschichte wie folgt:

Redivivum reum solvi
Christus iubet *et evolvi*
Lapidem oppositum.
Quod indicit vox magistri
Docta supplet ars ministri.

Soluti mox fasciculi
Resolvunt seras tumuli.
Lapis urgens degradatur,
Homo vitae resignatur,
Adstanti loquens populo
Confracto mortis vinculo[4].

---

[1] Émile Mâle, L'art religieux de la fin du moyen âge en France (Paris, 1931): L'art et le théâtre religieux, S. 35–86; L'influence des Franciscains et des Méditations, S. 145–154, usw.

[2] Gustave Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge (Paris, 1926), S. 114–115.

[3] J. Szövérffy and M. Wynne, Typology in Medieval Latin Hymns, 'Medievalia et Humanistica' (University of Colorado), 12, 1958, S. 41 bis 51.

[4] A(nalecta) H(ymnica) Medii Aevi, hrsg. von Clemens Blume und Guido Maria Dreves (Leipzig, 1886–1922), Bd. 40, S. 236.

Die Stelle 'Quod indicit vox magistri / Docta supplet ars ministri' ist ungewöhnlich. Unter dem Meister muß jedenfalls Christus verstanden werden. Wer soll aber der Diener sein? Der Bibeltext gibt uns darüber keine Auskunft. Unser ursprünglicher Erklärungsversuch der Stelle lautete: «On the evidence of the Middle English text, we can assume that here, too, Lazarus stands for the sinner after his lapse, and that the 'renewed life' is not only a reference to Christ's miracle as related in the Bible but also to the absolution of the repentant sinner. In a way, we may say that the allusion to the 'docta... ars ministri' who takes away the grave-stone over the dead (sinner) is meant to be a reference to the work of the confessor (priest acting at confession, on Christ's behalf)...[1]».

Diese Auslegung müssen wir jetzt mit Hilfe Mâles ins richtige Licht stellen. Mâle weist nämlich auf folgendes hin: «Au xv[e] siècle, les artistes introduisent dans cette scène un détail qui nous étonne: Lazare est assis dans sa fosse, à moitié enveloppé de son suaire, et saint Pierre, penché sur lui, lui délie les mains. Telle est la Résurrection de Lazare peinte de Nicolas Froment en 1461. La scène a été représentée de la même manière par Jean Bourdichon dans les Heures de Bretagne... Ce rôle si nouveau que les artistes font jouer à saint Pierre ne laisse pas de surprendre, car on ne trouve rien de pareil dans l'art antérieur[2]».

Mit diesem Hinweis ist die obige Hymnenstelle ganz geklärt. Mit den Worten 'docta supplet ars ministri' meint also der Sequenzendichter den Apostel Petrus, der nicht nur, wie wir früher angenommen haben, den Grabstein vom Zugang entfernt, sondern auch die Grabtücher von Lazarus abnimmt.

Die letzte erreichbare Quelle des Motivs ist jedoch mit dieser Erklärung noch nicht bestimmt. Mâle wendet sich nämlich den zeitgenössischen französischen Passionsspielen zu und weist auf diese als Urquelle des Motivs hin: «Dans la *Passion* de Jean Michel, en effet, lorsque Jésus vient de donner l'ordre de délier Lazare, saint André s'écrie:

'Mes frères,
Deslyons cet homme-ci,'

Et saint Pierre ajoute:

'Qu'on le deslye
Puisque le maître le commande.'

Nous voyons ici les apôtres se mêler au drame; et il est probable que saint Pierre lui-même, le manteau rejeté en arrière, comme on

---

[1] Typology, a.a.O., S. 43–44. [2] Mâle, a.a.O. S. 56–57.

le voit dans le tableau de Nicolas Froment, déliait les mains de Lazare. Le théâtre enleva à la scène son antique grandeur et lui communiqua une sorte de bonhommie familière»[1].

So entsteht ein Dreieck vor uns. Die Sequenzenstelle, die neue Darstellungsweise in der bildenden Kunst und der Text des Passionspieles gehören eng zusammen. Diese Verbindung wird dadurch verstärkt, daß *alle drei aus Frankreich* stammen. So bilden sie eine Art von Sondertradition, mit Ausstrahlungen freilich nach außen.

Wir erkennen, daß hier verschiedene Traditionselemente einander ergänzen. Der Einfluß der damaligen Bild- und Theatertradition verbindet sich mit der herkömmlichen Auslegung[2] des Todes und der Erweckung des Lazarus.

Auf eine Frage antwortet Mâle allerdings nicht. Warum nimmt eben der hl. Petrus die Grabtücher von Lazarus ab? Hier kommt die von uns vorgeschlagene Erklärung wieder zur Geltung. Das Abnehmen der Grabtücher ist eine Art sekundärer Beichten- bzw. Sündenvergebungs-Symbolik: Petrus hat nach mittelalterlich-katholischer Auffassung die Macht zu binden und zu lösen (vgl. dazu: *Matth.* 16, 19f.). So soll also er als Vertreter des Herrn diese symbolische Handlung an Lazarus (dem Sinnbild des bekehrten, reuigen Sünders) vollziehen.

II

Die zweite Hymnenstelle stammt aus einem langen Maria Magdalenen-Reimgebet (Hymnus) französischer Herkunft aus dem 15. Jahrhundert[3]. Maria Magdalena begibt sich zum Grab Christi, um Ihn zu salben. Der biblische Osterbesuch wird hier mit einer Vorgeschichte versehen, von welcher die Heilige Schrift nichts Näheres weiß:

Mox *vadis* ad institores,
Unguentorum venditores,
Murram et *balsamum* emis,
Dans *in aloes* carenis.
Sed tibi videtur parum,
Nam si tua esset Roma,
Totam dares in aroma.
Cito ad sepulchrum redis,
Ubi eum fore credis,
Unguere corpus iacentis
Cum pretiosis unguentis...
(Zeilen 75–85)

Was dieser Stelle etwas Ungewöhnliches verleiht, ist der Umstand,

[1] Mâle, S. 57.

[2] M. Faillon, Monuments inédits sur l'apostolat de sainte Marie Madeleine en Provence... (Paris, 1865), II, S. 566. Das neue Werk über den Maria Magdalenen-Kult von Victor Saxer, Le culte de Marie Madeleine en Occident des origines à la fin du moyen âge (Paris, 1959) war mir leider bei der Abfassung dieses Aufsatzes nicht zugänglich.

[3] AH 33. 145–146 (Nr. 164).

daß die übrigen Hymnen, soweit wir sehen können, nichts von Marias Besuch bei den Salbenkrämern berichten.

Die Fäden führen uns hier wieder zu den mittelalterlichen Passionsspielen. Diese ungewöhnliche Hymnenstelle kann nur aus der beliebten Salbenkrämerszene der mittelalterlichen Spiele hergeleitet werden[1]. Der Salbenkrämer im liturgischen Drama und in den Passionsspielen hat verschiedene Namen, *Unguentarius, Phisicus, Apothecarius* usw., am häufigsten heißt er aber (und zwar besonders in späteren Spielen) *Mercator*[2]. Diese Mercator-Szenen gehen bis zum 11. Jahrhundert zurück, und ursprünglich spielte der Salbenkrämer in ihnen eine ganz *passive* Rolle. Er überreichte die gekaufte Salbe den drei Marien oder Maria Magdalena einfach wortlos. Dieser Unguentarius (Mercator) taucht zum ersten Male in einem spanischen, aus Vich stammenden Troparium-Prosarium[3] auf. Young führt noch andere Belege für das Erscheinen dieser Gestalt in den Osterspielen an[4]. Er betont dabei, daß diese Szenen – nach Meyer – französischer Herkunft sein sollten, was von ganz besonderem Interesse ist, da unser Hymnus ebenfalls aus Frankreich stammt. Young lehnt jedoch die französische Theorie Meyers ab, gibt indes die frühe Verbindung einer Variantengruppe dieser Szene mit Frankreich zu[5]. Wie bekannt, wird die Mercator-Szene immer mehr mit komischen Zügen ausgestattet[6]. Der komische Charakter ist z.B. im sogenannten 'Drame de la Passion du MS Palatinus'[7] leicht erkennbar. In späteren Osterspielen und dgl. sind dem Krämer noch weitere Gestalten beigegeben[8], wodurch die Szene wesentlich ausgedehnt wird.

---

[1] Wilhelm Creizenach, Geschichte des neueren Dramas (Halle, 1911ff.), I, S. 48f., 83, 105ff., 109f., usw.; vgl. auch Curt F. Bühler und Carl Selmer, The Melk Salbenkrämerspiel: An unpublished Middle High German Mercator Play, PMLA 63, 1948, S. 21–63.

[2] Konrad Dürre, die Mercatorszene im lateinisch-liturgischen, altdeutschen und altfranzösischen Drama (Göttingen, 1915); vgl. auch Fr. Otto Knoll, Die Rolle der Maria Magdalena im geistlichen Spiel des Mittelalters (Berlin-Leipzig, 1934) und M. N. Hoffmann, Die Magdalenenszenen im geistlichen Spiel des deutschen Mittelalters (Würzburg, 1933).

[3] K. Young, Some Texts of Liturgical Plays, PMLA 17, 1909, S. 303f.

[4] K. Young, The Drama of the Medieval Church, (Oxford, 1933), I, S. 403ff., usw.

[5] Young, Drama, I, S. 678.

[6] Siehe Dürres Dissertation usw., im obigen, Anm. 11; ferner: Alfred Bäschlin, Die altdeutschen Salbenkrämerspiele (Mulhouse, 1929).

[7] Jeux et sapience du moyen âge; texte établi et annoté par Albert Pauphilet (Paris, 1941), S. 209–278; bes. S. 272ff.

[8] Creizenach, I. S. 109 usw. passim.

Nun sucht man aber solche komischen Elemente in der zitierten Hymnenstelle vergebens. Daher scheiden die späteren Versionen der Mercator-Szene als mögliche Vorlagen automatisch aus.

Es sei nun auf die folgenden Zeilen des Hymnus hingewiesen:

Sed tibi videtur parum,
Nam si tua esset Roma,
Totam dares in aroma.

Die Stelle will zum Ausdruck bringen, daß Magdalena beim Salbenkauf für jedes Opfer bereit war. Sie hätte sogar das Wertvollste in der Welt (= Rom als Wertmaßstab!) aufs Spiel gesetzt. Diese Formulierung scheint *indirekt* auf einen permanenten Zug der Osterspiele zurückzugehen. So lesen wir in einer aus dem 15. Jahrhundert stammenden und von Young zitierten Variante:

Phisicus: Ista pixis nobile continet unguentum
Ista cui simile non est inventum.
Si quis huius tercie deferat unguentum
Auri dabit integrum marcam aut talentum.
– Tibi dabimus. Heu! –
Hoc unguentum si multum cupitis,
Unum auri talentum dabitis;
Non aliter inde portabitis[1].

Der etwas ältere Prager Text (aus dem 14. Jahrhundert) enthält ebenfalls etwas Ähnliches:

Dabo vobis *unguenta optima* / Salvatoris ungere vulnera,
Sepulturae eius ad memoriam / Et nomini eius ad gloriam.[2]

Endlich bietet die Youngsche Sammlung einen weiteren Text, der aus der Diözese Tours und vielleicht aus dem 13. Jahrhundert stammt[3], worin wir zwei Salbenkrämer vorfinden. Hier ein Ausschnitt aus dem Gespräch der drei Marien und des Krämers:

Alius mercator dicat eis: Quid quaeritis?
Mariae simul respondeant: Aromata venimus emere,
o pigmentare, si habes
illud quod nobis necesse est.
Respondeat mercator: Dicite quid vultis?
Mariae simul respondeant: *Balsamum, thus et mirram,*
Silaloe *et aloes.*
Respondeat mercator: Ecce, iam ante vobis sunt omnia;
dicite quantum vultis emere?

[1] Young, I, S. 682.
[2] daselbst, I, S. 405.
[3] Young, I, S. 403ff.; vgl. Creizenach, I, S. 81ff., 89, 107, 153, usw.

Mariae simul respondeant:	Quasi centum libras satis habemus; dic nobis quantum demus, domine?
Respondeat mercator:	*Mille solidos potestis habere.*
Mariae simul respondeant:	*Libenter, domine.*[1]

In diesem Texte springen uns zwei Besonderheiten ins Auge: Erstens wird der Preis (Wert) der Salbe hervorgehoben. Zweitens finden wir die Wörter 'balsamum', 'thus', 'mirram', (silaloe), 'aloes' zusammen. Sie stehen unserer Hymnenstelle „*Murram et balsamum* emis / *Dans in aloes carenis*“ ziemlich nahe.

Infolge der deutlichen Übereinstimmung sind wir geneigt anzunehmen, daß der Text von Tours die Vorlage der zitierten Hymnenstelle ist. Ob man nun zwischen diese Vorlagen und den Hymnus noch Übergangstexte (Ableitungen des Osterspieles von Tours) einschieben kann, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Immerhin kann man hier wieder eine Hymnenstelle mit dem mittelalterlichen Drama in Verbindung bringen.

III

Im dritten Falle stehen mittelalterliche Darstellungen und zeitgenössische Hymnen einander gegenüber.

Mâle schreibt im Kapitel 'L'ancien et le nouveau symbolisme': «Le goût des oppositions symétriques ne disparaît pas: ... Le xve siècle même mit en honneur une opposition d'un nouveau genre. Il mit en parallèle les quatre évangelistes, non plus avec les quatre grands prophètes, comme faisait le xiiie siècle, mais avec les quatre Pères de l'Église latine: saint Augustin, saint Jérome, saint Ambroise, saint Grégoire le Grand... L'idée peut paraître ingénieuse, mais on voit bien qu'elle n'a pas de racines profondes...»[2].

Ganz ähnlich ist der Fall mit den zeitgenössischen Hymnen. Aus unserem kürzlich fertiggestellten Katalog von etwa 16000 in den Analecta Hymnica abgedruckten Hymnen konnten wir feststellen, daß nur ganz wenige Hymnen auf *die vier genannten Kirchenlehrer gemeinsam* gedichtet sind[3]. Alle diejenigen Hymnen, welche diese vier gemeinsam feiern, *stammen aus dem Spätmittelalter.*

---

[1] Young, I, S. 440. [2] Mâle, a.a.O., S. 224.

[3] AH 33. 25–26 (Nr. 21), 26 (Nr. 22); AH 37. 154–155 (Nr. 173), 155 bis 156 (Nr. 174); AH 44. 106 (Nr. 109), 106–107 (Nr. 110); AH 55. 27 (Nr. 22), 27–28 (Nr. 23), 403–404 (Nr. 362); vgl. auch AH 9. 285–286 (Nr. 390); AH 41b. 223 (Nr. 59); AH 49. 256–257 (Nr. 494).

Von diesen Hymnen sind die frühesten entweder am Ende des 14. oder zu Beginn des 15. Jahrhunderts entstanden. Manche reichen sogar ins 16. Jahrhundert hinein. Daß man auch hier gelegentlich die vier Evangelisten und die vier Kirchenlehrer miteinander in Parallele setzen wollte, ersehen wir aus der folgenden französischen Sequenz aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts:

2a. Gregorius, vir facundus,
Verbo dulcis, vita mundus,
Formam *hominis* tenuit.

2b. Ambrosius, *leo* fortis
Magnatorum nunquam mortis
Metu peccata tacuit.

3a. Ieronymus, *bos* secure
Gradiens, vias scripturae
Solidissimas docuit.

3b. Super omnes Augustinus
Alta petens vir divinus,
Vultum *aquilae* meruit[1].

Dazu bemerken die Herausgeber: „Interessant ist, daß die vier Symbole der Evangelisten hier den vier Kirchenlehrern zugewiesen werden.“ Die gleiche Tatsache, zwar etwas verdunkelt, zeigt sich in einer anderen, wahrscheinlich ebenfalls französischen Sequenz:

3a. Augustinus
Aquilinus...
....
....

6a. *Leo* monstrat
apum examine
Favo plenus
fide perspicua,

6b. Ambrosius,
de Christi nomine
Distillantem
verba melliflua[2].

Zudem begegnen wir in dieser Sequenz einer noch merkwürdigeren Symbolik. Hier wird Gott als Wagenlenker (*auriga*) dargestellt. Sein Wagen ist die Heilige Schrift; die Kirchenlehrer gelten als 'Pferde' des göttlichen Wagens:

1a. Rex delatus in quadriga,
Rector, currus et auriga
fert, quo fertur ferculum.

1b. Rotae sunt allegorica,
Textus mos anagogica,
Scriptura vehiculum.

2a. Nunquam labens,
Equos habens
Fortes, pulchros, pariles;
Orbem girant,
Nec delirant,
Sed girantes orbi spirant
Hinnitus terribiles.

2b. Hi doctores,
Qui ductores
Currus infallibiles,
Regem gerunt,
Summa quaerunt
Et errores rupes terunt
Per passus difficiles.

---

1 AH 44. 106 (Nr. 109).
2 AH 37, 154–155 (Nr. 173).

Auch die französische Sequenz 'Sancti visu columbino'[1] verwertet Bruchstücke dieser Symbolik. Dazu stellt sich noch die folgende Stelle aus der holländischen Sequenz 'Puro corde', in der das Bild infolge Erweiterung noch verschwommener wird:

3. Hi Apocalypsis equi
Prudentes et fortes, aequi,
Sobrii, quos decet sequi,
Si virtutem quaerimus.

4. Primus equus Gregorius,
Secundus fit Ambrosius,
Augustinus, Ieronymus
Alii, ut ferimus.

....

9. Albus equus moralizat,
Rubeus cathegorizat,
Niger vero syllogizat,
Et castigat pallidus[2].

Auch dieses Bild hängt mit der Evangelisten-Symbolik zusammen. Bei Abaelardus liest man nämlich in einem Evangelisten-Hymnus:

1. *Quadrigae Christi vehiculum*
Torcular gestat dominicum,
Quo botrus pressus in poculum
Reficit corda fidelium...

2. *Quadrigae rotae volumina*
Quattuor sunt evangelica,
Quorum scriptores clarissima
Promeruere sollemnia[3].

....

In einer Matthäus-Sequenz aus dem 12. Jahrhundert:

4a. Cum Johanne, Marco, Luca,
Prior trahit in carruca
Et *quadriga Domini*...[4]

In der Sequenz 'In Natale Evangelistarum' von Gottschalk von Limburg wird das Bild noch deutlicher:

7a. Sic sunt enim, Christe,
quadrigae/tuae salvatio,

7b. Quadrifida cruce
quam rotae/dant evangelicae.

8a. Auriga tui currus
super hos equos
scandens, Domine,

8b. Viam fac *equis tuis*
in luto multo
nostri pectoris[5].

Die Evangelisten-Hymnen, die diese Wagen-Symbolik enthalten, reichen zumindest bis ins 11. Jahrhundert zurück. Dagegen erscheinen die gemeinsamen Kirchenlehrer-Hymnen erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts. In dieser Hinsicht stehen sie in vollstem Einklang mit den von Mâle angeführten bildlichen Darstellungen, welche ebenfalls sehr spät auftauchen.

---

[1] AH 55. 27 (Nr. 22).
[2] AH 55. 403–404 (Nr. 362).
[3] AH 48. 198 (Nr. 203).
[4] AH 9. 223 (Nr. 300).
[5] AH 50. 368–369 (Nr. 286).

Mâle fügt noch hinzu: «...on sent que c'est une pensée sur laquelle les docteurs n'ont pas travaillé pendant des siècles. Jamais, en effet, les artistes n'arrivèrent à savoir quel Père de l'Eglise ils devaient opposer à chaque évangéliste. A Notre-Dame d'Avioth, par exemple, saint Grégoire est rapproché de saint Luc, mais, dans un vitrail de Bar-sur-Seine, il est rapproché de saint Jean. A Notre-Dame d'Avioth, saint Augustin est groupé avec saint Jean, mais à l' église de Souvigne-sur-Même (Sarthe), il est groupé avec saint Mathieu. Les artistes aimèrent cependant à reunir saint Marc et saint Jérome... tout simplement, parce qu'ils avaient tous les deux le lion pour attribut»[1].

Da die einschlägigen Hymnenstellen ziemlich selten sind, kann man aus ihnen in dieser Hinsicht keine festen Schlußfolgerungen ziehen. Es sieht aber so aus, als ob sie Ambrosius lieber mit Markus und Augustinus hauptsächlich mit Johannes verbinden möchten.

Es überrascht, daß Mâle weder auf das Bestehen eines gemeinsamen liturgischen Kultes der vier Kirchenlehrer im Spätmittelalter, noch auf die zitierten Hymnen Bezug nimmt, obwohl er in seinem Werke gern und häufig Hymnen anführt. In Wirklichkeit folgte die spätmittelalterliche Kunst in dieser Hinsicht nur den entsprechenden liturgisch-kultischen und literarischen Impulsen, welche aber – infolge des Hereinbrechens des Humanismus und der Reformation – nur vorübergehend und schwach zum Vorschein kommen.

Die drei obigen Untersuchungen führen uns zu Schlüssen allgemeiner Art. Man spricht gewöhnlich vom übernationalen Charakter der Kultur des Mittelalters, was bis zu einem gewissen Grade richtig ist. Doch muß man bei der Erforschung von Einzelerscheinungen oft nationale und geographisch-lokale Verhältnisse und Verbindungsmöglichkeiten mit in Betracht ziehen. Der Zusammenhang zwischen den oben erwähnten Passionsspielen, bildlichen Darstellungen und Hymnen wäre viel weniger überzeugend, wenn sie aus verschiedenen Ländern und nicht alle aus Frankreich stammten.

Mâles grundlegende Einstellung und Arbeitsmethode bleiben für uns stets anregend und wertvoll. Nur die gemeinsame Erforschung von Kunst, Literatur und Kultur kann ein Gesamtbild schaffen und

---

[1] Manche Arbeiten über die Beziehungen zwischen dem mittelalterlichen Drama und den Hymnen, bzw. lyrischer Dichtung: E. Pearson, Isolable Lyrics of the Mystery Plays, ELH 3, 1936, S. 228–252; Sr. St. Paul Wellington, The Influence of the Medieval Hymn on Medieval Drama (Ph. D. Dissertation – University of Southern California, 1930), ferner: H. Spanke, St. Martial Studien, ZFSL 54, 1931, 411–412.

die gegenseitigen Befruchtungen erhellen. Dabei können manche Einzelfragen, wie die obigen, nur aufgrund sorgfältiger Vergleiche gelöst werden. Dies gilt besonders dort, wo die Zahl der einschlägigen Belege gering ist, oder wo Ausdrucksweise, Textgestaltung und künstlerische Formulierung dunkel, bzw. unzureichend sind. In solchen Fällen, und gerade im mittelalterlich-französischen Bereich wird Mâle mit seinen Forschungen noch lange unser Wegweiser bleiben.

Edmonton, Kanada JOSEPH SZÖVÉRFFY

Wesen, Arten und Formen des Prädikativs

Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß die Darstellung der Satzgliedkategorien in den französischen Grammatiken einer gründlichen Überholung bedarf. So wird unter anderem zwischen Objektoid[1] (= Präpositionalobjekt), Adverbial und Circumstantial nicht unterschieden, indem diese Bauglieder des Satzes einfach als *compléments de circonstance* in determinierter Form *(compléments de temps, de prix, de poids, de contenance, de manière* etc.*)* beigeordnet erscheinen, z.B. in dem sonst Achtung einflößenden, prächtigen Werk Le bon Usage von Maurice Grevisse, § 201. Auch in der Verwendung gewisser Termini besteht Uneinstimmigkeit zwischen den Forschern[2].

Im *Lexique de la terminologie linguistique* von Jean Marouzeau findet man unter dem Stichwort *«prédicat»* folgende Erklärungen:

1) *terme qui est affirmé*
2) *prédicat de la phrase nominale*: *le jour paraît long*
3) *attribut (à l'exclusion du verbe attribut)*: *long*.

Doch verstehen die einen Grammatiker, unter ihnen Grevisse, unter *prédicat* und *attribut* ausschließlich das „Prädikatsnomen", die anderen wenden die beiden Bezeichnungen auf die vollständige Aussage an, eine Auffassung, die allein wissenschaftliche Geltung beanspruchen darf. Denn die häufig begegnende Gegenüberstellung: *«sujet et verbe»* erweist sich als unlogisch, da doch *«verbe»* nur die Wortart, nicht wie *«sujet»* die Satzgliedschaft bezeichnet. Die beiden Gegenstützen des zweigliedrigen Satzes sind bekanntlich „Subjekt" und „Prädikat". Das Prädikat, ob von synthetischer, analytischer oder noch komplexerer Form, *(L'auto file. – Ordre fut donné (= il fut ordonné). – M'est avis (= j'ai idée, je suppose). – C'est la question tranchée. – C'est un beau venez-y-voir),* ist das organi-

[1] Die hybride Bezeichnung, unter der die Präpositionalobjekte (als unreine Objekte) zu verstehen sind, stammt von K. v. Ettmayer.

[2] Über die störende Mehrdeutigkeit von *attribut* und *prédicat* äußert sich auch Hansjakob Seiler in seinem kürzlich erschienenen Buch Relativsatz, Attribut und Apposition, 1960, Verlag Otto Harrassowitz, Wiesbaden.

satorisch und zugleich konnektierend wirkende Herzstück, das alle Satzglieder umschlingt und dank seiner Setzungsdynamik das beseelende Element der Materie des Satzes bildet. „Situiert" es doch seinsartlich und zeitlich Handlung, Zustand, Eigenschaft oder Existenz des Subjekts oder sagt ein Geschehen oder einen Zustand in absoluter Form (= subjektlos) aus, z.B.: *Il pleut; – il se fait jour,* worin das ereignissetzende *il* (*«il événementiel»,* wie P. Imbs es bezeichnet) als Exponent des unpersönlichen Ausdrucks ohne eigentlichen syntaktischen Rang aufzufassen ist.

In engster Beziehung zum Prädikat steht das Prädikativ, das, im Wesen und daher auch im Umfang seines Anwendungsbereichs vielfach verkannt, den Gegenstand einer eingehenderen Behandlung bilden soll.

Das Prädikativ im weitesten Wortsinn ist die Angabe des Ranges, Zustandes, der Eigenschaft oder Haltung des Subjekts oder Objekts in fester oder loserer Verbindung mit dem Prädikatsverb. Es kann mit dem Vollzug der Handlung zugleich proleptisch prädikativ bestehend oder infolge der Verbbedeutung proleptisch (effiziert) gesetzt sein: Zustandsprädikativ *(prédicatif d'état)* und Ergebnisprädikativ *(prédicatif de résultat).*

Vom Standpunkt des Verbundenheitsgrades unterscheidet man:
1. das gebundene Prädikativ („Prädikatsnomen", *mot, (nom)* oder *complément prédicatif, prédicatif conjoint*),
2. das freie Prädikativ *(prédicatif libre),* das zwei od. drei Stufen aufweist. Als unmittelbare Aussagebestimmungen stehen die Prädikative auf demselben Plan wie die übrigen Satzglieder desselben Sinnbereichs.

Da das Prädikativ, gebunden oder frei, immer eine sinnmäßig zweifache Bezogenheit hat – entweder zum Subjekt und Prädikat oder zum Objekt und Prädikat –, ist es wohl in den meisten Fällen vom Adverbial und Circumstantial deutlich zu unterscheiden.

Das Adverbial wirkt ausschließlich als nähere Bestimmung zum Verb u.zw. als Qualifikation *(chanter bien, courir à toutes jambes, à qui mieux mieux*[1] *(= à l'envi), être régalé à bouche que veux-tu*[2], *faire qch. à la va comme je te pousse,* als Angabe der Art und Weise *(s'habiller à l'anglaise),* der Intensität, des Grades oder Maßes *(appeler qn. Monsieur le comte gros comme le bras*[3]; *vouloir être sûr*

---

[1] Syntaktische Malerei: Die Doppelsetzung von *mieux* malt das Überholen.

[2] Die Präposition *à* dient zur adverbialen Stilisierung des Fragesatzes, in dem *bouche* als Vokativ gesetzt ist.

[3] Der adverbiale Ausdruck ist ein syntaktischer Ausschnitt (*découpé syntactique*) aus Verbindungen wie: *un morceau d'or gros comme bras.*

de qch. coûte que coûte (à tout prix, absolument); donner furieusement dans le marquis; jouer à mort, travailler comme quatre, comme un nègre; avancer de deux minutes), des Mittels oder Werkzeugs *(écrire au stylo, peindre à l'huile, couper avec la faucille, frapper du pied),* der Verhältnismäßigkeit *(Chacun est taxé selon sa fortune).*

Das Circumstantial (Umstandsangabe), das sich auf den Gesamtinhalt des Satzes bezieht, bezeichnet ein im allgemeinen zufälliges, mit dem Subjekt in keiner unmittelbaren, inneren Beziehung stehendes Moment. Es handelt sich dabei um meist mehr oder minder statische Gegebenheiten: Umstand des Ortes *(Il est mort à Paris),* der Zeit *(ce soir, cette semaine, un beau jour, une fois),* der Gelegenheit *(au congrès, au concert* u.ä.*),* der Ursache oder des Grundes *(Je n'allais plus à l'auberge, faute d'avoir de quoi payer mon écot* (Lesage, Gil Blas), ferner um Angabe des Zwecks oder Zieles *(mourir pour la patrie; boire à la santé de qn. – On nous mènera à Bonifacio, histoire de manger des merles chez le patron Lionetti,* Daudet, L'Agonie de la Sémillante), der Bedingung, Voraussetzung, Annahme *(à moins de* 100 *francs vous n'aurez pas ce livre; – au moindre mouvement il roulait*[1] *(= aurait roulé) dans l'abîme,* E. Deschamps, Le Diamant); *sans lui (= n'était lui) j'étais perdu*[1], des Nichthemmgrundes oder Umstandes der Belanglosigkeit *(avec tout cela, malgré tout cela il n'était pas heureux),* der adversativen Beziehung *(au lieu de pénitence le criminel montra un cynisme effrayant).*

A. Das gebundene Prädikativ

Die engste Verbindung stellt die Formel: Kopulaverb + Prädikatsnomen dar *(verbe copule + terme prédicatif; prédicat analytique* ou *p. à «nucléus jumelé»,* wie L. Tesnière sagt*).*

I. Das Subjektsprädikativ *(prédicatif sujet)*

ist mit mehr oder minder entmaterialisierten Verben *(v. abstraits* oder *v. prédicatifs, verbes-formes)* verbunden, kann durch ein Substantiv, einen Infinitiv, ein Adjektiv, Numerale, Partizip oder Gerund, Pronomen, seltener durch ein Adverb, ferner durch ein Präpositional, einen Nexus oder selbst durch eine satzförmige Prädikatskomponente vertreten sein.

Unter den Seinsformen unterscheidet man:

a. ein Sein in rein modaler Funktion, = Sein (+) oder (—) in entscheidender (penetrativer), voluntativer, suppositiver, interrogativer und kontemplativer Setzung:

---

[1] Bezüglich der hyperbolischen Verwendung des Imperfekts s. ZRPh. 74, 1958, S. 254f.

1. *Cela est vrai.* – 2. *Entrez!* – *Que tous vos vœux se réalisent (puissent se réaliser!* – 3. *Soit x et y les mesures des deux arcs considérés* (zit. von Grevisse, a.a.O., § 820, 7). – 4. *Est-ce que cela est?*[1] 5. *Que le monde soit si beau!* „Daß die Welt so schön ist!"

β. ein Sein in semantischer Funktion, das folgende Arten umfaßt:

1. ein sich entwickelndes Sein = „Werden" *(devenir, se faire):* 2. ein ruhendes (statisches, situelles) Sein *(se trouver):* 3. ein dauerndes (duratives) Sein *(rester, demeurer);* 4. ein anscheinendes Sein *(sembler, paraître).*

Beispiele für Formen des Subjektsprädikativs:

1. a) *Il est médecin.* – *Les livres sont une consolation.* – *Elle paraissait vingt-deux ans.*

b) *Penser, c'est vivre.* – *Vivre, c'est agir.*

c) *La campagne est (devient, paraît) triste.* – *La famille dont il descend, est une des plus nobles.* – *Le spectacle reste pour jamais gravé dans la mémoire.*

e) *Nous sommes trois (au nombre de trois).*

e) *Nous sommes haletants, tout en sueur.* – *Je suis encore tout brûlant de tes caresses* (H. Duvernois, La Maison des confidences). – *Vous êtes toute la nuit miaulant*[2] *comme des chats de gouttière* (J. Aicard, Les deux Stablazaîres),

f) *L'Etat, c'est moi.* – *Je suis tout vôtre.* – *Ce n'est que cela? Ce n'est rien.* – *C'est peu (ce n'est pas tout) de travailler: Il faut savoir travailler.*

g) *C'est trop (bien, mal).* – *C'est ici, le congrès?* (P. Benoît, Le Délégué belge).

h) *Il est d'usage que...* – *Je suis à mon aise.* – *Je suis pour la paix.* – *Vos discours sont hors de saison (propos).* – *Vous n'êtes pas sans savoir (= vous êtes sachant, il n'est pas que ne sachiez).* –

i) *Il est deux heures passées.* – *J'eusse pu télégraphier moi-même à mademoiselle Mariannet: Ne comptez pas sur moi. C'eût été la question tranchée* (G. Courteline, Ah! Jeunesse). *Deux louis, trois à la rigueur et c'était les choses faites plus que bien* (ib.) (mit fiktiver *Fait accompli*-Darstellung). – *Si l'on attendait une heure, c'était la ligne de retraite sur Belfort coupée.* – *C'est mon rêve accompli*[3]. –

---

[1] Ein interessanter Fall: Sein als Thema und als These stehen einander gegenüber und zwar im „Außersein", im neutralisierten Seinszustand, auf dem Nullpunkt der Seinswertskala.

[2] Vgl. L *ita miserrimus fui fugitando* (Terenz, Eun. 847).

[3] Bezüglich dieser „sinnlich-gegenständlichen" Ausdrucksweise s. E. Glässer, Rom. Forsch., 65, S. 425

j) *Ce fut un sauve qui peut général. – C'est un va comme je te pousse. – C'est à qui courra le plus vite.*

2. Passiv mit transitiven, prädikativ-bezüglich gebrauchten Verben:

Il est cru (pensé, estimé, jugé, supposé, censé, réputé) être très intelligent (NcI). – *L'accusé fut reconnu coupable.*

3. mit konkreten, okkasionell prädikativ-bezüglich gebrauchten Verben:

De pâtre il avait glissé brigand (V. Hugo). – *Il pousse robuste*[1]. – *Nous y entrons sous-préfet, il faut en sortir préfet* (E. Pailleron, Le Monde où l'on s'ennuie, I, 2). *Il plane cygne après s'être envolé corbeau* (V. Hugo, Chât. VI, 13, 2, zit. v. Grevisse, § 206).

4. Feste Wendungen mit den Verben *monter, passer, être reçu, sortir, tomber,* die Sonderarten des „Werdens" bezeichnen:

Il est monté capitaine. – Il a passé (a été reçu) maître. – Il est sorti vainqueur[2]. *Elle est tombée malade*[3].

II. Das Objektsprädikativ *(prédicatif objet, attribut du complément d'objet, accusatif adjoint, complément prédicatif)*[4].

Bestimmte Bedeutungsgruppen von transitiven Verben in aktiver Form verbinden sich mit einem Objektsprädikativ, in passiver mit einem Subjektsprädikativ (vgl. I, 2): fügenötiger (obligatorischer) oder auch nur fügeüblicher (usueller) Gebrauch:

1. *faire* und seine speziellen Begriffsvarianten, die eine Veränderung, im besonderen das Versetzen in einen Rang oder Zustand und zugleich das Mittel oder die Art der Veränderung bezeichnen *(verbes effectifs, électifs, appellatifs): élire (qn. député, pape, roi, membre de l'Académie,* etc.), *créer* (*qn. maréchal, général, chef, évêque,* etc.), *appeler, (sur) nommer, qualifier, qn. (qch.); con-, instituer (qn. arbitre, juge, avoué, héritier, prisonnier), acclamer, proclamer (qn. empereur, roi, vainqueur), saluer (qn. empereur), promouvoir (qn. docteur, capitaine,* etc.), *ordonner (qn. diacre, prêtre), armer (qn. chevalier).*

---

[1] Vgl. im Deutschen: „zum Manne auswachsen".

[2] Vgl. L *superior discessit* (*evasit*).

[3] Die syntaktische Komposition entspricht einem **amaladir*.

[4] Dieser Abschnitt wurde mit einigen Änderungen und Ergänzungen nach der französischen Grammatik von E. Sokoll und L. Wyplel bearbeitet, wo das Prädikativ am allergründlichsten behandelt ist, vermutlich deshalb, weil Wyplel, dem wir das immer noch beachtliche Buch Sprache und Wirklichkeit verdanken, die Bedeutung des Prädikativs im Sprachleben erkannt hat.

Mit Präpositional: *choisir (prendre) qn. pour guide, prendre qn. à témoin, tourner qn. (qch.) en ridicule, teindre en jaune, marquer de blanc, remettre à neuf.*

Ergänzungen

a) Als Prädikativ kann in gewissen Fällen bei *faire* ein Infinitiv auftreten:

Sa bonté le fait aimer de tous. – Il a su se faire valoir (se faire aimer, haïr).

b) Wie *se faire (on se fait banquier, ingénieur, bureaucrate, épicier, militaire, que sais-je?* Loti*),* werden auch seine Besonderungen konstruiert:

Il s'improvisa maître de danse. – Il se plaça domestique. – Il se porta candidat[1]*. – Il se fit porter malade. – Mon oncle* Jules *s'établit marchand* (Maupassant). *Il se proclama le réformateur du bon goût.*

c) Bei *faire* tritt meist eine syntaktische Permutation ein, indem das Prädikativ als Resultatsobjekt und das eigentliche Objekt als Ausgangs- oder Basisobjekt erscheint:

On a fait de Paris une forteresse redoutable. – On a fait de lui une dupe.

d) Einige Wendungen lassen sich durch einfache Verben ersetzen:

zu I: *devenir sec = sécher. Le linge sèche au soleil; –*
devenir pâle = pâlir. Formel: Adjektiv + *-ir (iss).*
zu II: *rendre sec = sécher. Le soleil sèche le linge; –*
rendre net = nettoyer;
rendre doux = adoucir. Formel: *à* + Adjektiv + *-ir (iss).*

Bis zum 17. Jh. diente die Fügungsgruppe *rendre, faire* + Perfektpartizip zur Umschreibung des resultativen Präsens: *C'est pour vous rendre instruit de ma précaution* (Molière, Ecole des femmes, I, 1). S. Gamillscheg, Hist. franz. Syntax, S. 603, 1).

2. Verben des Denkens, Schätzens, Sagens und Wollens:

a) *Je la crus Navarraise,* ses *yeux et sa bouche et son teint la disaient bohémienne* (Mérimée, Carmen). *Dans sa croyance d'innocent, il pensait toutes les filles pareilles* (Daudet, Sapho). *Supposons cela vrai. – On le soupçonne traître. – Je le sais (connais, trouve, suppose) bon camarade*[2]. *– Il la savait de bon conseil*[3]. *– Je me le rappelle si vital (plein de vie). – Les petits seigneurs se reconnaissaient vassaux de seigneurs plus importants. – Je ne me connais pas d'amant* (Max et

---

[1] Ob im rechtssprachlichen Ausdruck *se porter pour appelant* das Partizip oder das alte Gerund nach *por* steckt, ist kaum zu entscheiden.
[2] Vgl. L *te amicum cognovi.*
[3] Vgl. L *Dumnorigem Caesar magni animi cognovit.*

Alex Fischer, L'Amant de la petite Dubois): ein Fall mit zweifacher Deutungsmöglichkeit: *me* kann als persönlicher Lokativ in Dativform nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung – vgl. *Je ne lui connaissais pas d'autre nom* (A. France, La Grappe de raisin) – oder eben als Akkusativobjekt und *d'amant* als qualifizierendes Prädikativ aufgefaßt werden[1]; vgl. *Je me sens une immense tristesse* und *Je me sens d'une immense tristesse. – On lui imputa cette peccadille à crime*[2]. *– Comptez-vous son secours pour rien? – Il trouva la conversation entre le père et la fille trop intéressante pour ne pas l'écouter* (Honoré de Balzac, Le Père Goriot). *Pour qui me prenez-vous?*

b) *Le président déclara la séance ouverte. – Peut-on appeler cela vivre? Non, cela s'appelle vivoter (végéter). – On le dit son ami. – Tu te dis de cette maison?* (Molière, Amphitryon, I, 2) „Du sagst von diesem Hause dich?" (H. v. Kleist). *Si tu étais capable d'une telle action, je te désavouerais (renierais, renoncerais) pour mon fils. –*

c) *Voulez-vous qu'on ferme la fenêtre? Non, monsieur, je la préfère ouverte. – Je te veux raisonnable et soumis. – Il y a des choses que je ne voudrais n'avoir jamais été faites.* – Mit prädikativem Relativsatz: *Ne fais pas à autrui ce que tu ne voudrais pas qui te fût fait à toi-même.*

Die Fälle in II, 2 enthalten ein zweigliedriges Objekt, bestehend aus der zur Satzgliedrolle gewandelten und daher verdichteten Verbindung von Subjekt und Prädikat: *Je le sais bon camarade* = *Je sais qu'il est bon camarade.*

3. Verben der sinnlichen Wahrnehmung *(verbes perceptifs)* u.ä.: *Je l'ai surpris (trouvé, avisé, découvert) lisant ce livre*[3]. *– On voyait les campagnes désertes. – Bien souvent en l'apercevant assis sur une roche, s'épongeant le front et reposant ses courtes jambes, je me demandais par quel miracle il s'y était juché* (E. Rod, Un Chalet en Espagne). *Je me voyais déjà trottant par monts..* (Mérimée, Colomba). *Les deux vieillards trouvèrent Talleyrand absorbé dans la contemplation de son feu, les pieds en avant, la tête appuyée sur sa main, le coude sur la table, le journal à terre* (zit. von J. Haas, Kurzgefaßte

[1] Andere Fälle dieser Nexusverdichtung, die durch eine Art Kontraktion der AcI-Fügung zu erklären ist; *Les vieux moyens s'affirment les meilleurs. – Ce Dansen s'affirme un grand artiste. – Si le monsieur s'estime un homme de tact. – Si le Bois de Boulogne s'affirme le fief des amoureux. – Vous m'avez supposé trop naïf. – Il le supposait l'amant de la baronne* (im selben Roman).

[2] Vgl. L *alcui alqd crimini dare, (ducere), habere, tribuere, vertere.*

[3] Grevisse erkennt dem Partizip abwegigerweise den Wert eines Umstandssatzes (*«proposition subordonnée circonstancielle»*) zu (Le bon Usage, § 773, 1), während in Wirklichkeit doch nur ein Objektsprädikativ vorliegt. Vgl. L *Video te scribentem.*

neufranzösische Syntax, § 130). *Rastignac les entendait tour à tour éclatant de rire, causant, se taisant* (H. de Balzac, *Le Père Goriot*). *Entends-tu l'avion qui vrombit?*

Im allgemeinen zieht man in klaren Fällen die Infinitiv-Fügung vor: *On a vu les ennemis dévaster la campagne = on les a vus. – J'ai vu démolir la maison = je l'ai vu démolir.*

Wenn der Infinitiv zum mitgedachten Subjekt das unbestimmte Personalpronomen *on* hat, d.h. subjektlos gebraucht ist, steht er unmittelbar nach dem Hauptverb.

Tout à coup l'arrière-garde se trouva attaquée: akzidentelles Passiv.

4. Verben des Darstellens (im weitesten Wortsinn):

Corneille peint les hommes tels qu'ils devraient être, Racine les peint tels qu'ils sont. – On a peint Napoléon traversant les Alpes sur un cheval fougueux. – On l'a représenté comme héros. – Regardons nos semblables comme frères. – Je les garantis calmes, on ne peut plus calmes (E. Pailleron, Le Monde où l'on s'ennuie, I, 9). *Seuls chez cette femme âgée, ils se montrèrent pleins de prévenance pour elle, lui épargnant des fatigues et des dépenses* (Maupassant, La Mère Sauvage), worin *épargnant* als explikatives Prädikativ die Zuvorkommenheit der drei deutschen Soldaten erläutert. – *Ils se comportent en bons voisins. – Il s'affirme comme (se fait passer pour) poète. – On le dénonça (indiqua, signala) comme voleur. – Il envisage sa charge comme un fardeau. – Le journal annonça (mentionna) la nouvelle comme vraie. – On vante ce savant comme génie. – Il ne faut pas proposer cet élève comme modèle. – L'occasion s'offrait belle.*[1] – *On porte cette ville comme ayant* 500000 *habitants. – Il se costuma (se déguisa) en Turc:* Ergebnisprädikativ.

5. Verben des Habens (Besitzens), Nehmens (der Besitzergreifung), Gebens (der Inbesitzsetzung):

a) *Il y avait un paysan qui n'avait (possédait) pour tout bien qu'un seul champ. – Je l'ai rachetée [la montre] avec tout ce que j'avais vaillant* (E. Souvestre, L'Oncle d'Amérique); vgl. *Il a dix mille écus vaillant* („als Vermögen, Kapital"), *ne pas avoir un sou vaillant, n'avoir plus rien vaillant*[2]. – *J'ai mon garçon soldat comme toi* (P. Déroulède, Un bon Gîte). – *Je n'ai qu'elle de fille* (Molière, Le Médecin malgré lui, II, 4). – *Elle portait pour ornement une bague. – L'ambi-*

---

[1] Andere Wendungen mit prädikativem *belle*: *Il l'a manqué (échappé) belle*; – *vous me l'avez baillé (fiché) belle (bonne).* Reste der einstigen Nichtschaltung des Partizips. Vgl. Grevisse, Le bon Usage, § 783, p. 692.

[2] *Vaillant* könnte wie *couleur, genre* absolute Nennung des Beziehungsgegenstandes sein. Vom sprachgeschichtlichen Standpunkt wäre es auch als direktes Objekt zu deuten, zu dem die Wertbestimmungen als „Subobjekte" treten.

tion nous tient jour et nuit haletants autour du succès „Der Ehrgeiz läßt uns Tag und Nacht atemlos dem Erfolg nachjagen". – *Tenez-vous cela pour dit.*

b) *Je l'engageai comme guide. – Prenez-le mort ou vif. – Il la prit pour femme. – Il l'adopta pour fils. – Il l'accepta pour compagnon.*

c) *Il donna le champ libre à ses passions. – Il lui laissa le champ libre. – On livra la ville en proie aux soldats.*

Ergänzungen

1. Die Fügung: *avoir* + durch den Artikel determiniertes Akkusativobjekt + Artadjektiv dient zur Merkmalsbestimmung:

Les Gaulois avaient la peau blanche, les cheveux blonds, les yeux bleus. – Robespierre avait les lèvres minces, le regard froid, le cœur sec, l'esprit lucide. –

Die prädikative Gestaltung der Merkmalsbezeichnung mittels *avoir* bewirkt die Artikelsetzung beim Objekt, das dadurch als psychologisches Subjekt gekennzeichnet erscheint, zu dem das Prädikativ das psychologische Prädikat bildet (*Leur peau est blanche, leurs cheveux sont blonds* usw.).

Daneben besteht auch die attributive Fügung: *Elle a des cheveux blonds,* bei der das Objekt als Mitteilungsziel gemeint ist.

2. Die Fügung: *avoir* + Akkusativobjekt + prädikatives Perfektpartizip dient:

a) zum Ausdruck des aus der Handlung resultierenden Zustandes: *Elle avait dix-neuf ans accomplis (révolus). – Il tenait la porte fermée*[1].

b) zum Ausdruck des Passivs[2], zu dem das Aktiv auf die Formel: *faire qch. à qn.* zu bringen wäre:

α) Il eut sa bourse volée (= On lui vola la bourse, la bourse lui fut volée). Van Meulen a eu le col tranché sur la place de Haarlem (Pierre Sinmare).

β) On s'apercevait que malgré toutes les précautions.. il y avait toujours quelque chose d'oublié (Daudet, Sapho). – *Il n'y eut que les nœuds de cravate de supprimés* (Daudet, Le Petit Chose).

Die unpersönlich-passive Fügung begegnet im Afrz. ziemlich häufig: *Cel jorn i ot cent mil lairmes ploredes* (Alex. 119, 5). *La ot ploree mainte larme* (Cligès, 4005). *Au departir ot.. de pitie plore mainte larme* in ursprünglich neutraler Form, daher ohne Schaltung

---

[1] Vgl. L *Caesar cohortes in acie LXXV constitutas (collocatas) habebat* („hatte stehen").

[2] Sogar diese Erscheinung läßt sich im klassischen Latein nachweisen: *vastata Poenorum tumultu fana deos habuere rectos* (= *statutos*) „bekamen die Götterstatuen neu errichtet" (Horaz, Carm. IV, 4, 47/48).

des Partizips (Escoufle, 8446). Vgl. E. Glässer, ZFSL 62, 3/4, S. 165ff., wo die Beziehung des Partizips auf das Objekt als sekundäres Phänomen und die unpersönliche Fügung mit neutraler Schaltung als älteste Form angenommen wird. Vgl. *L habet in ipsa cripta hebraeis litteris scriptum nomina* (Itin. Burg. 25, 6).

Die ursprüngliche prädikative Geltung des Partizips wird in der neuesten Form: *Il y eut des imprudences de commises* durch *de* belebt, das auch sonst als Prädikativzeichen auftritt.

c) zum Ausdruck des Mediums:

Il eut le visage allongé (la mine allongée) „Sein Gesicht wurde länger" (eigtl.: „Er bekam das Gesicht verlängert": Das Geschehen vollzieht sich am Subjekt (nach E. Gamillscheg).

Dieses Beispiel bildet den Übergang zur Formel: *avoir* (im p.s.) + nomen actionis als Objekt, die das Plötzliche des im Augenblick abgeschlossenen Vorgangs bei gleichzeitig passivem Verhalten des Subjekts kennzeichnet, z.B.: *Il eut un sourire, un cri, un geste d'impatience, un regard désespéré, un moment d'hésitation* u.ä.

d) *Les ennemis que j'ai eus à combattre* entspricht dem lat. *inimici quos habui impugnandos*. Dagegen: *Les ennemis que j'ai eu à combattre (j'ai eu à combattre les ennemis)*. Der Unterschied ist weniger semantischer als struktureller Natur.

B. Das freie Prädikativ

unterscheidet sich vom gebundenen im allgemeinen dadurch, daß es als (theoretisch) entbehrlicher Zusatz nicht von der Verbbedeutung gefordert wird, sondern nur durch die Absicht des Sprechenden zur Vervollständigung des Satzsinnes gesetzt erscheint. Als psychologisches Prädikat, m.a.W. durch die thetische Hervorhebung des Zustandes, der Haltung oder Eigenschaft des Subjekts oder Objekts erweitert das Prädikativ die vom Prädikatsverb geleistete Aussage, wobei es dessen Mitteilungswert abschwächt, z.B. *Britannicus est mort empoisonné*. Der Sprechende legt das Hauptgewicht nicht auf die durch das Verb ausgedrückte Tatsache des Todes an sich, sondern auf den Zustand des Subjekts, der das Ereignis begleitet, wodurch eben die Bedeutung des Verbs in den Hintergrund tritt. Es ist unrichtig zu behaupten, daß die prädikative Bestimmung den Verbbegriff vervollständigt, der natürlich unverändert bleibt. Dasselbe gilt wohl auch für die Objekte und Objektoide, die die Bedeutung der gegenstandsbezüglich gebrauchten Verben ebensowenig verändern.

Das freie Prädikativ – in verschiedenem Abstand vom Beziehungsglied – begegnet als Ausgangspunkt (Basis) oder als Ziel des

Mitteilungsinhalts – thematisches oder thetisches Satzglied – und tritt in mannigfachen Formen auf.

I. Das freie Prädikativ ersten Grades

Die Grenze zwischen dem gebundenen und dem freien Prädikativ ersten Grades ist nicht immer scharf zu ziehen. Wie auf anderen Sektoren der Syntax gibt es auch hier Grenzfälle, zumal gewisse Vollverben sich mit den eigentlichen „Prädikativverben" sinnmäßig berühren, z.B.: *Il vit* (≅ *est*) *heureux.* – *Il marche* (≅ *est*) *son égal.* Vgl. A, I, 3. Bei beiden Gruppen besteht keine Sprechpause zwischen Verb und Prädikativ.

1. In unmittelbarer Verbindung mit dem Verb (d.h. ohne Funktions- oder Verknüpfungspartikel, *mot-outil, jonctif*):

a) *Qui peut vivre infâme est indigne du jour* (Corneille, Cid, I, 8). – *Georges Bizet mourut jeune.* – *Le petit Pierre est assis tranquille sur les genoux de sa maman.* – *Il part furieux*[1]. – *Il arriva seul, faible et malade.* – *Les heures s'envolent rapides*[2]. – *La neige tombe abondante.* – *Sa vie s'écoulait uniforme.* – *Calli elle est née, Calli elle mourra.* – *Egoïste vous êtes né, égoïste vous mourrez* (A. Theuriet, Le Noël de M. Maroise) mit affektischer Spitzenstellung des Prädikativs. Vgl. *Soldat je suis, (et) soldat je reste.*

b) *Je t'aimais inconstant; qu'aurais-je fait, fidèle?* (Racine, Andromaque, IV, 5). *Nous voilà mangeant et buvant*[3] (P.-L. Courier, Lettr. d'Italie). *Il trouva Delphine étendue sur sa causeuse, au coin du feu, fraîche, reposée* (H. de Balzac, Le Père Goriot). *Vous trouverez la copie ci-incluse (ci-jointe).* – *Vous recevrez ces livres francs de port.*

2. Durch ein Funktions- oder Hilfswort eingeführt:

a) α) *M. Valentin, s'il aimait les plantes en collectionneur, aimait les fleurs en poète* (E. Rod, Un Chalet en Espagne). – *Je vous dis cela en collègue, en ami.* – *Il a agi (s'est conduit) en honnête homme*[4].

---

[1] Grevisse betrachtet *partir* als «verbe copule», was unannehmbar ist, da *partir furieux* keine Sinneinheit darstellt (*il part – il est furieux*: zwei trennbare Bedeutungen, deren Verknüpfung, im Grunde genommen, eine syntaktische Kontraktion bildet, indem das Prädikativ wie die Apposition sich als Prädikatsverdichtung herausstellt.

[2] J. Marouzeau sieht in «*rapides*» eine Enallage. Vom rein syntaktischen Gesichtspunkt handelt es sich um ein Subjektsprädikativ, das lebendiger, sinnfälliger, plastischer wirkt als das abstrakte Adverb *rapidement.*

[3] Das Gerund bezeichnet das Andauern der Handlung, das Präsenspartizip das Andauern des Zustandes.

[4] Vgl. L *in praesidio erant relicti* (Caesar, Bell. Gall., VII, 62, 8); *in munere ferre* (Vergil, Aen. V, 537).

Il l'a ordonné comme chef. Il travaillait encore comme vieillard. – Thetisches Prädikativ.

Comme + Prädikativ charakterisiert: es hebt das für die Vollführung der Handlung maßgebende Merkmal hervor und hat deshalb oft kausalen oder konzessiven Nebensinn.

Von diesem kennzeichnenden *comme* ist das vergleichende *comme* zu scheiden:

a′. *Il est (reste) comme pétrifié.*

b′. α′) *Le rocher se dresse comme un mur.* β′) *Elle nage comme un poisson. – Il fut régalé comme un prince.*

Das Prädikativ (Prädikatswort) bezeichnet in diesen Fällen: a′. die dem Subjekt nicht vollkommen zuerkannte Eigenschaft, b′. die Person oder Sache, die mit dem Subjekt dieselbe Eigenschaft hat (α′) bzw. dieselbe Handlung vollführt oder erleidet (β′).

Zu unterscheiden: *Il mourut philosophe* (Er war Philosoph und starb als solcher): *Il mourut en philosophe* („als Philosoph" = „so wie ein Philosoph, nach Art eines Philosophen".

Dieses prädikative *en* fällt mit dem adverbiellen *en*[1] zusammen, das die Art und Weise der Handlung bezeichnet: *Il se défendit en héros = héroïquement, avec héroïsme.* Vgl. ferner *se battre en désespéré, obéir en esclave.*

β) *De tout le mois de mars, nous n'eûmes pas un jour de bon* „hatten wir keinen Tag schön" (Daudet, L'Agonie de la Sémillante). Vgl. A, II, 5, Erg., 2, b) α). *Vous n'êtes pas, je pense, de ces commis voyageurs qui lisent leur journal de couchés* (J. Aicard, Les deux Stablazaïres). Dieses *de* stammt aus dem Provenzalischen, wo es zur adverbiellen Stilisierung von Ausdrücken der Körperhaltung dient. Näheres s. NSp, 40, S. 235 ff. – *On l'a traité d'égal (à égal)*[2]. – *On peut qualifier une telle réponse d'impertinence*[2]. – *Il nous servait de guide.*

Zu dem prädikativen *de* könnte man vielleicht auch das *de* des „erzählenden" Infinitivs stellen, z. B.: *Et toute la diligence de rire* (= *voilà toute la diligence riant, à rire, qui rit*) (Daudet, Tartarin de Tarascon). Die Präposition bedeutet einen schüchternen Versuch grammatischer Formung, indem sie die Wucht des klobigen Infinitivs mildert, der die Handlung in ihrem Verlauf oder affektisch

---

[1] Vgl. L *in orbem* (= *in modum orbis*) *consistere* (Caesar, Bell. Gall. V, 33, 3); *cubiculum in hapsida curvatum* (Plinius, VI, 20, 18); *desinere in piscem, mugire in bovem* (Apuleius); *histrio fractus in feminam* (Hieronymus, ep. 79, 9).

[2] Diese Beispiele könnten auch unter das gebundene Prädikativ gereiht werden.

in ihrer Vollendung darstellt[1], je nachdem man der Präposition einen materiellen oder bloß funktionellen Wert zuschreibt.

b) *De pâtre il avait glissé brigand* (V. Hugo). *De valet tu reviendras homme* (V. Hugo, Hernani, III, 8). *De contrebandier on devient voleur avant d'avoir réfléchi* (Mérimée, Carmen). *Elle se retrouva femme de pauvre bétail à plaisir qu'elle était* (Daudet, Sapho). *De chantres des dieux et des héros ils [les bardes] se firent les courtisans des hommes* (V. Duruy, Histoire de France). *De matelot il le fit cuisinier* (E. About, Le Roi des montagnes). *De rouge il devint livide*[2]. *De* + Prädikativ in Verbindung mit Verben der Veränderung bezeichnet einen früheren Zustand: Prädikativ der Vergangenheit[3].

3. In Form des Präpositionals:

Il s'en alla dans la joie (= *joyeux*). – *Dans la lumière et dans le bruit S'éveille le petit village* (P. Bourget, L'Aurore sur la Mer). – *Dans son rôle de Faust il a été excellent.* – *Il ne faut pas clocher devant les boiteux* (= *se trouvant devant les boiteux*). – *Avec savoir* (= *joint au savoir*) *vient avoir.* – *Il laissa sa femme sans ressource* (= *dépourvue de ressource*). Dagegen: *Il partit sans tambour ni trompettes:* Begleitumstand.

4. In Form des prädikativen Relativsatzes: *J'ai le sang qui me monte à la tête.* – *J'ai les yeux qui me piquent.* – *J'avais le cœur gonflé et le sang qui me bouillait* (E. Souvestre, Le Philosophe sous les toits) mit syntaktischer Asymmetrie (Dissimilation).

Je le vois qui court (= *courir, courant*). Den Ursprung dieses merkwürdigen Relativsatzes erklärt Gamillscheg aus dem Bedürfnis, die Zweideutigkeit gewisser Fälle zu beseitigen, z.B.: *Je le vois peindre,* das sowohl für *je le vois peignant* als auch für *je vois comme on le peint* stehen kann. Oder: *Je l'ai vu(e) dessiner.* Gesprochen kann der Satz bedeuten: *Je l'ai vue dessiner* (= *dessinant*) oder: *Je l'ai vu dessiner* (=* *j'ai vu comme on la dessinait*).

5. In Form des Gerunds:

Une servante arriva en courant („kam gelaufen" =* „als Laufende"). Dagegen: *Je me suis fatigué en courant* (= *à force de courir*): modales Adverbial als semantische Prädikatskomponente[4] („ich

---

[1] Vgl. dt.: „und die ganze Postkutsche gelacht".

[2] Vgl. it.: *Da ricco che era divenne miserrimo.* S. St. Škerlj, Osservazioni sul carattere, popolare o dotto che sia, dei costrutti del tipo «*giunto che fu*» ,«*bello com'è*» *e simili,* Comunicazione letta all VIII Congresso di studi romanzi (Firenze, 3–8 aprile 1956).

[3] Vgl. L *adloquor extremum maestos abiturus amicos, qui modo de multis unus et alter erant* (Ovid, Trist. III, 1, 15/16).

[4] Vgl. L flumen *nando traicere* (Livius) „einen Fluß durchschwimmen", «*passer la rivière à la nage*»; – *indutias fallendo impetrare*

habe mich müde gelaufen"). Ebenso: *Je me suis enroué en criant* = *je me suis égosillé (aphoné)* („ich habe mich heiser geschrien" < *„heiser gemacht durch Schreien"). *En demandant on va à Rome.*

Leicht erkennt man das Prädikativ in den folgenden Gerundien, wo es auf das Subjekt oder Objekt bezogen ist, mit Hilfe der syntaktischen Frage: In welchem Zustand (in welcher Lage, in welcher Haltung) (befindlich)? Bei welcher Tätigkeit? *Tout en marchant je rêvassais à mes affaires* (Duhamel). *Elle sourit tout en pleurant encore.* – *La duchesse sourit en disant* (H. de Balzac, Le Père Goriot). *Non, dit Delphine, en souriant* (ib.). *Eh bien! oui, mon père, dit-elle en se jetant sur une chaise en pleurant* (ib.)[1].

6. In der Fügung *à* + Infinitiv:

Il était longtemps à me reconnaître „Es dauerte lange, bis (bevor) er mich erkannte". – *Il était longtemps à ne pas* (= *sans*) *me reconnaître* „Lange erkannte er mich nicht". – *J'étais (restais) quelque temps sans lui parler.*

Zu unterscheiden: *On est longtemps à ouvrir* „man öffnet lange nicht" und: *On n'ouvre pas longtemps* „man öffnet nicht lange".

Nous étions à la fenêtre à attendre la mère. – *Il est demeuré une heure à lire la communication.* – *Il resta quelques moments à réfléchir* (= *il resta pensif pendant quelques moments*).

7. Als Nexus:

a) In Bezogenheit auf das Subjekt:

Il s'approcha les yeux baissés. – *Il se tenait debout la casquette à la main.* – *Les hommes lui parleront chapeau bas* (Daudet, La belle Nivernaise). *Ils passaient souvent une demi-journée côte à côte, la ligne à la main et les pieds ballants au-dessus du courant* (Maupassant, Deux amis). *Ils marchaient bras dessus, bras dessous.* – *Un honnête homme et un noble projet vont toujours figure découverte* (Dumas, zit. von Gamillscheg, Hist. franz. Synt., S. 596). *Elle savait toujours apparaître le sourire sur les lèvres et les yeux rayonnants* (zit. von J. Haas, Neufranzösische Syntax, § 130, b)[2].

Alle diese Beispiele, von denen man das eine oder andere bereits zum Prädikativ zweiten Grades stellen könnte – man brauchte nur die allfällige Pause vor dem Prädikativ durch einen Beistrich anzudeuten –, lassen zwei Deutungen zu: Die betreffenden Satzglieder

---

(Caesar) „sich einen Waffenstillstand erschwindeln"; – *diem noctemque continuare potando* (Tacitus, Germ. 22) „Tag und Nacht durchzechen", «*passer jour et nuit à boire*».

[1] *En pleurant* ist dem vorangehenden *gérondif* untergeordnet.

[2] Dieser Gelehrte geht entschieden zu weit, wenn er diese Bauglieder als „nominale Nebensätze" bezeichnet.

ROMANISTISCHE
NEUERSCHEINUNGEN



KLAUS HEGER

Die bisher veröffentlichten Ḫarǧas und ihre Deutungen

1960. gr. 8⁰ XVIII, 206 Seiten. Geh. DM 42.–
Für Abonnenten der ZfrPh. DM 36.–
(Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie. Heft 101)

Die seit 1948 publizierten mozarabischen Ḫarǧas – spanische Schlußverse arabischer und hebräischer Gedichte des 11. bis 14. Jahrhunderts – sind die ältesten Zeugnisse des Gebrauchs einer romanischen Volkssprache in der Lyrik. Ihre sprachliche und literarhistorische Interpretation ist unmittelbar mit der wichtigen Frage nach der Entstehung der romanischen Lyrik im allgemeinen und der Troubadourlyrik im besonderen verknüpft. Die lebhafte Diskussion, die daher in der romanistischen Forschung durch sie hervorgerufen wurde, ist vorwiegend in Zeitschriften geführt worden, die in Deutschland wenig bekannt und schwer zugänglich sind. Daraus hat sich die Tatsache ergeben, daß die von den Ḫarǧas aufgeworfenen Probleme bisher von der deutschen Forschung noch nicht in dem Maße beachtet wurden, das ihnen angesichts ihrer Bedeutung gebührt.
Der vorliegende Band soll deshalb den gesamten Komplex von Problemen in einem kritischen Überblick über die bisherige Diskussion und unter Vorlage der Texte sowohl der Ḫarǧas selbst als auch der zeitgenössischen theoretischen Äußerungen über sie zugänglich machen. Zu diesem Zweck war es notwendig, über den Rahmen einer einfachen Textsammlung hinaus die bisher publizierten Ḫarǧas und ihre

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

sämtlichen, in Aufsätzen in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Textdeutungen zusammenzufassen. Unter »Textdeutungen« sind dabei die auf Grund der unvokalisierten arabischen resp. hebräischen Manuskripte erstellten, in vielen Fällen stark voneinander abweichenden spanischen Ḫarǧa-Texte zu verstehen, die für den Romanisten erst das eigentliche Textmaterial bilden. Gleichzeitig soll die möglichst vollständige Aufnahme der gegebenen Deutungen – ungeachtet ihres bisweilen hypothetischen Charakters – dazu dienen, die bei der Erstellung der Textdeutungen eingeschlagenen Wege und ihre wechselseitige Abhängigkeit sichtbar zu machen.
Mit dieser Zielsetzung will die vorliegende Sammlung nicht nur einen ersten Überblick über das bisher von der Ḫarǧa-Forschung Erreichte geben. Darüber hinaus soll auch derjenige, der im Rahmen der notwendigen Zusammenarbeit von Romanistik und Orientalistik diese Forschung weiterführt, in ihr ein geeignetes Arbeitsinstrument vorfinden, das ihm alle in der bisherigen Diskussion begangenen Wege in übersichtlicher Form aufweist.

MARIANNE MÜLLER

Le Patois des Marécottes

(Commune de Salvan, Valais)

1961. gr. 8⁰ XIX, 319 Seiten, mit 23 Abb. im Text. Geh. DM 98.–
Für Abonnenten der ZfrPh. DM 83.–
(Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie. Heft 103)

Bisher ist das Gebiet zwischen Martigny und der französischen Grenze sprachgeographisch noch nicht erforscht worden. Aus diesem Grunde hat die Verfasserin des vorliegenden Werkes die Mundart von Les Marécottes, ein im savoyischen Bereich des Frankoprovenzalischen gesprochenes patois, in der Gesamtheit ihrer sprachlichen Äußerungen studiert und aufgezeichnet. Die Arbeit war dringlich, da die Mundart von Les Marécottes – wie manche anderen Dialekte der romanischen Schweiz – im Aussterben begriffen ist und mehr und mehr dem Einfluß des regionalen Französisch unterliegt.
Der Schule der »Wörter und Sachen« verpflichtet, stellt diese Forschungsarbeit keine Folge isolierter Analysen zur Grammatik, Lexikographie und Lautlehre dieses patois dar, sondern eher eine Art Photographie des ländlichen Lebens im Val de Trient, wie es sich in der Sprache ausdrückt. Es werden, in phonetischer Umschrift und in französischer Übersetzung, zahlreiche patois-Texte, z.B. über Krankheiten und ihre volkstümlichen Heilmittel, über Küchenrezepte, Spiele und Feste, Haus- und Landarbeiten, Schlachtfeste usw., gebracht, wodurch sich ein vollständiges Bild des ländlichen Lebens abzeichnet, geordnet nach dem Hallig-Wartburgschen »Begriffssystem«. Die Präsentation der Texte ist konkret und situationsnah.
Dem Werk sind, nach der von Jud und Jaberg eingeführten Methode, Photographien und Zeichnungen beigefügt, so daß der Leser eine lebendige Vorstellung von dieser Mundart gewinnt.

Bibliographie 1951-1955

In Verbindung mit Otto Klapp bearbeitet und herausgegeben von

ALWIN KUHN

1961. gr. 8⁰ XVI, 1067 Seiten. Geh. DM 238.–
(Zeitschrift für romanische Philologie. Supplement zu Band 67–71)

Die für Romanisten und Bibliotheken unentbehrliche »Bibliographie zur ZfrPh.« gibt mit diesem neuen Band in systematischer Anordnung eine Übersicht über die in den Jahren 1951–1955 erschienenen Veröffentlichungen auf allen Gebieten der romanischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Das in zwei Lieferungen erschienene Werk umfaßt 21 526 Nummern, ein Namenregister und ein detailliertes Inhaltsverzeichnis.

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

JÜRGEN VON STACKELBERG

Tacitus in der Romania

Studien zur literarischen Rezeption des Tacitus in Italien und Frankreich

1960. gr. 8° XI, 298 Seiten. Kart. DM 26.–

Die vorliegende Habilitationsschrift untersucht die Wirkungsgeschichte des großen römischen Historikers in den beiden Hauptliteraturen der Romania. In fünfzehn Einzelstudien zeigt der Verfasser die Spuren auf, die Tacitus vom Ausgang der Antike bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der italienischen und französischen Literatur hinterlassen hat. Im Mittelpunkt des Interesses steht die politische und moralistische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, stehen Machiavelli und der »Tacitismus« einerseits, Montaigne und die Moralistik andererseits.
Tabellarische Übersichten, umfangreiche Literatur- und Namenverzeichnisse, sowie ein detailliertes Inhaltsregister am Schluß der Arbeit dienen der faktischen Information, während der Text ideellen Gesichtspunkten den Vorrang gibt.
Wenn die Vorstellungen, die die einzelnen Autoren der Romania sich einst von Tacitus machten, in moderner Sicht vielleicht als verzerrt, einseitig und extrem erscheinen mögen, so ergibt sich aus der überschauenden Betrachtung der einzelnen Konzeptionen doch ein weit farbigeres und schichtenreicheres Gesamtbild des antiken Autors, als es der moderne Betrachter gewinnt, wenn er, ohne der zwischenzeitlichen Ausformungen zu achten, sich ausschließlich und unmittelbar dem antiken Urbild zuwendet.
In diesem Sinne dürfte somit das von einem Romanisten für Romanisten geschriebene Buch auch für den klassischen Philologen und den Historiker von Interesse sein.

Spanische Sonette des Siglo de Oro

zur vergleichenden Interpretation zusammengestellt und herausgegeben von

HARALD WEINRICH

1961. kl. 8° XII, 95 Seiten. Kart. DM 3.80
(Sammlung romanischer Übungstexte. Band 44)

Die vorliegende Auswahl von 92 Texten ist für die Interpretation, vornehmlich im Universitätsunterricht, bestimmt. Sie trägt der Erfahrung Rechnung, daß wir besonders gut die Eigenart eines Textes erkennen, wenn wir ihn mit einem anderen vergleichen, der unter irgendeinem Gesichtspunkt mit ihm verwandt ist. So treten alle Sonette dieser Sammlung gepaart, bisweilen auch in Gruppen zu viert auf und bieten sich zum Vergleich an. Die Aspekte, unter denen sie vergleichbar sind, sind möglichst mannigfaltig ausgewählt; der Interpret wird ohne Mühe erkennen, ob es sich um Doppelfassung, Imitatio, Themavariation, Kontrafaktur, Parodie, Kommentierung, Transposition, Kontrast, Kontamination, Antwort, Polemik oder irgendeinen anderen Gesichtspunkt handelt.
Einleitend skizziert der Herausgeber, indem er knapp und präzise die Eigenheiten der einzelnen Dichter charakterisiert, die Geschichte des Sonetts in Spanien in seiner klassischen Periode, von den Anfängen des Petrarkismus über die Meisterschaft Lope de Vegas und Góngoras bis zum Ausklang des klassischen Sonettierens bei Sor Juana Inés de la Cruz.

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

können als Subjektsprädikative von einem mitgedachten *ayant* abhängen oder aber auf absoluter Nennung beruhen.

β) In Bezogenheit auf das Objekt:

Pas un porteur sur vingt ne prend soin de ne point placer sens dessous dessus les valises (J.-L. Vaudoyer, Laure et Laurence, p. 214, zit. von Grevisse, Le bon Usage, §. 527 Hist., Fußn. 1). *D'aussi loin qu'il m'en souvienne, je vois mon petit frère Jacques les yeux rouges et la joue ruisselante* (Daudet, Le Petit Chose). *Elle la trouva allongée sur le lit, cheveux épars, sanglotant* (St. Pierre, zit. von Gamillscheg, Hist. franz. Syntax, S. 596). *Je me vis nez à nez avec Zulpick* (Erckmann-Chatrian, Le Trésor du vieux seigneur).

Il a de l'argent plein ses poches oder mit psychodynamischer Inversion bei gleichzeitig syntaktischer Permutation: *Il a ses poches pleines d'argent* (in dieser Form zu A, II, 5).

Eine interessante Verwendung beschreibender Prädikative zeigt die folgende Stelle aus der für die sentimentale Ironie des Daudetschen Stils besonders charakteristischen Erzählung: *Les Vieux: Vous voyez le tableau d'ici: Le vieux qui tremble et qui se hisse, les petites bleues cramponnées à sa chaise, Mamette derrière lui haletante, les bras tendus.*

Es scheint hier das ganze Arsenal der vom Impressionismus angewandten Ausdrucksmittel des Nominalstils in den Dienst syntaktischer Malerei gestellt worden zu sein: hat man es doch mit verschiedenen Arten prädikativer Setzung zu tun. Schon die Relativsätze sind nicht attributiv determinierend, sondern als aussagende, verkappte Nominalsätze zu deuten: *le vieux tremblant et se hissant.* Das Perfektpartizip vertritt als verdichtete Zustandsaussage ein selbständiges Prädikat, ebenso das Präpositional, während, im Grunde genommen, nur *haletante* und les *bras tendus* gewöhnliche Formen des Prädikativs zweiten Grades darstellen.

Das angekündigte „Bild" wird durch die statische Gestaltung der den einzelnen Motiven entsprechenden sprachlichen Korrelate näher ausgeführt. Auch die Relativsätze enthalten trotz der Richtformen von Tatverben keinen Verlauf, sondern geben ein Momentbild wieder.

Die ganze Schilderung ist die Explikation des vorausweisenden «tableau» in Form einer freien Apposition, die jedoch nicht die gewöhnliche, eingliedrige Struktur aufweist, sondern aus verschiedenartig geformten zweigliedrigen Nominalsätzen besteht. Vgl. B, IV, 2.

II. Das freie Prädikativ zweiten Grades (peripheres Prädikativ, *prédicatif disjoint, détaché, périphérique*)[1].

Durch seine rhythmische Eigenständigkeit gekennzeichnet, ist es vom Beziehungsglied mehr oder weniger weit entfernt.

1. In einfacher Form:

a) auf das *Subjekt* bezogen: *Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses*[2] (Malherbe).

Secrétaire d'Etat sous la Restauration, le Marquis cherchant à rentrer dans la politique, préparait .. sa candidature à la Chambre des Députés (Flaubert, Madame Bovary).

Docteur en médecine, âgé de cinquante ans, jouissant d'une bonne position et sûr de lui-même, le confrère ne se gêna pas pour rire dédaigneusement (Flaubert, Madame Bovary) „Doktor der Medizin, fünfzig Jahre alt, gut situiert, selbstsicher, scheute sich der Kollege nicht, geringschätzig zu lachen".

Enorme, immobile, il était là, regardant la petite chèvre (Daudet, La Chèvre de monsieur Seguin). *Calme et fier, il s'avança sur la chaussée* (Daudet, Tartarin de Tarascon). – *..frais, dispos et de bon appétit, il descendit à la grande salle prendre son café* (Erckmann-Chatrian, Le Trésor du vieux seigneur). *Enfin, ennuyé, assoupi, Rodolphe alla porter la boîte dans l'armoire* (Flaubert, Madame Bovary). *Cependant, au haut de la table, seul parmi toutes ces femmes, courbé sur son assiette remplie, et la serviette nouée dans le dos comme un enfant, un vieillard mangeait, laissant tomber de sa bouche des gouttes de sauce* (ib.)[3].

Un grand fleuve.. tantôt lent, il serpente entre des prés fleuris... tantôt rapide, il s'enfle (Arnault, zit. von Gamillscheg, Synt., S. 38)[4]. *Autour de lui la foule, curieuse, se pressait.* – *Là viennent la nuit,*

---

[1] Grevisse nennt diese rhythmisch, nach Gamillscheg „psychisch selbständige" Form des Prädikativs «*adjectif détaché*», Kr. Sandfeld spricht von einem «*prédicat indirect*», P. Hoeybye von einer „prädikativen Apposition", Damourette-Pichon von «*épamphitète*».

[2] *Que* ist nicht «*adverbe conjonctif*», wie Grevisse meint, sondern gehört untrennbar zu *ce*, mit dem es das Maßobjekt bildet; vgl. L *quantum*.

[3] Die Beispiele aus Flaubert stammen aus der mir von Herrn Prof. Wandruszka liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellten Sammlung syntakt. Erscheinungen.

[4] Die Bezeichnung „Apposition", die auch Gamillscheg für diese reinen Prädikative als Zustandsangaben verwendet, hätte nur in etymologischer Bedeutung („Anfügung") ihre Geltung.

voyageurs moroses et brutaux[1], *les sangliers* (P. Benoît, Mademoiselle de la Ferté).

Comme chasseur de casquettes, Tartarin n'avait pas son pareil. – *En tant qu'homme, il le plaint, en tant que juge, il le condamne* (Ac.). – Thematisches Prädikativ. *Le faubourg était plus puissant persécuté qu'il ne l'était triomphant* (zit. von J. Haas, Kurzgefaßte franz. Synt., § 92). Ein gleiches Nebeneinander von gebundenem und freiem Prädikativ begegnet in dem von L. Remacle aus dem Wallonischen angeführten Beispiel[2]: *Il èsteût pus bê gamin k'i n'seûhe isteûre «il était plus beau, petit garçon, qu'il ne soit maintenant»* (wörtlich für: *qu'il ne l'est maintenant*). Der Verfasser fügt teilweise richtig hinzu: ‚*gamin = étant gamin, lorsqu'il était gamin*', équivaut à un c. cironstanciel. Diese Gleichsetzung stimmt allerdings nicht: *gamin* ist keine *Umstands*angabe. *Il me regarda, stupéfait* (A. de Saint-Exupéry, Le petit Prince). *Les deux hommes se saluèrent, l'un cérémonieux et grave, l'autre hautain et glacial* (E. Rod). *J'allais, léger comme une chèvre, regardant mes deux chiens fourrager devant moi* (Maupassant, La Mère Sauvage). *Gérard entra bientôt, tout de noir vêtu, heureux, fier, radieux, et ..beau* (H. de Bornier, Comment on devient beau). *Et la bonne vieille de dire, Moitié larme, moitié sourire* (P. Déroulède, Un bon Gîte) mit prädikativen Substantiven in der Bedeutung von Präsenspartizipien; vgl. *à moitié riant, à moitié chagrin* (Gyp, La Ginguette). *Quand mon flot roule, calme et plein* (M. Boucher, La Rivière). *Tête à tête ils sont là, réglant et retranchant, Arrangeant* (= *à régler, qui règlent..*) *l'univers* (V. Hugo, Hernani, IV, 2). *Nous passâmes ensemble toute la journée, mangeant, buvant et le reste* (Mérimée, Carmen).

Tout le monde est sur le balcon, à guetter (Daudet, Le Photographe).

A + Infinitiv nach *être, rester, demeurer* + Orts- oder Zeitakkopula hat Prädikativwert. Vgl. B, I, 1 f.), wo dieselbe Fügung in engerer Verbindung auftritt. *Nous restâmes l'un près de l'autre longtemps, sans parler* (= *silencieux*), *rêvant* (= *à rêver*) (Maupassant, Le Soir).

b) auf das Objekt bezogen:

Pleurante, après son char, vous voulez qu'on me voie (Racine, Andromaque, IV, 5). *Pauvres et mal payés, on ne saurait leur demander d'être honnêtes* (E. About, Le Roi des montagnes). – *Jeune homme,*

---

[1] Dieses Beispiel illustriert die erwähnte Bezeichnung „prädikative Apposition".

[2] Vgl. dt.: „Die Liebe macht Frauen sehend blind" (Zobeltitz, „Kuriose Geschichte") mit gebundenem und freiem Prädikativ im Akkusativ.

le bien nous vient en dormant (H. de Balzac, Le Père Goriot). *Tout à coup il vit passer près de lui, allongeant ses grandes jambes et rengorgé comme un dindon, un superbe chameau* (Daudet, Tartarin de Tarascon).

2. In komplexer Form:

a) als Nexusprädikativ:

Cocher devant, laquais derrière, la calèche de la sous-préfecture l'emporte majestueusement (Daudet, Le Sous-préfet aux champs). *Les pieds croisés, la raquette à la main, à peine essoufflées, elles causaient, riaient, discutaient les coups* (J. Normand, Courage de femme). *L'œil en feu, la voix tonnante, le geste dominateur, la tête illuminée de génie, il était beau* (H. de Bornier, Comment on devient beau). *Là, Myrtille, fatiguée, les pieds meurtris, sa petite jupe déchirée par les ronces, s'assit au pied d'un chêne* (Erckmann-Chatrian, Myrtille). – *...père Louveau boit, la tête renversée, les yeux mi-clos, claquant la langue pour déguster son vin blanc* (Daudet, La belle Nivernaise). *Elle les regardait de côté, sans parler* (= *silencieuse, en silence*), *mûrissant une idée et le visage impassible* (Maupassant, La Mère Sauvage). *Il avait fui, allègre, l'oreille rouge, les narines ouvertes* (F. Mauriac, zit. von Gamillscheg, Synt., S. 597). Die meisten dieser Beispiele zeigen die absoluten Fügungen in Beiordnung mit anderen Formen des Prädikativs (Adjektiv, Partizip, Infinitivfügung). Das periphere Prädikat der absoluten Fügung, m.a.W. das Prädikat im Nexusprädikativ kann verschiedene Formen annehmen (Partizip, Adjektiv, Präpositional, Adverb). *La vie s'écoulait uniforme, les jours succédant aux jours:* explikatives Prädikativ zu *«uniforme»*, dem es logisch und psychisch untergeordnet ist.

Diese Satzspuren lassen sich wegen ihres skizzenhaften Charakters als Bauglieder dem Satzrahmen ein- oder anfügen. Im allgemeinen sind sie beschreibender Natur und wirken unter Umständen grundierend oder inszenierend[1].

b) in der Form des prädikativen Relativsatzes:

Elle est à la cuisine, qui fond des balles (= *à fondre, fondant..*) (Mérimée, Colomba). *Tout le jour il est là, qui travaille.*

Nicht ganz klar ist die folgende Stelle aus der Erzählung Le Ruisseau von Alphonse Karr: *Mon ami, tu es là que tu te promènes* mit volkstümlichem analytischen Relativ, bestehend aus dem Relativadverb *que* und dem Personalpronomen. Hierher gehört das von St. Škerlj analysierte Beispiel aus dem Italienischen: *Aïda*

---

[1] E. Lerch behandelt sie als „inszenierende Adverbialbestimmungen". Diese Charakterisierung ist aber wegen der sinnmäßigen Bezogenheit auf das Subjekt oder Objekt nicht ganz zutreffend.

era nell' orto, che coglieva l'insalata fresca. Er sieht in *che* die den Begleitumstand einleitende Konjunktion. In diesem Falle bestünde keine unmittelbare Verbindung zwischen dem Zentralverb *era* und dem peripheren *coglieva,* so daß das Satzgefüge folgendermaßen zu deuten wäre: „Aida war (= befand sich) im Garten und stach frischen Salat". Vergleicht man jedoch den italienischen Satz mit den französischen Beispielen, so liegt die Vermutung nahe, daß auch im it. *che* das Relativ steckt und im Französischen durch: *Aïda était au jardin, qui cueillait la salade fraîche* (= *à cueillir, cueillant..*).

III. Das freie Prädikativ dritten Grades: Prädikativ mit Nebensatzwert *(prédicatif propositionnel en subordonnée condensée* oder *raccourcie).*

Die Aufstellung dieser Kategorie könnte mit Skepsis aufgenommen werden, zumal einige der hieher gehörigen Fälle als Umstandsangaben behandelt wurden. Doch entscheidet die Möglichkeit der syntaktischen Fragen: In welchem Zustand, in welcher Lage, Haltung oder Eigenschaft vollführt oder erleidet das Subjekt die Handlung bzw. wird das Objekt von der Handlung erfaßt? den Prädikativwert des betreffenden Baugliedes. Freilich sind auch die Grenzen zwischen den Gruppen II und III fließend. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur den von J. Haas angeführten Satz in der Postierung des Adjektivs zu variieren: *Affamée,* (= *quand elle est affamée*) *la bête se rassasie; – la bête, affamée,* (= *comme elle est affamée*) *se rassasie*[1]*; – la bête se rassasie, affamée.*

Das Prädikativ mit Satzwert kann eine temporale, kausale, konditionale, adversative oder konzessive Beziehung (mitgedacht) enthalten. Sein Modus- und Tempuswert hängen vom Zentralverb ab.

1. temporal: *Enfant* (= *étant enfant*), *Boieldieu s'amusait à faire l'aumône. – Laurianne, retour* (= *étant retournée*) *de la campagne, était gaie comme un pinson* (Courteline, Une Canaille).

Chaud (= *quand il est chaud*), *l'air occupe plus de place.*

Une fois en mouvement, il ne s'arrête plus (Ac.) – *Avec ces moucherons-là on ne sait jamais quel âge ils ont* (Daudet, L'Enfant espion).

Sur le point de mourir, (= *près de mourir, moribond, mourant*) *quelque faible qu'il fût, le pauvre homme regardait encore son appareil fonctionner sur la table* (Grevisse, p. 1093, IV)[2].

---

[1] *La bête affamée se rassasie*: ohne Pause entsteht attributive Beziehung des Adjektivs.

[2] In der Analyse kennzeichnet Grevisse den Nebensatz «*quelque*

Présente, je vous fuis, absente, je vous trouve (Racine, Phèdre, II, 2) mit Bezogenheit auf das Objekt.

Rien qu'en regardant cette vallée, je redeviens enfant[1] (Musset, Souvenir).

2. kausal: *Honteux de son échec, il se tut. – Malheureux, j'avais des droits à prétendre l'être* (Gobineau). – *Malade, je ne pouvais pas sortir. – Le maître, généreux (qu'il était), pardonna. – Mon ami, médecin, ne pouvait autoriser ce voyage*[2]. – *Comme fils de Stenn, chacun lui demandait son avis* (Daudet, L'enfant espion).

3. kondizional: *Heureuse, elle eût été ravissante* (zit. von Gamillscheg, Synt., S. 38). *Les lions de saint Irénée se précipitant dans la chambre n'y auraient pas produit plus de stupeur* (Daudet, Les Vieux).

4. adversativ: *Orateur remarquable, Atticus écrivait médiocrement*[3]. – *Autrefois économe et sobre, il s'émerveillait lui-même de ce changement*[4] (A. France, Crainquebille). *Si joyeuse autrefois, elle était devenue grave* (P. Louys, La Femme et le Pantin) = *Elle (qui) avait été si joyeuse et dire qu'elle ...*

6. konzessiv: *Vous le fréquentez, sachant qu'il est un fripon. – Quoique pauvre, il vit heureux. – Quoique blessé, il se défendit encore. – Il faut obéir à nos parents, même injustes* (= *quand même ils seraient injustes*). *Les dépêches, bonnes ou mauvaises, font trop mal* (O. Béliard, L'Interview). *Ces guerriers en étant moins polis n'en étaient pas moins grands* (Voltaire, Ep. au roi de Prusse, 20 avril 1741) ≅ *pour être moins polis ...* –

Bestimmte Fälle, vor allem die mit Supplementen (Subjunktionen oder Adverbien) können auch als verkürzte Nebensätze gelten: „Satztorsi", die auf das sinntragende Prädikatskomplement reduziert sind.

---

faible qu'il fût» als „gallicisme qui unit à «*regardait*» la proposition complément circonstanciel d'opposition". Da «*faible*» den Zustand des Subjekts während der Handlung angibt, handelt es sich um einen konzessiven Prädikativsatz.

[1] Grevisse nimmt ein «gérondif causal» an, doch scheint ein temporales Verhältnis (= *à regarder* „beim Anblick") näher zu liegen.

[2] Marouzeau deutet «*médecin*» als „*apposition circonstancielle*", vermutlich, weil die Tatsache, daß der Freund des Sprechenden Arzt ist, als Umstand aufgefaßt wird. Vom sprachtheoretischen Standpunkt liegt jedoch ein Prädikativ mit kausalem Nebensinn in Form einer Apposition vor.

[3] L. Tesnière führt den Satz in seiner *Esquisse d'une Syntaxe structurale*, p. 5 als Beispiel für eine „*apposition*" an. Doch hat man es hier mit einem adversativ charakterisierenden Prädikativ zu tun.

[4] Vgl. L *Marius, magnus et clarus antea, maior atque clarior haberi coepit* (Sallust, Bell. Iug., 92, 1).

IV. Das freie explikative Prädikativ in Form eines nominalen Hauptsatzes.

1. Zwischen dem freien Prädikativ zweiten Grades und dem mit dem Wert eines explikativen Nominalsatzes hält das folgende Beispiel die Mitte:

Tout à coup, je me la rappelai [la chaumière] telle que je l'avais vue pour la dernière fois en 1869, *propre, vêtue de vignes, avec des poules devant la porte* (Maupassant, La Mère Sauvage).

2. Nun ein typisches Beispiel für explikativ-beschreibende Prädikative in Form ein- und zweigliedriger Nominalsätze:

Il [le Morenito] s'endormit bientôt profondément, et il était, ma foi! très beau ainsi: – étendu tout de son long sur la dalle blanche, un bras replié sous sa tête crépue, – fermant ses paupières aux longs cils et entr'ouvrant dans un vague sourire ses lèvres rouges (A. Theuriet, Conte de Pâques).

Doch darf man diese beschreibenden Prädikative trotz ihrer Ähnlichkeit einerseits nicht mit den attributiven Bestimmungen vom Typ: *Le capitaine Mercadier – trente ans de service, vingt-deux campagnes, trois blessures*[1] *– venait donc d'obtenir sa pension* (F. Coppée, Les Vices du capitaine), anderseits nicht mit explikativen Nominalsätzen ohne grammatisches Beziehungsglied verwechseln, z. B.: *Un très beau bal: des fleurs partout, des toilettes fraîches, un orchestre excellent* (A. Theuriet, Les Pêches).

C. Das einfach bezogene (einstützige) Prädikativ der Wortsyntax.

I. *Le Bourgeois gentilhomme* „der Bürger als Edelmann", *Balzac graphologue* „Balzac als Graphologe", *L'Apache roi* u. ä.

II. *Le(s) premier(s)-né(s), le(s) dernier(s)-né(s), un(e) aveugle-né(e), une fille mort-née; les nouveaux venus, les nouveaux-mariés; une rose fraîche cueillie, une porte grande ouverte.* Als Neubildungen (von den Puristen zu Unrecht getadelt); *les blessés graves, les blessés légers*[2].

Schlußfolgerung.

Die vorangehende Darstellung des Prädikativs dürfte die Notwendigkeit einer Neugestaltung der Satzgliedlehre hinreichend erwiesen haben.

So hat sich vor allem für diese lebendige, formenreiche und in der Literatur wegen ihrer Plastik häufig angewandte syntaktische

---

[1] In köstlicher Nachahmung des Militärpaßstils.

[2] Man sollte nach dem Vorbild von *les grands brûlés* auch **les graves blessés, les légers blessés* erwarten.

Kategorie eine beträchtliche Erweiterung ihres Anwendungsbereichs als geboten herausgestellt.

Freilich harren noch einige Probleme einer endgültig befriedigenden Lösung. Bisher hat man unter *attribut* das „Prädikatsnomen“ und das „freie Prädikativ ersten Grades“ zusammengefaßt, eine Vereinfachung, die zweifellos Bedenken erregen muß. Denn in einem Satz wie: *Il part furieux* kann man doch das Vollverb *partir* nicht schlankweg als „*verbe copule*“ betrachten, zumal es weder mit «furieux» eine syntaktische Legierung bildet noch an sich eine prädikative Ergänzung fordert. Eine andere Frage ist allerdings, ob man die Bezeichnung „gebundenes Prädikativ“ nur auf die Zustands- oder Eigenschaftsbestimmungen in Verbindung mit den eigentlichen Kopulaverben beschränken soll oder auch auf Vollverba ausdehnen darf, mit denen das okkasionelle Prädikativ ohne Sprechpause verbunden ist („freies Prädikativ ersten Grades“). Im letzten Fall hätten beide Gruppen als Unterarten des gebundenen Prädikativs zu gelten. Oder man unterscheidet zwischen Prädikats-Komponente (Prädikatsrest, Akkopula, „Prädikatsnomen“) und Prädikativ in gebundener und freier Form.

Ein weiteres Problem bildet die Abgrenzung von usueller und okkasioneller Kopula. Wie sehr dieses Kapitel Klarheit vermissen läßt, beweist die Oberflächlichkeit, mit der es in den Grammatiken abgetan wird. So findet sich z.B. in dem angeführten Buch von J. Haas, § 135 *On le croit heureux* unter der „usuellen“, *nous le regardons, considérons comme riche* unter der okkasionellen Kopula erwähnt, obgleich *croire* häufiger in ursprünglicher Bedeutung, ohne Prädikativ auftritt.

Ich unterbreite die Lösung dieser Fragen jenen Forschern, die an einem Neuaufbau der Syntax interessiert sind, die als Königin der Linguistik die würdigste Behandlung verdient.

Graz MORITZ REGULA

Lexikalisches und Etymologisches

1. span. *mijo* „Hirse", 2. span. *rabo* „Schwanz", 3. frz. *chaintre* „Ende des Ackers, wo der Pflug wendet", 4. mfr. nfr. *benoîte* „Benedikten-kraut", 5. sard. (log.) *kordza* „Rinde", 6. rum. *urdoare* „Augentriefen", 7. afr. *ort* „schmutzig", 8. fr. *se plaindre* „témoigner son mécontentement de qch.", 9. ait. *gignore* „Lehrling", 10. prov. *trusar* „stossen", 11. piem. *kolumb turré* „wilde Taube", 12. fr. *oindre* „flatter, caresser", 13. afr. *vair* „bunt", „Grauwerk", 14. ital. *gallinelle* „Plejaden" (Gestirn), 15. ital. *saetta* „Blitz", 16. südfr. *mandre* „Fuchs", 17. umbr. *altare, petto* „seins de la femme", 18. ital. *balena* „Blitz", *balenare* „blitzen", 19. span. und portg. *galga* „Mahlstein", 20. obw. *triep* „Trupp", „Rudel".

1. Span. *mijo* „Hirse"

Dieses Wort sowie kat. *mill* und portg. *milho* von gleicher Bedeutung verlangen für das Grundwort *-ī-* (dagegen klt. *mĭlium*). Brüch[1] sieht darin richtig den Einfluß von *mīlle* „tausend". Er stützt seine Erklärung in Analogie zu der bei Augustinus, Sermones 101, 3 begegnenden Wendung: *triticum millenum* „tausendfach Frucht tragender Weizen". Weiterhin beruft er sich auf Bemerkungen bei Polybios, Strabo und in den Geoponica (nach Pauly-Wissowa) über die außerordentliche Fruchtbarkeit der Hirse. Explizit beweisend für Brüchs Erklärung ist nun die Tatsache, daß die Lautung *-ll-* und die Anlehnung an *mīlle* wirklich überliefert sind. Schon bei dem ins Ende des 2. Jhs. gehörenden Grammatiker Sextus Pompeius Festus liest man[2]: *milium quidam putant cepisse nomen a maxima nummorum* (correg. *numerorum,* Lindsay) *summa quae est mille*[3]. Im Kommentar des Hieronymus zu Amos ist überliefert[4]: *Vidi et*

---

[1] Zeitschrift für Französische Sprache und Literatur 53, 266 (REW 5572 ist irrtümlich ZFSL 43, 266 angegeben).

[2] *Sexti Pompei de verborum significatu quae supersunt...* Ausg. W.L. Lindsay, Bibl. Teubn. 1913, 146, 5.

[3] Vgl. auf einer pompejanischen Wandinschrift: *Moram si quaeres, sparge milium et collige* (*Inscriptiones parietariae Pompeianae,* Ausg. Zangemeister, Berlin 1871, Nr. 2069).

[4] Hieronymus, *in Amos Comment.,* Migne PL 25, 1073B.

in auro adamantem magnitudine millii... Desgl. im Kommentar zu Isaia[1]: *Sicerum autem* (scil. *diximus*) *omnem potionem, quae inebriare potest... sive illa frumento, sive hordeo, sive millio... conficiatur*. Auch der lateinische Oribasius (6. Jh.) kennt anscheinend nur die Lautung *-ll-*:[2] *faba viridis, fasioli, cicer, lupinis milleus et his similia...*[3] *milleus...*[4] *Hordeus in omni usu refrigdat; milleus panicus*... Und Isidor von Sevilla erklärt[5]: *milium a multitudine fructus vocatum*. Auch in den Excerpten, die Angelo Mai einst aus spätlateinischen medizinischen Schriften vorgelegt hat, findet sich der Hinweis[6]: *Milium, genus seminis, per -i-*.

2. Span. *rabo* „Schwanz“

In der *Ars veterinaria* des Pelagonius (nach 350) liest man[7]: *Ad suffusionem rapo equi*... Ihm bemerkt zur Stelle (S. 170) „'in rapo' si recte traditur, significari videtur pars, pedis[8] equi dicta fortasse a similitudine rapi. Cf. Columella XII 56 ubi rapa, priusquam condiantur, decussatim ferramento lunatico incidenda ait; rapum arboris apud Senec. ep. 86, 16, 18; cf. γογγύλιον“. So weit Ihm. Aus seiner Anmerkung erhellt die metaphorische Fruchtbarkeit des Wortes *rapum* „Rübe“. Die hier uns unmittelbar angehende Stelle findet sich nun in einem anderen Veterinärtext, in der *Mulomedicina* des Chiron (etwa nach 350 und vor 388)[9]: *si quod jumentum caudam parietibus fricat et exulcerat se, sic curat, in ipsum rapum caudae invenies pilos, quorum extremas partes in ipso rapo plus demerserint ... diligenter caudam expurgato, usque dum non fricet. seta in cauda ut renascatur celerius, aquam mulsam facito et ex aqua saepissime lavato locum et adipe ursino rapum confricato*. Es ist klar, daß hier mit *rapum* der fleischige Teil des Schwanzes bezeichnet wird. Diese

---

[1] Hieronymus, *Comment. in Isaiam*, Migne PL 24, 317 D.
[2] Oribasius Latinus, *Synopsis*, 4, 17 Aa. – Vgl. J. Svennung, *Wortstudien zu den spätlateinischen Oribasiusrezensionen* „Uppsala, Universitets Årsskrift“ 1933, Bd. 3, S. 97.
[3] Oribasius Lat. ib. 4, 22, 1 Aa.
[4] Ib. 4, 32, 1 Aa.
[5] Isidor von Sevilla, *Orig.*, Ausg. Lindsay, Oxford 1911, Bd. 2, 17, 3, 12.
[6] *Excerpta ex libris medicinalibus*, Class. auct. ed. A. Mai, Bd. 6, Rom 1835, 566 b.
[7] Pelagonius, *Ars veterinaria*, Ausg. Ihm, Bibl. Teubn. 1892, 236, S. 80.
[8] Vgl. prov. *raba* „Kniekehle“, bresc. *ravot* „Wade von dicken Kindern“ (REW 7065).
[9] *Mulomedicina Chironis*, Ausg. Oder, Bibl. Teubn. 1901, S. 224, 27.

Scheidung zwischen *cauda* und *rapum* findet sich noch heute im Spanischen[1]: „El habla popular distingue perfectamente entre „rabo“ y „cola“ en el uso fraseológico. Así en valenciano... rabo es sólo la parte carnosa y coa la parte peluda de la cola de un caballo o de una zorra“. Damit ist die erstmals von Mahn (gegen Diez, der von *rapere* ausgehen wollte) aufgestellte Etymologie (s. Corominas l. cit. und ibid. 970a) endgültig sichergestellt. Mahn stützte sich seinerzeit auf deutsch „Rübe“, womit gleichfalls der fleischige Teil des Pferdeschwanzes benannt wird. Vgl. dazu[2]: „reudig und schäbig auff der rüeben, so etwa ein ross an der rüeben gestossen oder geschlagen were worden, so nimb bronnenkress“.

3. Fr. *chaintre* „Ende des Ackers, wo der Pflug wendet“

REW 1574, 2 werden fr. *chaintre*, prov. *canse* „Ende des Ackers, wo der Pflug wendet“ zu *canceru* „Krebs“ gestellt. Meyer-Lübke bemerkt dazu ib. 3: „Die Bedeutungsentwicklung von frz. *chaintre* ist unklar. Thomas denkt an „Gitter“ als Vergleichspunkt für die Furchen, doch ist vielleicht eher an das Umwenden und Zurückgehen des Pfluges zu denken, das als Krebsgang gefaßt wurde...“ Nun bringt W. Egloff in seiner schönen Arbeit über die Sprach- und Sachkultur eines Dorfes in der Dombes photographische Abbildungen über das, was mit *chaintre* bezeichnet wird[3]. Man sieht dort, daß mit *chaintre* ein ziemlich breiter Streifen unbebauten Landes benannt wird, welcher sich zwischen dem gepflügten Acker und einer Hecke oder sonstigen zaunähnlichen Abgrenzung befindet. Aber auch dieses Stück unbebauten Feldes wird in den Hochtälern des Verdon und der Bléone zum Schluß mit Hacke oder Spaten bearbeitet[4] oder quer gepflügt: *fáire la čaŋsiə*[5]. Demnach ist die von Meyer-Lübke vermutete Verbindung zu *cancer* „Krebs“ kaum in Erwägung zu ziehen. Es ist vielmehr die Bedeutung *cancer* „Gitter“,

---

[1] Corominas, *Diccionario crítico etimológico de la lengua castellana,* Bern 1954, 3, 969b.

[2] Sauter, *Rossartzney* 178 (nach J. Grimm und W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch,* 8. Bd., Leipzig 1893, S. 1335).

[3] W. Egloff, *Le paysan dombiste. Étude sur la vie, les travaux des champs et le parler d'un village de la Dombes,* Paris 1937, planche 6, Nr. 20; planche 12, Nr. 41.

[4] Vgl. dazu die Definition im Dictionnaire languedocien-français des Abbé De Sauvages: „l'espace de terre qui reste à labourer aux deux bouts d'un champ où la charrue a tourné et qu'on ne peut labourer qu'a la maille ou au louchet“ (zit. nach A. Thomas, *Mélanges d'etymologie française,* Paris 1902, S. 45).

[5] L. Flagge, *Provenzalisches Alpenleben in den Hochtälern des Verdon und der Bléone,* Firenze 1935, S. 46.

„Schranke", „Grenze" zugrunde zu legen, wie Antoine Thomas vorschlug (s. oben). Es konnte ja leicht diese Bedeutung auf den der Einzäunung vorgelagerten Feldstreifen übergreifen, genau wie afr. *chancel* (< **cancellum*, kl. *cancelli -orum*, Diminutivabltg. von *cancer* „Gitter", „Schranke", „Grenze") in einer Kirche den für die Geistlichkeit bestimmten Chorraum bedeutend, ursprünglich auch „Einzäunung", „Schranke" besagt (sc. die, welche den Priesterraum vom Hauptschiff trennt)[1].

4. Mfr. nfr. *benoîte* „Benediktenkraut"

FEW 1, 324b: „Seiner Heilwirkung wegen wird auch das Benediktenkraut mfrz. nfrz. benoîte genannt". So weit das FEW. Die Pflanze *herba benedicta* war unter diesem Namen schon der antiken Botanik bekannt[2]. Das lateinische Mittelalter führt dann diese Bezeichnung fort, wie etwa aus Hildegard von Bingen (1098–1178) ersichtlich ist[3]: *Benedicta calida est. Si autem ullus homo eam comederit, aut in potu sumpserit, eum ad ardorem libidinis incendit. Sed si quis toto corpore et in viribus corporis sui defecit, benedictam in aqua coquat, et calidam saepe bibat, et vires corporis recipiat.* Es ist zu beachten, daß Hildegard schon *benedicta* sagt, und nicht mehr *herba benedicta,* wie es noch im Lateinischen hieß. Mfr. *benoîte* erscheint so als die vulgäre Entsprechung eines mittelalterlichen botanischen Terminus.

5. Sard. (log.) *kordza* „Rinde"

REW 2233 ist unter *corium* „Leder" auch log. *kordza* „Rinde" aufgeführt[4]. Da die Bedeutung „Rinde" für *corium* im Thesaurus

[1] H. Rheinfelder, *Kultsprache und Profansprache in den romanischen Ländern,* Genève und Firenze 1933, S. 84, 85. – Hierher gehörige Ableger von *cancellum* sind noch Arbedo *kanžęl* „Raum für die Zicklein im Stall", V Maggia „Schweinestall" (FEW 2, 1, 174b; die obengenannten *cancer*-Reflexe der Galloromania fehlen im FEW). – Vgl. noch die analoge semantische Entwicklung von engl. *bar* (OxfDict 1, 661, II u. III).

[2] Der Thesaurus (2, 1871, 5ff.) bringt dafür Belege aus Glossen und aus Ps. – Apulejus.

[3] *Physica Hildegardis,* Argentorati 1553, lib. II, cap. 162, S. 65. – *Beneoîte* (in halbgelehrter Bildung) begegnet übrigens schon in altfranzösischer Zeit. Im lateinisch-altfranzösischen Glossar von Tours (12. Jh.) heißt es: *Benedicta, Gariofilata, sana munda, beneoite.* (S. Hotter, *Die Pflanzennamen des lateinisch-altfranzösischen Glossars von Tours,* Diss. Innsbruck o.J. S. 41).

[4] Weitere sardische Reflexe bei M.L. Wagner, *Dizionario etimologico sardo,* Dispensa 5, Heidelberg 1958, S. 382b.

nicht weniger als drei Mal belegt ist[1], sollte auch im REW zur Bedeutung „Leder" die Bedeutung „Rinde" zum Grundwort hinzutreten.

6. Rum. *urdoare* „Augentriefen", „Augenbutter"

Dieses Wort verlangt als Etymon ein **horridor, -ore* (REW 4187): „von *horridus:* it. *ordo,* alomb. *orrio,* aprov. *ort,* nprov. *orre,* fr. *ord* „schmutzig"... Der ursprüngliche Sinn ist also „Schmutz" (vgl. frz. *ordure,* ital. *cacca d'occhi*)"[2]. Klt. (*h*)*orror* findet sich nun in der Tat in einer mit dem rumänischen Wort sich berührenden semantischen Charakteristik in der Lebensbeschreibung des Anianus von Orléans (451 n. Chr.)[3]: *Protinus in terra deorsum exspuit et digito parumper pulvis conteruit, oculorum cilia reddito linuit: protinus aperti sunt oculi eius, et tamquam scameus orror labit inde, mixto cruore.* Der Ansatz **horridor -ore* hat seine lautliche Entsprechung in dem gut bezeugten *frigidor, -ore* (*frigidus* → *frigidor: horridus* → **horridor*)[4].

7. Afr. *ort* „schmutzig"

Die romanischen Ableger von *horridus* „starrend, rauh, struppig, schauerlich" besagen „schmutzig"[5]. Der im Romanischen vorliegende semantische Sachverhalt kann sich im Rahmen des für das Spätlatein oft beobachteten Konkretisierungsprozesses von Abstrakten vollzogen haben[6]. Es ist aber auch möglich, daß in den romanischen Reflexen von *horridus* von Haus aus eine elliptische Aus-

---

[1] Vgl. dazu aus dem Glossarium Ansileubi (um 750): *Corticem corium arboris* (Ausg. Lindsay, Mountford u.a., Paris 1926, S. 149b, Nr. 2318, 2319). – ...*cupressi* (scil. *coria*)... bei Dioscorides (Thes. 4, 954) stimmt genau zu sard. centr. *kòrʒa,* log. *kordza* (Wagner op. cit.).

[2] Sextil Pușcariu, *Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache,* I. Lateinisches Element, Heidelberg, 1905, Nr. 1828.

[3] *Vita Aniani episcopi Aurelianensis.* MGH, Passiones vitaeque Sanctorum aevi Meroving., ed. Krusch, Hannover 1896, S. 121, 9.

[4] Thes. 6, 1, 1325, 13ff. – Oribasius gebraucht für „Ohrenschmutz" gleichfalls nicht kl. *sordes,* sondern ein *surdor*: „Oribasius lat. La Ad *surdores*... in auribus — *περὶ παρωτίδων.* Das Wort ist dreimal in Glossen belegt..." (J. Svennung, *Wortstudien zu den spätlateinischen Oribasiusrezensionen,* Uppsala, Språkkvetenskapliga Sällskapets, Förhandlingar 1931–1933, S. 123).

[5] S. Nr. 6, Anfang. Dazu kommen acremon. *ordo* und schweizd. *ord* „Dreck" (FEW 4, 486a).

[6] Vgl. z.B. Linderbauer in seiner Ausgabe der *Regula Benedicti* (Metten 1922), S. 220: „...dem Spätlatein ist überhaupt eine Vorliebe für Abstrakta eigen, die in konkretem Sinne gebraucht werden".

drucksweise vorliegt, wie folgende Wendungen, die ich dem Thes. entnehme, nahelegen können[1]: Avien. Arat. 1852: *sus horrida caeno*... Sulpic. Sev. chron. 1, 54, 4: *lacum... caeno.... ac sordibus atque... foetore horridum*... Vitae patr. 7, 19, 3, p. 1043C... *elephantiose, caeno ac luto horride*...[2]. Hinzu kommt vor allem wohl auch der semantische Einfluß des in der Endung gleichgebauten bedeutungsmäßigen Gegenstücks *nitidus* „glänzend, schmuck".

8. Fr. *se plaindre* „témoigner son mécontentement de qch."

Das Verb mit dem vorgesetzten Reflexivpronomen begegnet im Französischen seit 1180[3]. H.M. Muller belegt diesen Nexus aus Alkuin[4]. Schon bei Augustin liest man[5]: ... *non videntes a quo creati sunt... plangere se deberent.* Dazu kommt eine weitere Stelle[6] aus dem gleichen Autor[7]: *Videbis te, et planges te*[8]*; et non erit jam tunc quomodo corrigas te...*

9. Ait. *gignore* „Lehrling"

Dazu afrz. *joindre* „premier garçon d'un boulanger". FEW 4, 74b: „Schon im Spätlatein ist es (scil. *junior*) substantiviert worden: *junior* „Lehrling" (Lex Alemann. WS 12, 117), „Gehilfe eines Beamten" Beszard Sens 83"[9]. Soweit FEW. Nahe kommt der hier vorliegenden romanischen Bedeutungssphäre *junior* (bes. ait.

---

[1] Thes. 6, 3, 2292, 35.

[2] Zur letzten Stelle s. A.H. Salonius, *Vitae patrum, Kritische Untersuchungen über Text, Syntax und Wortschatz der spätlateinischen Vitae patrum* (B. III, V, VI, VII), Lund 1920 (Skrifter utgivna av humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund II) S. 185, A. 2.

[3] FEW 9, 15b.

[4] H.M. Muller, *L'époque mérovingienne. Essai de synthèse de philologie et d'histoire,* New York 1945, S. 251.

[5] Migne PL 36, 569, 7 (Enarr. in psalm. XLIX).

[6] „Lt. *plangere* bedeutete eigentlich „schlagen, besonders mit Getöse". Es wurde im klt. Latein verwendet, um das bei heftiger Trauer übliche Schlagen an die Brust auszudrücken. Daraus, immer noch zur klassischen Zeit, die reflexive oder mediale Verwendung in der Bed. „laut trauern, die Hände ringen", seit dem 1. Jh. n. Chr. auch als v.a. *plangere aliquem, aliquid* „(jemanden, etwas) betrauern"... (FEW 9, 17a).

[7] Migne PL 38, 127, cap. V (sermo XVII).

[8] Vgl. zu fr. *se taire* „schweigen":... *His verbis docuit beatus Joannes, immo ipse Dominus Jesus non setacens per Joannem* (Sermo CLXXXI, Migne PL 38, 979, 1).

[9] Zu *ait. gignore* und afr. *joindre* gehören noch waadt. und freib. *dziñó* „Zusenne", *dzgnon* id. (Doubs) (FEW 4, 74a).

gignore „Lehrling") in folgendem Satz aus Apulejus[1]: *sapientiam percolunt tam magistri senes quam discipuli juniores*[2].

10. Prov. *truzar* „stoßen"

REW 8957 ist *trusare* „stoßen", das Grundwort auch für ferr. *truzar*, bellinz., comask. *trüza*, engad. *trüscher*, mit einem * versehen. Das Wort findet sich schon bei dem aus Oberitalien stammenden Catull (56, 6): *Deprendi modo pupulum puellæ Trusantem...*

11. Piem. *kolumb turré* „wilde Taube"

Vgl. zu dieser Ableitung von *turris* „Turm" (REW 9008) mit ihrer vorerst wohl merkwürdig anmutenden Bedeutung[3]... *erant columbae in turribus aut summa villa...*[4] ... *duo enim genera earum* (scil. *columbarum*) *in peristerotrophio esse solent; unum agreste, ut alii dicunt, saxatile, quod habetur in turribus ac columinibus villae, a quo appellatae columbae, quae propter timorem naturalem summa loca in tectis captant: quo fit ut agrestes maxime sequantur turres, in quas ex agro evolant suapte sponte ac remeant...*[5] *et turdus et perdices comedendae sunt et ea quae in turribus nutriuntur abes* (= aves); *columbi de turribus meliores sunt domesticis...*[6] *et palumbares per turres commorantes meliores sunt de domesticis.*

12. Afr. *oindre* „flatter, caresser"

Vgl. dazu Augustin[7]: *Quid est, „Oleum peccatoris non impinguabit caput meum"? Non crescet caput meum de adulatione. Falsa laus adulatio est; falsa laus adulatoris, hoc est oleum peccatoris. Propterea et homines cum falsa laude aliquem irriserint, hoc etiam de illo*

---

[1] Apulejus, *Floridae*, Ausg. van der Vliet, Bibl. Teubn. 1900, VI, S. 151–152.

[2] „Bei Livius wird mit *juniores* das eigentliche Kriegsheer bezeichnet, an anderer Stelle die Jungmannschaft (auch bei Caesar). Später – immer noch als Militärterminus – versteht man darunter eine bestimmte Waffen- und Verwendungsart. Vegetius verwendet das Wort für *tiro*. Mit der Zeit bekommt *junior* die Bedeutung „jüngerer Beamter" (scil. „Unterbeamter")" Elise Richter, *Senior-Sire*, WS 12, Heidelberg 1929, S. 114, 115.

[3] Varro, *Rer. rust.*, ed. Keil, Bibl. Teubn. 1882, 274, 18.

[4] Ibid. 284, 10ff.

[5] Oribasius Latinus, zit. Ausg., 6. Bd., 3Aa.

[6] Ibid. 3 La.

[7] Augustinus, *Enarr. in psalm. CXL*, Migne PL 37, 1824, 13.

dicunt: Unxi illi caput. Desgl. Augustinus an Hieronymus[1]: *Non enim aliter intellego quod scriptum est: „emendabit me justus in misericordia et arguet me, oleum autem peccatoris non impinguet meum“* (Ps. CXL, 5), *nisi quia magis amat objurgator sanans quam adulator unguens caput.*

13. Afr. prov. *vair* „bunt“, „Grauwerk“

REW 9157 sind unter dem Grundwort *varius* „bunt“ auch die romanischen Reflexe aufgeführt, welche in den Begriffsbereich „grau“ fallen: ital. *vaio* „graues Eichhörnchen“, „bunt“, desgl. log. *bardzu,* kat. *vayr* „bunt“, „Grauwerk“. Schon im Spätlateinischen konnte *varius* außer „bunt“ auch „grau“ besagen, wie Isidor v. Sevilla bezeugt[2]: *Color hic praecipue spectandus badius, aureus... Sequenti autem ordine reliquus varius color vel cinereus deterrimus.*

14. Ital. *gallinelle* „Plejaden“ (Gestirn)

Dazu gehören die gleichbedeutenden, auch auf *gallina* „Henne“ zurückgehenden Reflexe[3]: veron. *le galinèle,* Castello und Villazzano *galinéle,* abruzz. *le hallenèlle,* napol. *i gallenelle,* calabr. *gallinelle,* sizil. *gaddineddi,* Sonnino (Latium) *valinęlle,* Grosseto *le gallinelle.* Battisti-Alessio[4] geben als Erstbeleg für diese Bezeichnung „XIV sec.“ an. Dagegen hat bereits Volpati gesehen, daß sie schon bei Ristoro d'Arezzo begegnet[5], welcher seine *Composizione del mondo* 1282 verfaßte. Ein Jahrzehnt etwa früher, ins Jahr 1273, fällt nun folgender Beleg aus Bonaventura[6]: *Unde in Job: „Numquid con-*

---

[1] Hieronymus, Briefe, Ausg. Labourt, Bd. 3, Paris 1953, LVI, 5.

[2] Isidor v. Sevilla, *Etym.*, Ausg. Lindsay, Oxford 1911, XII, I, 48.

[3] C. Volpati, *Nomi romanzi degli astri sirio, orione, le pleiadi e le jadi,* in: Zeitschr. f. roman. Philologie 52 (1932), 198. In den gleichen Begriffsbereich fallen auf galloromanischem Gebiete noch folgende Übertragungen von der Bezeichnung der Glucke auf das Gestirn: Lim. *clouca* „Pléïades (constellation)“, Agen *clouco,* bearn. *clouque* (dazu Toulouse *clouqueto* G; Comminges *cluqueto* „lyre (constellation)“, bearn. *clouquéte*) (FEW 4, 160 b), desgl. mfr. *estoile pouciniere* „constellation des Pléïades“ (1372), *estoile pouchiniere, estoile poussinière* (15. Jh.–1660), nfr. *étoile poussinière* (1690–1771); mfr. nfr. *poucinière, poussinière* (seit 1562) (FEW 9, 527 b).

[4] Dizionario etimologico italiano, Bd. 3, Firenze 1952, 1754 b.

[5] Op. cit. S. 198, A. 1.

[6] *Doctoris Seraphici S. Bonaventurae opuscula varia theologica,* tomus V, Ad Claras Aquas (Quarachi) 1891, In Hexaemeron, coll. VII, S. 368, Nr. 18. – S. noch F. Buchberger, *Lexikon für Theologie und Kirche,* 2. Aufl., Freiburg i.Br. 1958, 2. Bd., S. 582.

ETYMOLOGICA

WALTHER VON WARTBURG

ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG

18. MAI 1958

XII. 893 Seiten, Großoktav
Mit 16 Karten
und einem Bildnis des Jubilars
Geh. DM 122.–; Lwd. geb. DM 126.–



MAX NIEMEYER VERLAG / TÜBINGEN

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung

IN VERBINDUNG MIT KURT BALDINGER, CARL THEODOR GOSSEN,
ALWIN KUHN, TONI REINHARD
HERAUSGEGEBEN VON HANS-ERICH KELLER

INHALT

Inhalt

Inhalt

Folgende Beiträge zur Festschrift werden in der *Zeitschrift für romanische Philologie,* Band 74, Heft 1–2 veröffentlicht:

DÁMASO ALONSO, Metafonia y neutro de materia en España

HERMANN M. FLASDIECK, Engl. dial. *gleave,* frz. *glaive,* lat. *gladius.* Eine soziologische Studie zum urromanischen Lautstand

P. GUIRAUD, Emprunts et équilibre phonologique

JOHANN KNOBLOCH, König David und der Diebsschlüssel. Ein wortgeschichtlicher Streifzug über Land und Meer

CLEMENTE MERLO, Contributo alla conoscenza del tesoro lessicale versiliese

GEORGES STRAKA, Contribution à l'étude du vocabulaire du parler francoprovençal de Saint-Etienne (Loire)

MAX NIEMEYER VERLAG/TÜBINGEN

jungere valebis micantes stellas pleiadas, aut gyrum arcturi dissipare"? Pleiades sunt illae septem stellae conjunctae, quas vulgus gallinam cum pullis vocat... Dieser Beleg erscheint auch deshalb interessant, weil er schon für das Jahr 1273 zudem die Variante *pulla(-us)* bezeugt, auf welches Grundwort weitere volkstümliche romanische Bezeichnungen für die Plejaden zurückgehen[1]: rouerg. *las poulos*, calabr. *puḍḍara*[2].

15. Ital. *saetta* „Blitz"

Unlängst[3] haben wir ital. *saetta* „Blitz", wozu noch engad. *sekta*, rumän. *săgeată*, log. *saitta* treten, mit gleichbedeutendem *sagitta* in Psalm 76, 19 in Verbindung gebracht, indem wir *sagitta* (scil. *Dei*, in frühmittelalterlichen Rezeptarien) als eine Art christliche Entsprechung nahelegten, die für den Jupiterblitz der Alten eingetreten war. Für Mittelitalien ist die Benennung des Blitzes mit *saetta* indes wohl in erster Linie auf eine andere Tatsache zurückzuführen. Zeno Zanetti schrieb einst für die einschlägigen Verhältnisse in Umbrien[4]: „... Le nostre donne distinguono il fulmine dalla saetta. Il fulmine ha, secondo esse, la forma ora di lama, ora retonda, ora allungata e strana come di un tubero di patata, forma che hanno alcuni ciottoli di silice non scheggiata; infatti la pietra che costituisce i fulmini e le saette è sempre la silice o pietra focaia; e si crede che questa si ritrovi quasi constantemente nei letami dove il fulmine anderebbe a cadere con predilezione. Si crede ancora che il fulmine si distingue dalla saetta per avere la punta a succhiello, mentre la punta della saetta sarebbe retta. Le saette sono acuminate, hanno forma lanceolata e sono costituite dalle lance e dalle freccie preistoriche sparse nelle nostre campagne..." Noch expliziter formuliert der um die Erforschung Umbriens hochverdiente Giuseppe Bellucci[5]: „Le armi ed ustensili dell' epoca preistorica, rappresentate dalle fig. 1a–6a (ib. S. 1–14), furono riguardate come parti materiali cadute dal cielo nella circostanza di fulminazione..." Und an anderer Stelle[6]: „È da tutti co-

---

[1] Volpati op. cit. S. 197.

[2] Rohlfs, *Dizionario dialettale delle tre Calabrie*, Halle u. Milano 1934, Bd. 2. – Auf *gallina* direkt geht zurück: Cortona *gaine*. Rumän. *găinuşe, găinuşii*, arum. *gălinuşe* verlangen eine *-osa* = Ableitung, milan. *galinoeùr, gaijnoeùr* stellen **gallinolae* dar (Volpati 197, 198).

[3] M. Bambeck, *Lateinisch-romanische Wortstudien*, Wiesbaden 1959, Nr. 70.

[4] Zeno Zanetti, *La medicina delle nostre donne. Studio folklorico.* Città di Castello 1892, S. 246, 247.

[5] Giuseppe Bellucci, *Un capitolo di Psicologia Popolare. Gli amuletti*, Perugia 1908, S. 11.

[6] Giuseppe Bellucci, *Il feticismo primitivo in Italia*, Perugia 1919, S. 17, 18.

nosciuto che le cuspidi di freccia (fig. 1a e 2a) e le accette levigate (fig. 3a) adoperate dall' uomo nel periodo neolitico dell' età di pietra, furono e sono ritenute dalle genti delle nostre campagne... come la parte materiale, che il fulmine o la saetta conducono al suolo"[1].

16. Südfr. *mandre* „Fuchs"

Die von Leo Spitzer vorgeschlagene Etymologie für *mandre* „Fuchs" (< *mamphur: *mandar* „Stück der Drehbank" > „membrum virile") haben wir gegen die Zweifel Meyer-Lübkes zu stützen gesucht[2]. Letzterer meinte u.a., der Fuchs gelte nicht als aphrodisisches Tier, was u.a. den Ansatz einer pars pro toto-Bezeichnung in unserem Falle nicht ermögliche. Zu den in unserer Arbeit herangezogenen Gegenbelegen kommt nun auch folgender[3]: *Ideo cum deficiant menstrua, et semen superabundet, tanto molestior et prolixior est*

---

[1] Ibid. S. 86, 87: „Così le cuspidi litiche che le genti italiane adopararanno un giorno, prima che la storia registrasse le umane vicende, per rendere più acuminate e micidiali le loro armi, ebbero fortuna davvero singolare, quando l'ignoranza umana cominciò ad interpretarle come la parte materiale delle scariche elettriche, che scoccano con immenso fragore dai nembi tempestosi sulla terra desolata. Oltrepassato il periodo della religione feticistica primitiva, le pretese saette furono poi riguardate quali attributi della più alta divinità dell' Olimpo (vgl. oben!), e come tali, ritenute sacre e venerate durante il lungo periodo delle civiltà classiche e sotto l'impero delle religioni politeiste. Atterrati gli antichi Dei e disarmato per sempre Giove fulminatore, le pretese saette riuscirono ancora a salvarsi dalla rovina generale delle dottrine pagane. La religione cristiana non valse nè allora, nè poi a cancellare dalle menti umane l'antico errore, e mentre i fedeli proseguirono, come proseguono tuttora, a rivolgere alle pretese saette preghiere e manifestazioni esteriori di culto, la Chiesa non esitò ad accoglierle, come le accoglie tuttora, nel Pantheon ricchissimo delle multiformi ed innumerevoli reliquie cristiane." – Vgl. hier Nr. 18. – Etwas Ähnliches liegt übrigens schon für das Altertum vor: „Auch die prähistorischen Steinbeile, welche natürlich schon die Alten zeitweilig aufspürten, galten als Zaubersteine. Sie heißen bei ihnen „Donnerkeile", κεραυνῖται, und fanden sich angeblich nur an Stellen, die vom Blitz getroffen waren... Jedenfalls galten sie in erster Reihe als Amulette gegen den Blitz..." (Theodor Hopfner, *Griechisch-ägyptischer Offenbarungszauber*, Leipzig 1921, § 567).

[2] Op. cit. Nr. 133.

[3] *Trotulae curandarum aegritudinum muliebrium, ante, in, et post partum liber unicus, in*: Medici antiqui omnes, qui latinis libris diversorum morborum genera et remedia persecuti sunt... Venetiis (Aldus) 1547, S. 72. – Hierher gehört wohl auch die Tatsache, daß auf deutschem Sprachgebiet die Ostereier, sonst Requisit des Hasen, „Fuchseier" genannt werden (vgl. P. Sartori, in: Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, Jahrg. 4, 1907, S. 24).

aegritudo, maxime quando partes occupat altiores... Justianus Medicus, contra hunc morbum precipit... etiam *v u l p i s p r i a p u m... inde fieri pulverem, et per pessarium inijci...*

17. Umbr. *altare, petto* „seins de la femme“

In seinem lehrreichen Aufsatz „Termes désignant les seins de la femme en portugais“ (Orbis II, 1, 1953, S. 19–32) hat Heinz Kröll für das Portugiesische u.a. festgestellt (ib. S. 25):„... Il nous paraît que *altares,* m.pl. au sens de „seins d'une femme“ (en général: „jolis seins“, *ricos altares*) (Lopes), se rattache à *alto* „élévation“ avec ses dérivés *alturão,* s.m. = *altaruz* „tumor; elevação; eminência“ (M. Joaquim Delgado, Arquivo de Beja V (1949), p. 197), „bosse“; *altarum* „elevação“ (J.J. Nunes, R Lu VII, p. 107; Algarve). D'autant plus qu'on parle de *alterosos seios*...“ Nun kennt auch das Umbrische die Bezeichnung *altare* (pl.) für „Frauenbrust“[1], was genau zu portg. *altares* stimmt[2]. Dagegen dürfte im Umbrischen eindeutig eine metaphorische Verwendung von *altare* „Altar“ vorliegen[3]. Wenn des weiteren Kröll hinsichtlich portg. *peito* bemerkt: „... est peut-être, à côté de *seio,* le mot le plus employé pour désigner la poitrine de la femme“[4], so gilt das gleiche wieder für das Umbrische, wo *petto* nur den weiblichen Busen bezeichnet[5].

18. Ital. *balena* „Blitz“, *balenare* „blitzen“

Ital. *balena(re)* haben wir[6] deshalb auf lt. *ballena* „Walfisch“, „Robbe“ zurückgeführt, weil man nach Nachrichten aus dem Altertum die Haut solcher Cetaceen[7] zum Schutz gegen den Blitz trug,

---

[1] Zanetti, op. cit. S. 170.

[2] Im Umbrischen ist auslautendes *-e* sekundär aus *-i* hervorgegangen: *i cane, i pete* „piedi“. (G. Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten,* Bd. II, Bern 1950, S. 49, A. 1).

[3] Andere in Umbrien gebräuchliche Bezeichnungen für „Frauenbrust“ sind: *poccie, convenienze, bisacce* (Zanetti, op. cit. S. 170).

[4] Kröll, op. cit. S. 20.

[5] Zanetti, op. cit. S. 170.

[6] Op. cit. Nr. 137.

[7] Zu den von uns herangezogenen antiken Zeugnissen kommt wohl auch die folgende Stelle aus *Hermae Pastor*: *καὶ ὡς προέβην μικρόν, ἀδελφοί, καὶ ἰδοὺ βλέπω κονιορτὸν ὡς εἰς τὸν οὐρανόν, καὶ ἤρξαμην λέγειν ἐν ἑαυτῷ Μήποτε κτήνη ἔρχονται καὶ κονιορτὸν ἐγειρουσιν; Οὕτω δὲ ἦν ἀπ' ἐμοῦ ὡσεὶ ἀπὸ στάδιον. γενομένου δὲ μείζονος τοῦ κονιορτοῦ, ὑπενόησα εἶναί τι θεῖον. μικρὸν* *ἐ ξ έ λ α μ ψ ε ν ὁ ἥ λ ι ο ς*, *καὶ ἰδοὺ βλέπω θηρίον μέγιστον ὡσεὶ* *κ ῆ τ ο ς*, *καὶ ἐκ τοὺ στόματος αὐτοῦ ἀκρίδες* *π υ ρ ι ν α ι* *ἐξεπορεύοντο.* (*Patrum Apostolicorum opera,* instr. R.M. Dressel, editio altera,

eine Tatsache, die wohl nur verständlich ist, wenn diese Seetiere einmal selber mit dem Blitz identifiziert worden waren. Etwas Analoges zu jenem antiken Aberglauben liegt im umbrischen Brauchtum vor[1]. Auch hier gilt[2]: „Le nostre donne distinguono il fulmine dalla saetta. Il fulmine ha, secondo esse, la forma ora di lama, ora rotonda, ora allungata e strana come di un tubero di patata, forma che hanno alcuni ciottoli di silice non scheggiata; infatti la pietra che costitutisce i fulmini e le saette è sempre la silice o pietra focaia; e si crede che questa si ritrovi quasi constantemente nei letami dove il fulmine anderebbe a cadere con predilezione. Si crede ancora che il fulmine si distingue dalla saetta per avere la punta a succhiello, mentre la punta della saetta sarebbe retta. Le saette sono acuminate, hanno forma lanceolata e sono costituite dalle lance e dalle freccie preistoriche sparse nelle nostre campagne. La saetta si crede debba sempre ritrovarsi a grandissima profondità e prevalentemente entro i pozzi: se pensa che stia sette anni sotto terra, e che solo

Lipsiae 1863, vis. IV, 1, S. 585). In den uns zugänglichen kommentierten Ausgaben (*Patrum Apostolicorum opera*, rec. O. de Gebhardt, A. Harnack, Th. Zahn, Lipsiae 1877; *Opera Patrum Apostolicorum*, ed. F.X. Funk, vol I, Tubingae 1881) wird für die Stelle auf Apoc. 11, 7; 12, 3, 4; 13, 1ff. und ibid. 9, 3ff. verwiesen. Aber nirgends ist dort in irgend einer Weise von einem *κῆτος* die Rede. Auch kommen dort die Heuschrecken anderswoher: ...*ascendit fumus putei sicut fumus fornacis magnae*; *et obscuratus est sol et aer de fumo putei*; *et de fumo exierunt locustae in terram*... (Apoc. 9, 2, 3). Zwar vollzieht sich das Erscheinen des Drachens (12, 3), da der Himmel sich öffnet (12, 1) unter Erdbeben, Hagel und Blitzen (11, 19: *Et apertum est templum Dei in caelo, et visa est arca testamenti eius in templo eius, et facta sunt fulgura et voces et terraemotus et grando magna*), aber der Bezug zur Situation beim *Pastor Hermae* ist doch in dem uns hier beschäftigenden Zusammenhang höchst generell. Der Verfasser, über dessen typisch volkstümliches Zeitniveau (er schrieb um 150) die Forschung sich einig ist (z.B. Bardenhewer, *Geschichte der altchristlichen Literatur*, Bd. 1, S. 472: „Die Schreibweise des „Hirten" ist breit und behaglich, aber auch volkstümlich und anschaulich... Auch die Sprache ist die Sprache des gemeinen Mannes" oder: „„... du commencement à la fin, c'est... le même ton de la conversation populaire ...", J. Réville, *La valeur du témoignage historique du Pasteur d'Hermas*, Paris 1900, S. 10), ließ wohl deshalb die feurigen Heuschrecken (als Träger von Feuer erscheinen diese dagegen nicht in der Apokalypse) aus dem Maul des *κῆτος* kommen, weil sich bei ihm das Aufblitzen der Sonne unwillkürlich mit dem *κῆτος*, dem Tier des Blitzes, verband. Das Bild im „Hirten" erinnert auffällig an den Feuerhasen in Schlesien, „in dessen Maul kleine Feuerbüschel herumfliegen" und dessen Erscheinen eine Feuersbrunst ankündigt. (S. Lateinisch-romanische Wortst. A. 721).

[1] Vgl. hier Nr.15.

[2] Zanetti op. cit. S. 246, 247.

dopo quest' epoca, venga alla superficie. Il fulmine è meno funesto della saetta la quale è sempre inesorabile e brucia, schianta, incenerisce tutto che tocchi. *A preservarsi dal fulmine non si conosce miglior rimedio che il tenere, o in dosso o in casa, una saetta rinvenuta sotterra: e in molte famiglie se ne possiedono legate in metallo o incastonate negli ex voto con massima cura.*" Oder[1]: „Il più delle volte siffatte virtù devono essere state assegnate e riconosciute per una sorta di magìa simpatica; di una stretta relazione fra uno dei caratteri più salienti del corpo con la natura dell' effetto attribuitogli. Ad esempio, *le pietre del fulmini e della grandine, ritenendosi parti integranti di fulmini e grandini in precedenza cadute al suolo, proteggeranno con la loro sola presenza il luogo o le persone, che ne sono fortunatamente in possesso, da nuove fulminazioni, da ulteriori grandinate.*"[2]

---

[1] G. Bellucci, *Un capitolo di Psicologia Popolare,* op. cit. S. 44.

[2] S. noch G. Bellucci, *Il feticismo primitivo in Italia,* op. cit. S. 18. – Eine Parallele zu den umbrischen 'pietre del fulmine' findet sich u.a. auch in einer altfranzösischen Prosaversion von Marbod's Steinbuch (hrsg. von M.F. Mann, in: Romanische Forschungen 2 (1885), S. 369, 20): „*Ceraunius est une piere ki chiet od fuldre: ki chastement la portet, la fuldre nel ferrat; ne maisun, ne nef, ou ele est enz; perilee n'iert ia par esturbilun, ne par vent...*" Zu *Lat.-rom. Wortstudien* A. 721 vgl. Bellucci, ib. S. 85, 86: „Girando per la casa ed entrando nella camera da letto della vecchia donna, che colà abitava, osservai con vera meraviglia, come una candela ardesse dinanzi a quel reliquario. Appresi allora, che la punta di saetta, custodita nel reliquario, era stata benedetta dal Parroco e che per devozione e con ferma fede, quella povera vecchia soleva accendere dinanzi ad essa una candela benedetta, tutte le volte che il tuono rumoreggiava da lungi, preannunciando il temporale o la grandine. Mi aggiungeva con ingenua sicurrezza: „che nè 'porcherie'[1] ([1]Chiamansi *porcherie, sporcizie,* le cuspidi del fulmine e delle saette, e d'ordinario designansi con questi pseudonimi, essendo regola generalmente osservata, quella di non nominar mai né fulmini, né saette), né 'acque sporche' (= aque miste a grandine), sarebbero mai cadute nel territorio, protetto dalla potente reliquia, ch'essa possedeva." Weitere Zeugnisse für die religiöse Scheu, die in volkstümlicher Benennung des Blitzes zu Tage tritt, finden sich bei Mansur Guérios, *Tabus linguisticos,* Rio 1956, S. 108: „Em Madagascar evitam proferir *relâmpago* (varatra), o qual é, às vêzes, substituido por l a m a, „lodo" (fotaka) (vgl. dazu oben „porcherie", „sporcizie" in Umbrien!). Em regiões de Portugal, o raio é denominado b e m - d e - D e u s e p e r i g o... Os Romanos restringuiam o uso da palavra f u l m e n, „raio", usando-o quase sò como sujeito de verbos intransitivos: apparet, cadit, cessat, exilit, fertur, fit, fulget, micat, etc., mas, ao contrário, empregavam o ablativo instrumental com os verbos transitivos, pois receavam que, como sujeito agente, f u l m e n, com um verbo, p. ex., occidere, contribuisce para atraí-lo... (S. 109) Na Rússia dão à tempestade ou ao raio a expressão g r a ç a s d e D e u s (bozja milost') ou p r e s e n t e d e D e u s (bla-

19. Span. und portg. *galga* „Mahlstein“

Für diese beiden iberoromanischen Wörter haben wir die Ausgangsbedeutung „Windhündin“ vindiziert und bei der Namengebung sexuelle Vorstellung angenommen[1]. Für diesen Ansatz lassen sich nun weitere Analoga gerade aus der Iberischen Halbinsel beibringen. Alonso Zamora Vicente beschreibt eine asturianische Kelter u.a. wie folgt[2]: „Dos grandes, fortísimos soportes verticales, paralelos, con una hendidura o muesca por la que sube o baja la viga, constituyen los soportes laterales; son *les berines,* (*berina, berines*)... En Cabranes, CANELLADA (scil. María Josefa Canellada, *El Bable de Cabranes,* Madrid 1944) apunta asimismo *berina* „cada uno de los postes fuertes laterales del llagar“... Figuran en RATO (scil. Apolinar de Rato y Hevia, *Vocabulario de las palabras y frases bables que se hablaron antiguamente y de las que hoy se hablan en el Principado de Asturias,* Madrid 1891), s.v., *berenes;* parece lo mismo el leonés *vernas,* apuntado por BIERHENKE (scil. W. Bierhenke, *Ländliche Gewerbe der Sierra de Gata, Sach- und wortkundliche Untersuchungen,* Hamburg 1932), pag. 73 (en lagar de vino), y el cast. *vírgenes*[3]“. Und in der portugiesischen Landschaft Traz-os-Montes trägt der Holzbalken, auf dem der die Achse der Mühle stützende runde Stein (*rã*) ruht, den Namen *porca,* in Galizien bezeichnet man mit demselben Worte den entsprechenden Teil der Weinkelter[4].

---

godat')... No Rio Grande do Sul, dão ao raio o nome de mandado: „As pessoas do povo têm um respeito supersticioso ao raio, e daí o chamá-lo mandado de Deus ou simplesmente o mandado“ (zit. aus L. Carlos de Moraes, *Vocab. Sul riograndense* 1935). – Zum Hasen als dämonischem Wesen (s. hier S. 11, Anm. 7 Ende) s. Mansur Guérios, op. S. 156, 157).

[1] *Lateinisch-romanische Wortstudien,* S. 99, 100. – Auch FEW 4, 37b: „„...Wohl bildlich aus „Windhund“ übertragen sp. *galga* „unterer Mühlstein“, weil die Hündin bei der Begattung den Hund zu tragen hat“. (S. auch REW 3660). H. Meier, *Homenaje a Dámaso Alonso* II, 1961, S. 459–466 möchte unser Wort mit einer *aequalis*-Ableitung in Verbindung bringen, was nach den oben gegebenen iberoromanischen Parallelen sicher nicht das Richtige trifft. Auf die ib. S. 466, A. 1 aus FEW 16, 748 b übernommene Kritik an meiner Herleitung von fr. *jauge* aus *gallica* (scil. *mensura*) werde ich in einer eigenen Arbeit zurückkommen. Jetzt sei schon darauf hingewiesen, daß in der im FEW loc. cit. ausgesprochenen Kritik auf die von mir in den Vordergrund gestellten Erwägungen sachlicher Art nicht eingegangen wird (s. dagegen H. E. Keller, RF 72, 113).

[2] Alonso Zamora Vicente, *Léxico rural asturiano. Palabras y cosas de Libardón* (Colunga). Universidad de Granada 1953, S. 120.

[3] Diese Bedeutungen von *virgine* fehlen im REW.

[4] Fritz Krüger, *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbar-*

20. Obw. *triep* „Trupp", „Rudel"

REW 8938 bleibt dieser rätoromanische Reflex von germ. *troppus* „Herde" nachzutragen. Er ist deshalb beachtenswert, weil er allein in der Romania direkt die substantivische Bedeutung des germanischen Wortes fortzusetzen scheint (in fr. prov. *trop* dagegen adj. und adv.)[1].

Heidelberg MANFRED BAMBECK

---

gebiete. Ein Beitrag zur spanischen und portugiesischen Volkskunde, Hamburg 1925, S. 89.

[1] S. auch *Lateinisch-romanische Wortstudien* Nr. 120 betr. Erstbeleg des Grundwortes.

Spanisch/portugiesisch *alfaneque* und *tagarote*

Das Wort *alfaneque* ist in drei Bedeutungen von unterschiedlicher Lebenskraft belegt: 1. 'Feldzelt', 2. 'eine Pelzart', 3. 'eine Falkengattung'.

Die Etymologie von 1. (*Academia*: 'tienda o pabellón de campaña', *Morais*[1]: 'tenda grande de campanha') hat Dozy[2] gefunden: berberisch áfarâg. Das Wort, das ursprünglich die Einfassung aus Zeltbahnen, die die Zelte des Sultans von Marokko umgab, bezeichnete, und dessen Bedeutung später erweitert wurde, wird in den Wörterbüchern als veraltet registriert. Der jüngste mir bekannte Beleg stammt aus dem 17. Jahrhundert[3].

Etymologisch nicht damit verwandt ist *alfaneque* 2., 'Pelzart'. Auch hier verdanken wie die Etymologie Dozy: arabisch al-fanak, der 'Fenek', der in der Sahara heimische Wüstenfuchs. Wie aus verschiedenen Stellen bei arabischen Autoren hervorgeht, wurde mit diesem Wort nicht nur das Fell des Fenek bezeichnet, sondern auch andere Pelze, in Spanien offenbar vor allem die von Wieseln[4]. Von den Mauren übernahmen die Christen des Nordens das Wort. Seit dem 10. Jahrhundert finden wir es in verschiedenen Schreibungen: *alfaneque, alphaneke, alfanece, alfanege, alfanega, alfanehe, alfanec, alfanex*. Neuvonen[5] zitiert zwei lateinische Beispiele aus dem 10. und dem 11. Jahrhundert (ein drittes, aus dem 13. Jahrhundert ist die spanische Übersetzung des ersten). Er nimmt an, daß das Wort, für das er keine weiteren Belege findet, bereits im 11. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen sei. Es gibt aber andere und auch spätere Zeugnisse. Ich führe die mir bekannten in chronolo-

---

[1] A. de Morais Silva, *Grande Dicionário da lingua portuguesa*. 10. ed., Lissabon 1949ss.

[2] Dozy-Engelmann, *Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe*. Leiden 1869, S. 105–107.

[3] Gómez de Cibdarreal, zitiert bei Pagés, *Gran diccionario de la lengua castellana*.

[4] Vgl. H. Pérès, *La poésie andalouse en arabe classique*, Paris ²1953, S. 320.

[5] *Los arabismos del español en el siglo XIII*, Helsinki/Leipzig 1941, S. 49.

gischer Reihenfolge an: 923 (Sahagún): *alphaneke*[1]; 978: „suas savanas litteratas et fateles *alfaneges* in pannos greciscos"[2]; 1009 „pels martrinas, pels *alfanechas*"; 1034 (Sahagún): „Scilicet unam pellem *alfanec* mullerili nouam in panno ouede cardeno"[3]; 1046 (León): „palio *alfanece* grecisco et illa sella argentia"[4]; 1048 (Pedroso): „una pelle *alfanehe*"[5]; 1050 (Pedroso): „in una pelle *alfanec* inuestida de pano zikilatom"[6]; 1058 „et dimissit... uxori eius duas copas de argento et unam pelliciam de *alfanec*" (*Glossarium Mediae Latinitatis Cataloniae*, Barcelona 1960, Lief. 1, s. v.); 1101 (Sahagún): „et duos allifafes uno ziniaue pardo et alio *alfaneque* ambos in panno grecisco"[7]; 1149 (Narbonne) „Laxo coopertorium martrinum et pelles meas de *Alfanex*; Praeter fulcra serica et coopertorium unum de *Alfanex*"[8]; 12. Jahrhundert: „Unam colcham de ciclatone et unum alifafe *alfonega* sine panno"[9]; 13. Jahrhundert: „fateles *alfanegas* en pannos greciscos"[10].

Es handelt sich vor allem um Dokumente aus dem leonesischen Raum, in denen bekanntlich mozarabisches Sprachgut in besonders starkem Maße vertreten ist. Den einzigen literarischen Beleg, und den einzigen in einem spanischen Text (von der vorstehenden Übersetzung abgesehen), finde ich in den *Bocados de Oro,* in dem Kapitel der „Dichos e castigamientos de Alixandre". Unter den Geschenken, die der König von Cay an Alexander sendet, befinden sich „dos mill panes de *alfenique*"[11]. Zwei Handschriften haben statt *alfenique* die Lesart *alfaut*, eine *alfarvat*. Alle uns bekannten Handschriften dieser im 13. Jahrhundert angefertigten Übersetzung stammen aus dem 15. Jahrhundert. Für „panes de alfenique" hat das arabische Original[12] ǧildu 'l-fanak, 'fanak-Felle'. Man sieht, wie die falsche

[1] M. Gómez Moreno, *Iglesias mozárabes,* I, Madrid 1919, S. 126.

[2] Neuvonen, a.a.O. Es ist das gleiche Dokument, das Du Cange, *Gloss. Med. et Inf. Lat., alfanegue,* in leicht veränderter Schreibung und mit dem Jahr 1016 der Ära zitiert.

[3] A. Steiger, *Zur Sprache der Mozaraber,* in: *Sache, Ort und Wort, Festschrift Jud,* Genf/Zürich 1943, S. 640.

[4] Neuvonen, a.a.O.; Menéndez Pidal, *Orígenes del español*³, S. 270.

[5] Fr. Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, *Elucidário,* ²1865, unter *alfanehe. Portug. Monum. Hist., Dipl. et Ch.,* Nr. 370, S. 225.

[6] *Portug. Monum. Hist., Dipl. et Ch.,* Nr. 378, S. 231.

[7] Steiger, a.a.O., S. 644.

[8] Du Cange, a.a.O.

[9] L. de Eguílaz y Yanguas, *Glosario etimológico de las palabras españolas de origen oriental,* Granada 1886, S. 198.

[10] Neuvonen, a.a.O.; Übersetzung des Dokumentes von 978.

[11] Ausgabe von H. Knust in *Mittheilungen aus dem Eskurial,* Tübingen 1879, S. 296.

[12] Abū-l-Wafā' al-Mubaššir ibn Fātik, *Los Bocados de Oro* (Mujtār al-Hikam), ed. Abdurrahmān Badawi, Madrid 1958, S. 237.

spanische Lesart im Laufe der Überlieferung zustande gekommen ist. Ursprünglich muß es geheißen haben „pennas de *alfanac*“ (oder *alfanec*). Der zweite Bestandteil wurde mißverstanden als Nachkomme von arabisch fānīd < persisch pānīd 'eine Art von Zuckerwerk', spanisch *alfeñique* (ältere Formen sind u.a. *alfenique*, *alfenid*, katal. *alfanic*[1]; *pennas* ergab keinen Sinn mehr und wurde zu *panes*, eine Änderung, zu der noch beitrug, daß im Text gleich anschließend von „cient panes de anbra“ die Rede ist[2].

Das in den Wörterbüchern mitgeschleppte *alfanigue* 'mantellina', das Steiger zu arabisch banīqa gestellt hat[3], ist, wie Neuvonen, a.a.O., nachweist, weiter nichts als eine fehlerhafte Wiedergabe der Schreibung *alfanege* oder *alfanega* aus einem Dokument, und daher zu streichen.

alfaneque als Bezeichnung für eine Pelzart muß, wie die zahlreichen Belege zeigen, ziemlich verbreitet gewesen sein; doch dürfte das Wort nach dem 13. Jahrhundert kaum noch weitergelebt haben. Unklar ist, worauf sich die Feststellung von Santa Rosa im *Elucidário* gründet „Os Hespanhoes chamam hoje *Alfaneque* a qualquer cobertor de papa, ou lãa“. Wenn die *Enciclopedia Universal* (Espasa) unter *alfaneque* schreibt: „Clonard dice que «eran los alfaneques una clase de halcones... cuya piel, separada del abdomen, servía para aforrar y guarnecer»“, dann dürfte es sich um eine Verwechslung von *alfaneque* 3. mit 2. handeln[4].

Hängt *alfaneque* 3. 'Falkenart' mit 2. zusammen? Dozy[5] meint, *alfaneque* oder *halcón alfaneque* gehe auf ein arabisches bāz alfanak 'Fenek-Falke' zurück und habe zunächst eine Falkenart bezeichnet, mit der man vor allem auf den afrikanischen Wüstenfuchs Jagd gemacht habe. Der erste Teil der Zusammensetzung, bāz, wäre dann später weggefallen. Von den *alfaneques* wissen wir, daß sie in Nordafrika heimisch waren und dort verkauft wurden. Corominas[6] schreibt: „origen oscuro“, neigt aber dazu, die Erklärung Dozys zu

---

[1] Siehe Corominas, *DCEC* I, unter *alfeñique*, und S. Gili Gaya, *Tesoro Lexicográfico*, I, S. 109.

[2] In einer bisher unbekannten Handschrift der *Bocados*, über die an anderer Stelle mehr zu sagen sein wird, steht „pennas de *alfanad*“.

[3] *Contribución a la fonética del hispano-árabe*, Madrid 1932, S. 107. V. García de Diego, *Dicc. Etim. Esp. e Hisp.*: „*alfanigue* 'mantellina', del ár. al fanica (sic) 'capillo'.“

[4] Das Zitat stammt wohl aus dem mir z. Zt. nicht zugänglichen *Discurso histórico sobre el traje de los españoles desde los tiempos más remotos hasta el reinado de los Reyes Católicos* des Conde de Clonard (in *Mem. R. Acad. Hist.*, X).

[5] a.a.O. S. 103.

[6] *DCEC* I, unter *alfaneque* I.

akzeptieren. Mit Recht lehnt er die von Eguílaz vorgeschlagene und durch nichts zu beweisende Ableitung von lateinisch *falco* auf dem Wege über eine berberische Verstümmelung ab[1]. Ebensowenig überzeugend ist der Gedanke von G. Baist[2], der Vogel könnte möglicherweise wegen seiner Farbe nach dem Pelztier benannt worden sein.

Der *alfaneque* (katal. *alfanet, alfanech,* franz. *alphanet, alphanette, alphanesse*) wird zum ersten Mal bei Juan Manuel, ca. 1325–26, erwähnt. Daß die Vögel in Nordafrika verbreitet waren, geht aus späteren Zeugnissen hervor: „... crían allende la mar en áfrica en el regno de tremecen, et en la ysla de alhabiba; et non sabe ome que en estas partidas de aquí crien alfaneques nin tagarotes"[3]. „Los alfaneques se crían en Berbería y se venden muchos en Orán"[4]. G. Tardif unterscheidet in seinem Werk über die Falknerei (1492) den tunesischen Falken *(alfanet)* von dem „faucon de Barbarie"[5]. Tolhausen übersetzt: 'Berberfalke, Tunesischer Falke'.

Nach dem Wörterbuch der Spanischen Akademie und der *Enciclopedia Universal* ist es ein Vogel „de color blanquecino con pintas pardas e tarsos amarillentos"[6]. Um welche Falkenart es sich handelt, darüber gehen die Angaben auseinander. *Encicl.*: „tinnunculus cenchris Naum.", Morais: „Falco tinnunculus, Latr.", *FEW* unter f a n e k: „falco biarmicus"[7]. Nun ist der „falco tinnunculus" der *cernícalo vulgar* oder 'Turmfalke', der „falco naumanni" der *cernícalo primilla* oder 'Rötelfalke'[8]. Beide sind im übrigen in Spanien durchaus heimisch, die erstere Gattung ist sogar über ganz Europa verbreitet. Da der *alfaneque* aus Nordafrika kommt, dürfte es sich um den Berberfalken *(falco biarmicus)* handeln. Nach dem *Guía de Campo* ist der *falco biarmicus* der *halcón borní.* Als portugiesische

[1] Indiskutabel ist auch das von Eguílaz erwähnte arab. *alhanequí* 'niger' bei Ramón Martí.

[2] Roman. Forschungen IV (1886), S. 378.

[3] Pero López de Ayala, *Libro de las aves de caça* (statt: *de la caça de las aves*), Madrid, Sociedad de Bibliófilos, 1869, S. 35. – *Libro de la caza de las aves,* ed. J. Gutiérrez de la Vega, Madrid 1879, S. 183.

[4] A. Martínez de Espinar (17. Jh.), zit. bei Pagés.

[5] Zit. bei L. Sainéan, *Sources indigènes,* II, S. 400.

[6] López de Ayala: „Falcones alfaneques comunmente son blancos, et las cabeças ruuias, et dellos ay más rroquezes algunos, et más como pretos..." S. 35 bzw. 183.

[7] Nach dem Diccionario Vox: „Buteo buteo", was aber der wissenschaftliche Name des *ratonero común,* 'Mäusebussard', zu sein scheint.

[8] Ich stütze mich auf Peterson / Mountfort / Hollom, *A Field Guide to the Birds of Britain and Europe,* spanische Ausgabe von M. González Díez, *Guía de Campo de las aves de España y demás países de Europa,* Barcelona 1957, S. 103f.

Entsprechung wird *alfaneque* angegeben. *Borní* und *alfaneque* wären demnach identisch oder einander wenigstens sehr ähnlich[1]. Die Beschreibung stimmt mit der, die López de Ayala gibt, überein[2].

Ein fanak oder fanaq als Falkenname ist bisher im Arabischen nirgendwo nachgewiesen worden[3]. Die Verkürzung von bāz al-fanak zu alfanak konnte, wie Corominas[4] mit Recht bemerkt, nur in Spanien, im Munde von nicht arabisch Sprechenden, erfolgen. Bemerkenswert ist, daß Pedro de Alcalá[5] *fanĕque, fanĕq* (mit *q*) schreibt, und ähnlich Diego de Guadix[6]: al-fanaqa.

Die Etymologie *alfaneque* < [bāz] al-fanak ist weniger aus sprachlichen, als vor allem aus sachlichen Gründen kaum vertretbar. Nirgendwo wird, soweit ich sehe, in Schilderungen der Falkenbeize in Nordafrika berichtet, daß der Fenek gejagt wurde. Es scheint überhaupt unmöglich zu sein, mit Falken Raubtiere zu erlegen, auch nicht den kleinen und verhältnismäßig friedfertigen Wüstenfuchs[7], ein Nachttier, das in der Sand-Sahara lebt[8]. Als Beute des *alfaneque* nennt López de Ayala Hase, Rebhuhn, Paradiesspecht (doral), Buschreiher (garzota) und Krähe[9]. Nach dem Gesagten ließe sich die von Dozy vorgeschlagene Etymologie nur halten, wenn die Bezeichnung *fanak* auf ein anderes Tier übertragen worden wäre[10].

Bei der spezifizierenden Benennung eines Jagdtieres wie des

---

[1] *Guía de Campo,* S. 99ff.

[2] López de Ayala: „Et otros falcones crian en el regno de túnez... et son llamados tunizos, et son como entre alfaneques et bornís" S. 35 (183).

[3] Über die Beizjagd in Al-Andalus und die verschiedenen Bezeichnungen für Jagdfalken, s. H. Pérès, a.a.O., S. 346ff.

[4] Al-Andalus XVIII (1953), S. 142.

[5] Arte para ligeramẽte saber la lẽgua arauiga (1505).

[6] *Recopilación de algunos nombres arauigos...* (1593; nur als Ms., zit. bei Eguílaz).

[7] Von einer Beizjagd auf Füchse hört man nur aus Zentralasien, aber nicht mit Falken, sondern mit abgerichteten Adlern. Vgl. Dr. H.H. Vögele, *Die Falknerei. Eine ethnographische Darstellung,* Neudamm 1931 (Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Universität Königsberg), S. 69f.

[8] Eine genaue Abgrenzung seines Verbreitungsgebietes findet man in dem Band *Algérie et Sahara* der *Encyclopédie coloniale et maritime,* Paris 1948, S. 309.

[9] Nach der *Grande Encyclopédie* (Paris, o.J.) ist der *alphanette* oder *alphanesse* ein kleiner nordafrikanischer Falke, der vor allem auf Wasserwild angesetzt wird, und der sich in Europa nicht akklimatisieren läßt.

[10] Nach G. Barbera, *Dizionario maltese-arabo-italiano* (Beyrouth 1939), II, S. 354, hat *fenek* im Maltesischen die Bedeutung von 'coniglio'.

Falken können a priori drei Typen als die nächstliegenden angesehen werden: 1. nach besonderen äußeren Merkmalen (Gefieder, Art des Fluges, des Angreifens, etc.); 2. nach dem Verwendungszweck (z.B. halcón grullero, h. garcero, h. alcaraveño); 3. nach der Herkunft (halcón baharí 'von jenseits des Meeres').

Dem ersten Typ würde die von Sousa[1] vorgeschlagene, durch nichts zu stützende Herleitung von arab. al-ḫāniq 'der Würger' (ḫanaqa 'drosseln, würgen, erwürgen') entsprechen[2].

Typ 2. (Verwendungszweck): Wenn bāz al-fanak, 'Fenek-Falke', ausscheidet, könnte man an dial. arab. ḫarnaq (neben ḫirniq) 'junger Hase' denken, das im Aragonesischen und Katalanischen als *farnaca* fortlebt. Die Form ḫarnaq wird in den drei in Spanien entstandenen arabischen Glossaren registriert und ist auch für Nordafrika bezeugt[3]. Der *alfaneque* wäre dann ein Falke, mit dem man vor allem kleine Hasen zu jagen pflegte. Damit würde übereinstimmen, was ein so ausgezeichneter Kenner der Falknerei wie Pero López de Ayala schreibt: „los falcones alfaneques... matan bien et fermosamente la liebre, señaladamente quando son dos, et non entran en ella; et la perdiz vuélenla bien, mas pocos la asientan é matan bien, et doral, et garçota, et cuerua, si son puestos á la ribera fazen lo bien;"[4]. Die Schwierigkeit liegt in der lautlichen Entwicklung, in dem Ausfall des *r*, der sich vielleicht durch den Einfluß des, wie wir gesehen haben, recht verbreiteten *alfaneque* 2. 'Pelztier' erklären ließe[5].

In dem wohl noch aus dem 15. Jahrhundert stammenden portugiesischen *Livro de citraria e experiencias de algũs caçadores*[6] handelt das „Capitulo dos alfeques" (5) nahezu ausschließlich von der Verwendung dieser Vögel als 'halcones lebreros': „Os alfeques sam falcões de muito boa condição e tem os olhos muito fermozos; vem d'Afriqua; sam maos de fazer, porque sam de poqua fome; en Castella sam estimados; matão as perdizes e as peguas e algũs delles os corvos e lebres. Quem ouver de caçar com elles traga consigo a

---

[1] Frei João de Sousa, *Vestigios da lingua arábica em Portugal*, Lisboa 1789 (zit. von Eguílaz).

[2] Das Deutsche kennt zwar Vogelbezeichnungen wie 'Würger' (Laniidae), 'Würgfalke' (falco cherrug, halcón sacre), doch hat 'würgen' hier die allgemeine Bedeutung von 'töten'.

[3] S. Corominas unter *farnaca*, und M.L. Wagner, RFE XXI (1934), S. 243–44.

[4] a.a.O. S. 36 (184).

[5] Auch áfarâg konnte lautgerecht nicht zu *alfaneque* werden. Corominas zieht u.a. eine Einwirkung von *alfaneque* 'Falke' in Erwägung.

[6] Hrsg. v. Rodrigues Lapa, *Boletim de Filologia* I (1932/33), 199 bis 234.

semente dos mastruços, porque corem risco com as pancadas que dão as lebres, e quebrantansse muyto; pera se prinicipiarem nas lebres, ha mister que tragas bõs galgos, que lhe não erem, quando se fizer; e pera ser bom nõ se ha de assentar no chão nunca, nem apeguar na lebre, senão darlhe pancadas e passar por diante, porque, se caçarem en terra de carrascaes ou de palmeiras, perdem muitas lebres, se pegão nellas; quando tomares na lebre não lhe des de comer senão en syma do cavalo, pera o ensinares a tomar a sella, quando a lebre he morta se não se pouzar no chão; quando o sevares, se entrar bem na lebre, dalhe o coração della, que he boa vianda e de que se elles pagão; os mudados do ar sam milhores.“

Auch an anderer Stelle finden wir in diesem Traktat die Form *alfeque*, die sonst nirgendwo belegt zu sein scheint. Im *Livro de Falcoaria* von Pero Menino[1], das in dem gleichen Manuskript (16. Jahrhundert) und von derselben Hand überliefert ist, wird der Falke nur einmal erwähnt, als *alfegue* (S. 36). Angesichts der zahlreichen Schreibirrtümer in dem Manuskript liegt die Annahme nahe, daß es sich um eine fehlerhafte Form (vielleicht infolge einer übersehenen Abbreviatur: *alf(an)eque*) handelt, obwohl die Wiederholung auffällig ist.

Übereinstimmend wird berichtet, daß der *alfaneque* aus Nordafrika kam: „Berbería, Orán“ (Martínez de Espinar), „regno de tremecen, ysla de alhabiba“ (López de Ayala). Diese Angaben sind sehr präzise, und vor allem die Erwähnung der winzigen, nur auf größeren Karten verzeichneten Habibas-Inseln spricht für ihre Zuverlässigkeit. Etwas weiter lesen wir bei Ayala (S. 36/184): „... los alfaneques quieren andar delgados et bien señoleros, ca luego que les da un poco de sol se pierden, et dizen que se tornan a tremecen donde venieron...“ Die Habibas-Inseln liegen rund 40 km westlich von Oran. Das Vorgebirge etwa 15 km westlich der Stadt trägt noch heute den Namen Cap Falcon. Die *alfaneques* wurden also aus Westalgerien, dem „regno de tremecen“, bezogen. Tlemcen, das in seiner Blütezeit an die 100000 Einwohner gezählt haben soll, war das ganze Mittelalter hindurch die Hauptstadt des mittleren Maghreb und einer der bedeutendsten Umschlagplätze für den Handel zwischen Europa und dem inneren Afrika.

In Nordafrika war auch der von López de Ayala in Verbindung mit dem *alfaneque* genannte *tagarote* zu Hause: „los falcones tagarotes, que son contados por baharís, crían allende la mar, en el áfrica“[2]. Als eine Mischung von *alfaneque* und *tagarote* galten die

[1] Hrsg. v. Rodrigues Lapa, Coimbra 1931.
[2] López de Ayala, a.a.O. S. 22 (169).

sogenannten *entrecelys*[1]. Für *tagarote* sind eine Reihe von Etymologien vorgeschlagen worden, die Corominas, *DCEC* IV, s.v. und *Adiciones*, diskutiert und alle verwirft: „Lo único prudente es conjeturar con Colin que sea palabra bereber.“ Die meiste Zustimmung hatte, zu Unrecht, wie Corominas zeigt, der Vorschlag Dozys gefunden, *tagarote* von dem Adjektiy tāhortī, zu der Stadt Tāhort oder Tāhart in Algerien, abzuleiten[2]. Tāhart wurde, nachdem es während anderthalb Jahrhunderte die Hauptstadt eines Reiches gewesen war, zu Beginn des 10. Jahrhunderts zerstört. Das jetzige Tiaret ist eine Neugründung aus dem vergangenen Jahrhundert.

Die bedeutendste Stadt Zentralnordafrikas im Mittelalter, Tlemcen, blickt auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurück. Das heutige Tlemcen wurde gegen Ende des 11. Jahrhunderts unter dem Namen Tāgrārt (berberisch ʻLager') von dem Almoraviden Yūsuf b. Tašfīn während der Belagerung der alten Stadt, Agādīr, die später mit Tāgrārt vereinigt wurde, gegründet[3].

Ich möchte vorschlagen, statt von dem früh in Vergessenheit geratenen und überdies auch lautlich schwierigen Tāhart von Tāgrārt auszugehen. Nebrija[4] übersetzt: „tagarote halcón: accipiter tabracensis“, was dann wohl eine Verwechslung mit dem seit dem Altertum bekannten T(h)abraca bei Tunis wäre. Covarrubias[5]: „Cierta especie de falcón... díxose de una ribera que está en Africa dicha Tagarros (bei Juan de Sant Fagund ʻTagaros'), junto a la cual están unas peñas donde se crían estas aves.“ Dieser Namen ist nicht zu identifizieren. Deutet auch diese Angabe auf Tāgrārt hin? Tāgrārt / Tlemcen liegt am Fuße steil aufragender Felsen, die das Stadtbild bestimmen, im Netz der die Stadt in etwa 20 km Entfernung hufeisenförmig umschließenden Flüsse Tafna und Wād Isser.

[Halcón] tagarote läßt sich vielleicht erklären als Wiedergabe von [bāz] tāgrārtī ʻTlemciner Falke', unter Einfügung eines epenthe-

---

[1] Ayala berichtet, daß er einen in Alicante von einem Schiff, das mit vielen Falken aus der Berberei kam, gekauft habe. a.a.O. S. 36 (183).

[2] Eguílaz, Meyer-Lübke, Sainéan, Lokotsch u.a.

[3] S. *Enzyklopädie des Islam,* Bd. IV, S. 867ff., Artikel „Tlemcen“. Wie lange sich der Name Tāgrārt gehalten hat, ist schwer zu sagen. Ibn Khaldun schreibt, gegen Ende des 14. Jahrhunderts: „Aujourd'hui Tagraret ne forme qu'une seule ville avec Agadir qui est l'ancien Tlemcen“ *Histoire des Berbères,* traduite de l'arabe par le Baron de Slane, Bd. III (Paris 1934), S. 272.

[4] Zit. bei Corominas.

[5] der auf Johan de Sant Fagund, *De las Aves que caçan* (ca. 1450) zurückzugehen scheint. Vgl. Paz y Melia, ZrPh I (1877), S. 241.

tischen Vokals (vgl. etwa al-magra > *almagra* und *almágara*) und mit Ersetzung der Endung durch das romanische Suffix *ote*[1].

Köln WALTER METTMANN

[1] Wenn nicht auch die Stellen bei Nebrija und Covarrubias auf eine Ableitung von einem geographischen Namen (vgl. *guadameci, jacerino, socotrino*) hindeuten würden, würde ein von Corominas, *Adiciones* S. 1082 b, in Erwägung gezogenes berber. *t-agaruδ 'Rebhuhn' (also: 'Rebhuhn-Falke') nicht schlecht passen – falls sich diese weibliche Form belegen ließe.

Schmoll's study on Pre-Roman Hispanic languages[1]

This is an important book. Its title seems to announce something less wide in scope than it is: one could expect a book on the languages of the Hispanic Indo-European Pre-Celts, with Celtiberian in the background, as an important element of comparison, and perhaps a few allusions to the other Pre-Roman Hispanic languages; whereas in fact it deals even more with Celtiberian and the other Hispano-Celtic dialects than with Pre-Celtic, and what is said there about Iberian, Tartessian and Old Basque is not inconsiderable.

But the importance of the book does not lie so much in the wideness of its subject as in its approach, which is thorough and not lacking in original thought, as well as in its richness: it is packed with facts, and these facts are relevant and, as far as I can judge it, wel checked and taken directly from the sources or from a few reliable compilations. The conclusions of the author are good in most cases and even when they are to be regarded as doubtful or when they look bad, they always seem to me at least worth discussing. If we think of the other most important contributions of the last two decades on the subject, those of Pokorny[2], Tovar[3] and Lejeune[4], we may venture the judgment that Schmoll's, although less personal and original, will not be regarded as less useful for the coming scientific work, its more comprehensive scope being a sufficient compensation for it. If Lejeune's method is less subject to objections, and if his conclusions are far more clear, unequivocal and unhesitant than Schmoll's, such drawbacks are almost inherent to any study on Pre-Roman Hispanic languages, and Lejeune's advantages are reached at the price of a very great geographic limitation in his subject, in

[1] ULRICH SCHMOLL, *Die Sprachen der vorkeltischen Indogermanen Hispaniens und das Keltiberische*, Wiesbaden (Harrassowitz) 1959, iv + 130 SS.

[2] *Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier* (ZCPh. 20–21); *Zur keltischen Namenkunde und Etymologie* (VRom. 10); *Keltologie: Wissenschaftliche Forschungsberichte* II (Bern 1953).

[3] *Estudios sobre las primitivas lenguas hispánicas*, Buenos Aires 1949; etc.

[4] *Celtiberica*, editions of the University of Salamanca, 1955.

the kinds of materials he worked on – purely epigraphic and numismatic, and chiefly from texts in Celtic language, whereas Schmoll fully utilizes the onomastic material from Latin inscriptions and from Greek and Latin writers, and even partly uses relicts in Romance lexicon and toponymy –, and by postponing any judgment on many thorny problems, as well as on most of the general questions relating to the geographic distribution and external itstory of Celtiberian and the other Pre-Roman Hispanic languages. Whatever the final judgment awarded to this book will be, its total and unreserved approach is an excellent quality for which we must be thankful.

The author was already favorably known for his former publications, notably a parallel work on Sicily, which he wrote as a Heidelberg Doctor's thesis in 1953, and of which he published in 1958 a version brought up to date and reduced to about half length[1], beside some essays in journals (e.g. *Turma Salluitana*, Glotta 35, 1956, 304-11), closely related to his present Hispanic field of work. He seems to be young, so that we have every reason to congratulate ourselves on the appearance of a new and fresh force in that field, especially so since he apparently is planning to go on tilling it (p. 7 he announces a contribution to the deciphering and interpretation of Tartessian material), and he certainly should receive all kinds of encouragement for so doing. The present review is not written, strictly speaking, by a „Fachmann", so that without purporting to be a definite and all-embracing appraisal, it intends to give an idea of the features of the work most interesting for Romanists and general Linguists, and to call the author's attention to some points in his book and in his method, where the testimony and data of Romanists can alter or influence his conclusions, and on which a greater collaboration with Romanists and other Linguists seems desirable.

The book starts with a general introduction (pp. 1–19), where the author presents the views of 19th. and early 20th. century authors on Hispanic Pre-Roman languages in general and especially on the Basco-Iberian question, and on problems relating to the so-called Hispanic Ligurians, and takes position in front of them. Pages 20–30 he republishes most of the epigraphic and numismatic source materials from Celtiberia and from the Hispanic North-West, accompanying them already with a few personal and interpretative remarks. This repertory, carefully checked and provided with indications of provenience, comprises 134 items, and although it brings no unpublished additions, and few texts that were not yet

[1] *Die vorgriechischen Sprachen Siziliens*, Wiesbaden 1958.

available in former easily accessible collections, it is certainly welcome, not only in the measure it completes these collections but also as a convenient feature of this book, facilitating for the critical reader the understanding, checking and completion of the author's own elaboration of this material in the following chapters.

A complete exposé of grammatical facts of the Hispanic Celtic and Indo-European Pre-Celtic languages follows, pp. 31–104, in which the author excerpts and analyzes not only the sources he has republished but all the other available sources of Hispanic Indo-European, as delimited above. The comparative length of the parts of this exposé, and the order in which they follow one another, are instructive: Nominal flexion pp. 31–43, Adjectives and Pronouns pp. 44–48, Verbs and Conjunctions p. 49, Word-Formation pp. 49–75. Phonology: Vocalism pp. 75–90 (most of which, pp. 81 to 90, are devoted to diphthongs and vocalic sonants); Consonantism pp. 90–104. This arrangement and the relative length of these parts eloquently bespeak the unevenness of our information, because of the one-sided character of our sources, an information extremely poor in verbal forms and in most of morphological data, but considerably rich as far as the nominal declension is concerned; on the other hand, its abnormal richness in proper names, which always are easily and surely analyzable in their endings but generally obscure as to the etymology and meaning of their roots, renders this material very appropriate for word-formation studies but mediocre for the drawing of phonological inferences in general, and quite inappropriate especially for the study of the most elusive part of phonology, i.e. the evolution of the simple vowels, in opposition to that of diphthongs and of most consonants and consonant clusters, which are already more permanently discernible, partly because they are no longer simple sounds, partly because they are less labile in their history. These are the reasons for the unexpected length of some chapters and the extreme shortness of others; on the other hand, for the fact that the author started with nominal morphology, leaving phonology for the end as a more insecure ground. In short, this unevenness is perfectly justified in this book. The only thing to be regretted is that in the Word-formation chapter only suffixes are discussed, not composition nor prefixes either, although it would have been easy to collect materials and make some interesting remarks on the usage of *are-*, *con-*, *ande-*, *en-*, *uer-* etc. (see already something in Lejeune, p. 124, and cf. here on pp. 52–53 and 65).

Finally, in the last part, the author discusses „Herkunft und Schicksale des hispanischen Indogermanisch", pp. 105–124, most of which (107–119) are devoted to the origin of the Pre-Celts,

whereas only part of the two first pages are reserved to the dialectal origin of the Hispano-Celts. This difference, and also the fact that it is in this part that the author's conclusions are most doubtful or open to objection, are not surprising or unexpected, since it is known that the dialectal provenience and identification of the Sorothaptic[1] language has been regarded till now as the most obscure of the questions pertaining to Old Indo-European Spain, and the one on which the opinion of scholars has most widely differed; on the other hand, the author has included his discussion of the most important question relating to the origin of the Hispanic Celts, viz. their relationship with the Goidelic and Gallo-Britonic peoples, in his chapter devoted to the provenience of the Pre-Celts, probably because of the fact that some of the reasons, and notably those derived from the frequency of the *p* and *f* sounds, are usable for discussion of both problems. So that even in this last part, although it is the one of the book where Pre-Celts, as compared with Celts, get most attention, it is still Celtiberian that constitutes the axis and basis of the whole presentation, as much as Sorothaptic or even more. The reason of this preference for Celtiberian is clear, and we can scarcely make of it a reasonable reproach to Schmoll: the basic works of Lejeune and Tovar afforded a far wider and more reliable basis for

---

[1] This term, which I defined in my *DCEC* (IV, 1012a) and used in some of the articles of this dictionary and in later essays, as applicable to the language of the Hispanic Pre-Celtic Indo-Europeans, is based on the identification of the people or peoples speaking this language and the one which introduced into Spain the Urn-field culture. Perhaps archaeologists and prehistorians will argue that this identification is better established for Catalonia, and Eastern Spain in general, than for the rest of the Peninsula. Even if it is so, the term is almost indispensable, at least for stylistic reasons. It is impossible always to use such unwieldy expressions as „Hispanic Pre-Celtic Indo-European"; „Paraceltic" is more objectionable, since it may also apply to Basco-Iberian and other peoples, whose contacts with Celts were hardly less intimate; „Ligurian", „Illyrian" and even „Veneto-Illyrian" will be radically rejected by some or most of the schools of thought, and even if some day unanimity among scholars is reached on that account, only one of these terms (nobody can now be completely sure which one) will be found acceptable, but the odds are that even this one will be regarded as only partly true, since it seems clear that either several I-E. tribes contributed to the formation of this language, if it was only one, or that all of the three penetrated and lived in Spain, or perhaps that it was a fourth anonymous one with some affinities with all of the three. Now, if at best the term can only be partially true, and everybody must at least acknowledge some truth in „Sorothaptic", this term has the obvious advantage of being short, convenient and acceptable to every linguistic school of thought.

the study of Celtiberian, whereas a systematic study of Sorothaptic and of the purely Celtic languages of the North-West or the Centre-North had remained till now in its beginnings.

The bibliographical choice that the author of every book, to a smaller or greater extent, is obliged to make, was judiciously made by Schmoll. In fact his bibliography is remarkable for its fullness. Among contributions by scholars specialized in Pre-Roman times and languages, I can only see two important omissions: Bosch Gimpera's ponderous and innovating books *Les Migrations Celtiques* (reprint from *Études Celtiques* 1950–55) and *El Problema Indoeuropeo* (Mexico 1960), the latter having come too late for Schmoll to use it; on the other hand Tovar's essay *Cantabria Prerromana o lo que la Lingüística nos enseña sobre los antiguos Cántabros* (Madrid, Publ. de la Univ. Mz. Pelayo, 1955), important because it deals with a region about which so little is known, and so little is said in Schmoll's book[1]. However Michelena's theories on the representation of sibilants and nasals in Indo-European Hispanic inscriptions (respectively in Emerita 23, 265 ff., and in Bol. Soc. Vasc. de Amigos del País 12, 234–35) were at least worth mentioning and briefly discussing, since they can certainly not be called groundless, and they are strongly at variance with Lejeune's and partly with Schmoll's views[2].

It is natural that he has been less exhaustive regarding the work of Romanists who have dealt with Pre-Roman questions, although his book would have enormously benefited from a more considerable exploitation of Romance Toponymy of Pre-Roman roots. To do so might have enabled him to remove to a large extent the lack of precision and the insecurity that affect his book, and most contributions of his fellow specialists, on a very important aspect: that of the geographic extent of phenomena and linguistic areas. Yet we

---

[1] Other short contributions of Tovar which are not mentioned in the bibliography: *Etimología céltica de muga* (Festschrift f. G. Rohlfs 1958, 449–54); *Una inscripción ibérica con nombres indoeuropeos en Ibiza* (Cuadernos de Hist. Primitiva 5, 1950, 68–70); *Augusta Vindelicum y el celta en el latín* (Emérita 19, 235–36); and his essay on the voicing of intervocalic consonants in REL 29, 1951, 102–120.

[2] For the question of early I-E. borrowings in Basque, both Caro Baroja's and Michelena's works are incompletely utilized by Schmoll (notably the latter's *Guipúzcoa en la Época Romana*, S. Sebastián, Publ. de la Soc. Vasc. de A. del P., 1956, pp. 5, 6, 7, 28). – Also: Miquel Dolç, *Hispania y Marcial: contribución al conocimiento de la España antigua*, Barcelona, CSIC, 1953, which makes a special study of Celtiberian toponymy of the Bilbilis region. E. P. Hamp, *Notulae Celtibericae* in JCS 2, 1958, 147–51.

cannot make him a severe reproach of it, because Romanists themselves have not yet been able to do for them the indispensable preparatory work, except in a limited number of cases; on the other hand he might reasonably have been scared by the dilettantism which still mars many of the studies on Pre-Roman Toponymy of Spain and other parts of Romania[1], so that we should beware of blaming him for having ignored the studies of several colleagues (like P. Fouché, Harri Meier, and even A. Dauzat) on Pre-Roman relicts in Romance. It is more regrettable that Aebischer's name, e.g., is absent from his bibliography, that Bertoldi's and Hubschmid's essays have not been fully excerpted, although he has largely used the works of these scholars (and some of the latter's are to be used with precaution), and that Jud's and Wartburg's names are never mentioned, even granted that their work is less relevant for Spain than for other parts of Romania. For Spain, of course, it was more essential to study Menéndez Pidal's work, and this he has done, although it is too bad he does not seem to have known two of his contributions, which even if short would have shed some light on the geographical extent of some linguistic areas, a weak side of his book[2]. As to my own contributions, he only knows *New Information on Hispano-Celtic* (ZCPh. 25), which he has largely used for his chapter on Vocalism, but it might have been useful for him to read others[3], and to have direct recourse to my etymological dictionary (of whose Celtic articles the said essay is a mere summary), not only for the reasons and evidence on which these etymologies are based, but because the book contains still

[1] E. g. P. Pericay, *Las raíces históricas del extremo Nordeste Peninsular desde la Lingüística: para una caracterización prerromana del Ampurdán,* Peralada 1956, although the work of a pupil of Tovar: see my review in *Beiträge zur Namenforschung.*

[2] *Sobre Toponimia Ibero-Vasca de la Celtiberia* (republished in *Toponimia Prerromana Hispánica*, 253–59); and his note on Carpetan Celticisms, in the same book, pp. 214–20.

[3] *Suggestions on the origin of some old place names in Castilian Spain* (in Festschrift f. G. Rohlfs, 1958, 97–120); *De Toponomástica Hispana: Juicios, Planes y Tanteos* (in Homenaje a Dámaso Alonso, 1960, 1, 373 to 411); *La Toponymie Hispanique Pré-Romane et la survivance du Basque jusqu'au bas moyen âge: Phénomènes de Bilinguisme dans les Pyrénées Centrales* (in VI. Intern. Kongreß f. Namenfg. 1, 105–146; pp. 109–113 on I-E. place names); „*Saso*", „*sarda*", „*seix*", *voces topográficas de substrato* (in *Papeles de Son Armadans,* Madrid, 1959, 291 to 310); *Carant (Scaranto), relíquia dels Urnenfelder alpino-pirinencs* (in Etymologica W. v. Wartburg 1958, 155–160); *Sobre els Elements preromans del domini català* (in VIIe. Congrès Intern. de Ling. Romane II, 401–416); *Els Noms dels Municipis de la Catalunya Aragonesa* (in RLiR 23, 33–63, 304–338).

many other Indo-European Pre-Roman etymologies, easy to be found by means of the indices of the last volume.

Romanists are likely to take Schmoll's book in their hands most avidly for seeing which new light it brings on the extent of linguistic substratum areas. In this connection Tovar's work, whose opinions Schmoll accepts to a large extent, has doubtless meant a considerable revolution against former views and a considerable improvement on them. Until the beginning of our century the idea prevailed of a great unity of language in Pre-Roman Spain, in which a non Indo-European language, or according to some, two of them, different from one another, Basque and Iberian, were predominant. Now everybody is sure that the non-Indo-European languages were at least three, Old Basque, Iberian and Tartessian (to which some, including Schmoll, still add Asidonian, Bastetanian and Proto-Cantabric), that there were at least two different Celtic languages or dialects (Celtiberian and Artabrian), and that the Non-Celtic Indo-European-speaking peoples which entered Spain were several, although it is not clear from Tovar's or Schmoll's presentations whether they were able to maintain their languages or whether they were blended essentially into a single Non-Celtic language with some remains of the others; it is not unequivocally established by their works either, whether the languages that Schmoll calls Galaican and Proto-Asturian were Celtic or „Sorothaptic" (see especially Schmoll's map, and cf. with Tovar's *Estudios*..., and his maps pp. 200 and 118). In spite of these ambiguities, a number of new and clear ideas emerge from their books and that of Lejeune: *a)* that Celtiberian was a purely Celtic language (at least in its grammatical and phonologic system, perhaps less in its vocabulary), and not any kind of hybrid tongue resulting from a blend of Celtic and Iberian; *b)* that South and East of a line roughly following the lower Tejo, the middle and upper Guadiana, the Iberian mountain range, and the middle and upper course of Ebro, the living languages at the time of the Roman conquest were solely or almost solely non-Indo-European; *c)* that North-West of this line Indo-European languages were, if not so exclusive, at least overwhelmingly predominant; and *d)* that it is in the Middle of the Peninsula that Celtic was most strongly represented, whereas Pre-Celtic Indo-European was and remained predominant in the North-West.

In general lines both the fact of the revolution against former ideas and the rightness of the new ones may be accepted. The radical character of the change of ideas seems to me somewhat exaggerated in Tovar's and Schmoll's presentation: scholars like Meyer-Lübke, Menéndez Pidal and others (even Schuchardt himself, pro-

bably) never thought that Celtic was an entirely extinct language in wide regions of the North-West and Centre of the Peninsula; yet it is true that the living character of Hispano-Celtic until Roman times had not been fully realized before the second third of our century; and as to the acknowledgment that „Sorothaptic" may have remained as a living language until the second Punic war and even later, this is a very recent thing, and even now many will regard it as not proved beyond doubt. On the other hand, while the statement which I distinguished with letter *a*, should probably be regarded as definitely proved, and my reservations about *b* are only slight, they increase considerably about *c*, and still more concerning *d*, on which even Tovar has been more reticent. But although Schmoll nowhere says categorically so much, one has the impression that, according to his mind, the living remains of Pre-Indo-European languages North-West of the said line were almost negligible, and that Celtic in the Asturo-Luso-Galaican area was, in front of „Sorothaptic", in a situation of clear minority, and perhaps only represented by the Artabrian of the extreme North-West.

If these are really Schmoll's views, I think they are also exaggerated. Traditionally it had been thought that the West remained more strongly Celtic than the Centre: it was already the idea of the Ancients, as reflected by their catchwords „Celtic" and „Celtiberian" and by explicit statements of several writers, although we may grant that the value of these statements is somewhat diminished by the probable confusion some of them incurred between Celtic and the other Western non-Italic and non-Greek Indo-European languages, but of course not all of them had so vague a knowledge of barbaric people. I am convinced that Celtic remained a living language in the North-West to a greater extent than Schmoll seems to admit; many of the inscriptions which he regards as Sorothaptic will perhaps be ultimately found to be Celtic, with some admixture of Sorothaptic at most. The fact of this admixture is already recognized by Schmoll and substantiated by the facts he gathers at p. 121; only that the proportion of Celtic was probably higher than he thinks: if Celtic had not been in the NW. as strong or rather stronger than in the Centre we could not understand how Celtic relict words are so abundant in Portuguese, Galician and Leonese, as I proved in *DCEC* and in my ZCPh. essay. To mention only a case, let's recall Sp. *serna* and Port. *seara* ‚a field tilled by peasants but not owned by them, ploughed by them for their overlord', Celt. SEN-ĂRĀ, i.e. ‚a separated piece of arable land': few Pre-Roman etymologies are so well established and it is, unequivocal and as clear as a day, a Celtic, not a Sorothaptic, word (see *DCEC*); now Casti-

lian starts from a strongly Latinized variant SÉNĔRA, whereas Portuguese, Galician and Leonese posit the purely Celtic pronunciation SENĀ́RĀ: is it possible to imply more clearly that in Celtiberia Latin soon became paramount, whereas in the North-West not only the Celtic language remained green and vigorous down to Low Empire times, but Celtic words were then and there still fully understandable and analyzable by everybody?

Even if we grant that the number of clearly Celtic inscriptions presently known is greater in the Centre than in the West, the fact may be accounted for, partly by the backwardness of archaeological field research in Galicia and the Leonese region, and partly by the still greater backwardness of the whole North-Western area in Roman and Pre-Roman times; Celtiberia was then far more advanced and consequently far richer in inscriptions, and the more barbaric character of the few inscriptions from the North-West makes them more difficult to interpret, gives them a more strange look, and consequently often leads scholars to think they are in a mysterious language like Sorothaptic, rather than in a Celtic tongue.

As to statement *c*, it may be less exaggerated, but I think it also is in a certain measure, and the thing might now be easier to prove. Already Menéndez Pidal protested (in *Sobre Toponimia Ibero-Vasca de la Celtiberia*) against Tovar's ideas on the total absence of Bascoid names in the province Soria: most of M. Pidal's Basque etymologies given there seem true to me, perhaps all (with the exception of *Garray-Garraf*, which is probably Arabic). The existence, down to the 13th. Century, of a large Basque-speaking island in Western Rioja and South-Eastern Burgos province, that is in the midst of Celtiberia, is well known and largely documented thanks to the works of Juan B. Merino Urrutia[1] and Santiago Arregui[2]: the Ojacastro-Ezcaray valley formed its centre. But I may refer to my unpublished essay (soon to appear in a collectitious volume) *Topònims Catalans d'Origen Basc*, where I study the Hispanic place-names derived from Basque *angia* ‚pasture, grazing land': on their basis we may regard as sure the survival of a living Bascoid dialect, in an area along the Iberian mountain range adjoining to the Ojacastro area, but further South and surrounding the Numantia zone. *Anguiano* is a village of the partido judicial Nájera, *Anguita* one of the Sigüenza partido, and two *Anguix* exist in the partidos of Roa (Burgos) and Pastrana (Guadalajara). That these names, at least the first two, must come from Basque *angia*, is beyond doubt: the

[1] *El Vascuence en el Valle de Ojacastro*, 1936. *El Vascuence en la Rioja y Burgos*, in Revista de Dial. y Tradiciones Populares 5, 1949.

[2] *Toponimia de Ezcaray*, in Euskera III, 1958, 83–102.

formation of *Anguiano* as a Basque diminutive of *angia* is obvious; and the mere fact of the preservation of the velar character of a G before an I is already indisputable proof that the Pre-Roman language must have lived there at least as recently as c. 600 A.D. Now these *angi*-names are not explainable by Celtic, and anyway nobody will expect Celtic or Sorothaptic to have survived anywhere in Spain beyond Roman times, since it was far easier for people of an Indo-European language to learn Latin than for Basque-speaking people[1].

„Ob man auch im Nordwesten der Halbinsel mit iberischen oder tartessischen Bevölkerungselementen rechnen darf, ist fraglich", says Schmoll, p. 9; however that population elements speaking languages somehow related to Basque or Iberian (at least in their vocabulary) must have lived in Galicia and Northern Portugal is also sure, because of the numerous Pre-Roman relict words in Portuguese and Galician, which cannot be explained by Celtic or Indo-European and show a clear connection with Basque roots: I have gathered many of them (like *charneca* e. g.) in the indices of my *DCEC*[2]. Perhaps the language of these people was already extinct before Romans got hold of these territories.

The general grammatical picture we get of Celtiberian and, to a lesser extent, of Sorothaptic, after Lejeune's and Schmoll's books, is taking shape already, indeed it is beginning to be precise. We

---

[1] According to these data Basque survived on the mountains of the Cordillera Ibérica and in the upper valleys, while Celtic was dominant down the valleys and in the plains on both sides of the mountain range. This explains why in Celtiberia almost only inscriptions in Celtic language have been found, the shepherds and mountaineers speaking Basque being too rude for writing.

[2] *Poetanion*, name of a port and an island on the Portuguese coast (in front of the *Cempsi* area), as mentioned by Avienus, is regarded by Schmoll (p. 15) as a representative of a Punic word for 'snake'. A Punic name on the Atlantic coast being generally unlikely, is it not more probable that there is some connection with the word *petanim* appearing in the Arroyo del Puerco inscription (Schmoll, p. 28)? This inscription belongs to the North-Western area and is regarded by Schmoll as Sorothaptic. But one would rather like to think (under the utmost reservations) of some connection with the Pre-Indo-European family of Basque *petarr, patarr,* „côte scabreuse", Guipuzc. *apita* „endroit en pente, montueux", Gascon *petarro* „colline en pente"; anyway this family is well represented in modern North-Western dialects: Galic. *petón* 'summit' (Ibáñez), *petouto, -oulo,* „desigualdad formando prominencia en la superficie de la tierra; tolondro, chichón" (Valladares, Cuveiro), Minhoto *petouco* „altinho num monte", West-Asturian *peteiro* 'heap, pile of things', Asturian *piétana* „piezgo" (Vigón) etc. (cf. Hubschmid, *R. Int. Onom.* 7, 105–114).

are far from the time when Hispano-Celtic was thought to be a weak and identical prolongation to the South of the Gaulish language. Now we know for sure that most of Hispano-Celtic was constituted by *Q*-dialects, as opposed to the *P*-Celtic kind of Gaul; Schmoll thinks that this is not due to the fact that the invaders of Spain were Goidels, but just because they entered Spain at a time when the *P* versus *Q* split had not yet appeared among Celts, and the isolation of Hispanic Celts enabled them to remain at that archaic stage of linguistic development: page 107 he collects quite a number of sound and flexion features that clearly separate Celtiberian from Goidelic, but most of them do not bring it closer to Gaulish, and as one of the most characteristic features differentiating Gaulish from Hispano-Celtic we could add (pp. 52, 67) the opposition between the Gaulish suffixes for adjectival derivation -INOS, -ANOS and -ĀKOS, and the all-embracing use that Hispano-Celtic makes of -AIKOS, -OKOS and especially -ĬKOS: *Saguntikos, Numantikos, Kalagorikos,* as opposed to Latin *Saguntinus, Numantinus, Calagurritanus,* and to Gaulish *Cameracos* or *Mogontiacos.* Schmoll's conclusion, although perhaps somewhat overstated, does not appear to be far from the truth: „Das Keltiberische ist also ein Dialekt, der praktisch mit dem Urkeltischen identisch ist."

Our body of sure grammatical knowledge about Sorothaptic, or more concretely about the Indo-European Pre-Celtic language remnants of the North-West, remains far slimmer: the main facts which emerge from an Ocean of doubts being almost only that these languages had preserved I-E. *p*, that they had probably some tendency to reduce to a single pattern the many declension types coexisting in other Old Indo-European languages[1], and as a rather startling new and considerably well established fact we can point, after Schmoll's research, to the existence of the frequent sound *f* before a vowel, probably as the result of I-E. *bh* and *dh*, a feature that brings this language closer to Italic and even Greek, and

---

[1] This, however, seems to me much less sure than to Tovar or Schmoll, the fact having been chiefly substantiated by inscriptions in barbaric provincial Latin, rather than in clearly Pre-Roman language; now the simplification of declension is rather a feature proper to the imperfect use of a half-learned foreign language. Tovar's reasoning that such simplifications are more likely in old imported languages, like that of Sorothapts, than in a better preserved, more recent, importation, like Celtiberian, is quite unconvincing; I dare say the truth is most often the opposite: languages established from old times in isolated marginal areas stay usually at a very archaic development stage. The settlement of the problem must await a more complete deciphering of truly Sorothaptic texts.

away from Celtic and other Northern European languages (see his long list of instances, pp. 98–99).

The list of still debatable points remains very long, indeed we may say that among polemic questions those that still look controvertible, after Schmoll's book, are more numerous than those that can now be regarded as settled, although his efforts will have not been futile. Among these debatable points I reckon in first place the following ones: 1. The existence in Hispano-Celtic of an infection of the Irish type, which Tovar regards as proved and Schmoll definitely rejects: both positions seem now too radical, and the problem needing further analysis; the alternation *Saili-* vs. *Sali-* seems soundly established by Tovar[1] as well as probably others, and on the other hand I recognize that Schmoll is likely to be right in saying that my former acceptation of Tovar's theory was prematurate: I allowed myself to be dragged away by the sweeping masses of facts gathered by the latter, but not yet analyzed well enough; such impressionistic groping in the dark is not, by the way, completely avoidable in such regions of the linguistic underground, and Schmoll himself is continuously obliged to say that this is only his „Eindruck", or to use such expressions as „mir will scheinen", „nicht sehr einleuchtend", to call his own suggestions „trügerische Vermutungen", and the like.

2. Bosch Gimpera's theory tending to identify the Urn-field people with Proto-Celts, and their language with an ultra-archaic kind of Celtic that was still pronouncing the I-E. *p*, has always seemed to me strongly substantiated from the standpoint of prehistorians and archaeologists, but hard to swallow by a linguist; yet I warned we should keep our minds open as long as ideas on the true nature of the „urindogermanische" galaxy and of its early (or rather always inherent?) dialect cleavage still remained in the state of flux in which they fell especially after 1940: Bosch's important and recent book *El Problema Indoeuropeo* tackles again the problem from a new angle bringing fresh evidence not easy to be grasped together by linguists[2], Schmoll himself acknowledges the force of

[1] *Cantabria Prerrom.* 23, etc.; compare with it Schmoll, pp. 60, 86, 87 n. 4, and my remarks Homen. D. Alonso, 381 and 380.

[2] To be greeted is his trial amply to report the views of many of the most representative linguists. Of course it could not be expected that he might treat linguists on the same foot as his fellow archaeologist-prehistorians, and his honest effort in this direction is nonetheless to be appreciated. Have we to say it is regrettable that his survey of opinions of linguists is somewhat uneven chronologically and geographically? As a desideratum for a second edition one should hope he could amplify it to more recent thought (which, of course, is a delicate

some linguistic reasons in favor of Bosch (is it likely that such a typically Celtic formation like *(P)letisama* had been formerly duplicated by Pre-Celts as *Bletisama?)* and I cannot honestly see how Schmoll's argument in the first paragraph of p. 108 can be decisive against it; my conclusion is that we linguists are right in being reluctant to accept Bosch's views, but that we are not yet in a position to „Boschs hispanische ‚Protokelten' ruhig ad acta legen", as Schmoll would have us.

3. The complex question of the provenience of the *sk*-suffixes, in spite of his honorable and determined efforts (pp. 61–65), still looks as an insolvable knot, and I cannot regard his three conclusions otherwise than as altogether tentative. 4. The problem of the geographic provenience of the „Sorothapts" does not seem to have advanced considerably from where it was left by Pokorny and M. Pidal, in spite of the long and searching exposé by Schmoll (pp. 108–119): I am afraid that as soon as Spanish toponomastics can free itself of its dilettantist features, more than half of M. Pidal's equations between modern Spanish and modern circum-Alpine place names will have to be abandoned[1]. Toponomastic „Anklänge", as Schmoll

---

thing) and to that of more scholars from Eastern and Southern Europe, which would be easier (we would like to see, e.g., Pisani's views better represented).

[1] The coincidence between such short elements as *Corc-, Lam-, Lang-* or *Borm-* does not prove emphatically a thing when they are between such far away territories and the semantic side of the equation is a total unknown. Even in longer names, like *Badajoz,* the similarity often proves fallacious, so that the higher back we go in the history of the two compared names the more distrustful we grow and the more distant they look: *Badaiuz* is an obscure small place in Udine province, and the *-z* endings point to quite different phonological bases in the Alps and in Southern Spain, where C^{e,i} became *č*; on the light of O. Port. *Badalhouce* and Arabic *Baṭalyaẏs* (cf. Himyarî's edition by Levy-Provençal) we can see that the Spanish name of the same city must come from a basis in -AUS', whereas Friulan *-uz* suggests -ŪCI̯U: the whole story of the „mediterranische Suffixe *-az, -ez, uz*" looks vanishing before our eyes as soon as we try to get close at them. In view of the facts that a *-j-* from *-lh-* is foreign to the Mozarabic territory, and consequently j is likely to come from *-ll-* by a Castilian hypercorrection, and that the Badajoz province, where place names like *Almendral* and *Almendralejo* abound, has the highest almond output among Spanish provinces outside Andalusia and Huesca, there are good reasons for thinking that *Badalloz* (M. Pidal, *Docs. Ling.* 385. 40) is parallel to *Iznalloz* (Ar. *ḥisn al-layẕ*), *Alloza* and so many other Andalusian place names: i. e. that it contains Ar. *al-layẕ* 'the almonds'. It may simply be *balad al-layẕ* 'city or region of the almonds', with haplology (since the *ṭ* and *-s* of *Baṭalyaẏs* are just Hispano-Arabic vulgar spellings). So much at least is clear: the name has nothing to do with the Friulan one.

and his predecessors have definitely shown, can be found everywhere, in equivalent amounts, with Ligurian, with Illyrian and with Venetian (I might add, with Indo-Iranian or Armenian, cf. my warning examples in *Homen. D. Alonso* 76 ff., and with any territory in the world, Tunguzic, Incaic, Dravidian or Hausa!): they will always remain indecisive; indeed they will prove nothing at all when they are with distant regions, still less so as long as we are not able to prove (eventually attest) their Pre-Roman etymon, but even if we are, unless in very favorable conditions. More promising than this discredited method (which Schmoll rightly reproaches, p. 9, to Schulten and Menghin, as having led to admit groundless connections between Hispanic and Elamitic) is Pokorny's approach, trying to operate with appellatives, where at least we have the double guidance of meaning and sound. He found already a not insignificant number of similarities between the lexicon of Sorothaptic and that of Balto-Slavic languages, while in other cases coincidences were with Celtic, Alpine-Romance relict words, Illyrian and so on. This kind of evidence vaguely pointed to Central Europe; if some day we are able to widen it considerably[1], this conclusion will become more precise and final; naturally this is an extremely delicate ground, where only an intimate collaboration between the best Indo-Europeanists and the best Romanists is apt to prove fruitful and to lead us to secure results: even some serious and enormously learned younger colleagues like Hubschmid will go on stumbling there if they do not refine their somewhat loose methods.

Concerning their own interests, Romanists are likely to look avidly through Schmoll's book for material illustrative of substratum problems. Now that we know that the Sorothaptic West had a frequent Pre-Roman *f* sound in any position, whereas Celtiberian could have it only before an *r* or an *l*, otherwise it was as foreign to this language as to Basco-Iberian, we can see why Western Hispano-Romans, although the latest to be Romanicized and those with the roughest kind of adaptation to Latin, were however able to learn well to pronounce a Latin F in any position, as much as the people from Eastern and Southern Hispania, who were Romanicized at the earliest and in the most thorough manner, while Celtiberians remained able to pronounce a good and durable F only before a liquid consonant or another sonant, and Gascons aspirated it even before R, L or W, in harmony with the absence of *f* in any position in their own substratum language, Basco-Aquitanian.

---

[1] May I, for the moment, point only to my *saso* and *carant* essays, and to many another etymology easily found in the *DCEC* indices.

The list of coincidences between the phonological tendencies of Hispanic Pre-Roman languages and of Hispano-Romance is impressively long: F > *h* or zero, MB > *m* (Schmoll, p. 102 n. 3), ND > *n* (ibid. 102–103), LD > *l* (Tovar, *Est.*, 25), voicing of intervocalic consonants and of consonants after nasals or *l* (Schmoll, 91, and Tovar's essays), anaptyxis (Schmoll, 8, 101), R- > *arr-, err-* (ibid. 101), OI > *ue* or *oe* (ibid. 88, 55, 34). If we feel the need of a substratum explanation for such Romance processes as MB > *m,* ND > *n,* LD > *l,* as well as NC > *ng* and the like, here we have a source immensely preferable to the Oscan influence, merely postulated, and unnecessarily so, by Menéndez Pidal, since here we have an indisputable substratum of this general region. The cases of striking similarity between Romance and Pre-Romance of the same Peninsula are so numerous that hardly anybody will fail to be impressed by this mass of facts.

And yet we must be critical and try to resist the sweeping influence of easy generalizations. Unless the process is of a truly peculiar nature, unless there is a precise geographic and chronological meeting of conditions, we should remain skeptical, at least in the Greek sense of the mind that is determined to remain open and insists on looking on the problem again and again, and from every side. The similarity between the Castilian process *agoiro* > *agüero, -adoiro* > *-ad(u)ero,* and the Hispano-Celtic evolution *oi* > *oe, ue,* is indeed striking and attested by variants of this kind in dozens of names and morphological endings (*Toira-* ~ *Tuera-*; *Teutaticoi* > *Toudadigoe*). As far as I know, this coincidence has never been pointed out by anybody; and yet I refuse to accept its significance at face value. Did not similar or same facts happen in Old French (*voiz* > *vu̯es* 'voice'), in Latin *(uoster* > *uester),* in Gaulish (*ue-* or *ua-* < *uo-* < UPO-)? Is that not sufficient proof that it could happen anywhere?[1] On the other hand, neither Schmoll, nor everybody else that I know, has made a comprehensive checking about the area on which the Pre-Roman fact is attested, but all the epigraphic cases which I can localize – they are, to say the truth, less than half of the examples – belong to the North-Western territory, and probably the fact that I can locate no one in Celtiberia is not

[1] It could also be argued that if CORIUM > *coiro* > *cuero* were so old a process, *kwe* would have become **ke* at the same time as Lat. QUE was simplified to *ke*; yet this one would not be an inescapable objection, since the evolution through the intermediate stages from *kori̯* to *koi̯r, ko̯er* and *kwer*, might have taken many centuries, and the final result *kwer* have been reached several hundred years after QUE > *ke* ceased to be operative.

merely coincidental, otherwise Lejeune would have said something about the phenomenon, and he does nowhere (cf. his pp. 20, 127, 138). Consequently the Pre-Roman tendency seems to be proper to the Luso-Galaican area, to which the Romance evolution is entirely unknown *(agoiro, casadoiro)*. Specialists should give us a careful and total survey of the geographic extent of the fact, before we try to arrive at final conclusions; but under this reservation we should feel prepared to call it a mere repetition of an easy phenomenon at different times and places, without any true link between the two bouts.

Appearances, we can see it, may be fallacious. In the case of anaptyxis there is probably some connection between the modern and the old fact, but the import of the latter is known to be grossly yet only apparently aggravated by the purely graphical features of the Iberian syllabary, and here Arabic and Basque have contributed no less and probably more than Celtiberian (cf. what I say below about *Coruña*). And in the cases of ND > *n*, LD > *l* and (by analogy) MB > *m*, the chronological reason that has been used for denying a possible influence of Oscan is no less applicable against a Pre-Roman Hispanic influence: if a change like ND > NN had been caused by the Pre-Roman substratum it would have been an accomplished fact already in Roman times and accordingly the resulting NN would have given Cat. *ny*, exactly as the Latin original NN; LD too would have been confused with the original LL and consequently it would have been palatalized, as Latin LL. Still other objections: ND > NN is well attested in Gaulish, not in any Hispanic language either Celtic or non-Indo-European, whereas in Romance it appears only in Catalan and Gascon, i.e. the two languages where Celtic substratum is weakest; LD > *l* is well attested in Iberian, and as a Romance phenomenon the assimilation of LD has been nowhere so persistent and general a trend as in Catalan too, which is the modern language that coincides most closely with Iberian substratum, so that here geographic conditions for admitting a relationship are at an optimum, but then we still have another reason for doubting beside what has already said: LD in Pre-Roman times became a simple L *(Ilerda* and *Iluro* instead of *Ildirda, Ilduro)*, we have no evidence that it first went through an LL stage; in Catalan LD first became *l·l* but immediately the first *l* was vocalized to *u*: CALDAS > *Caules*; the detail of the evolution is therefore quite different[1].

[1] Tovar, *l. c.*, makes things too easy for himself when he admits that the name of the Old Catalan town of *Besalú* comes directly from a *BESALDUNUM; in which, by the way, he approximatively follows Meyer-

A number of more unconnected remarks are following.

Page 8. Schmoll's surprise at seeing the same exceptional evolution from CLUNIA to *Coruña* in several places of NW. Spain will disappear if we remark that the important ones are only *Coruña del Conde* in the province Burgos, and the chief city of Galicia, but this is called in Galician *A Cruña,* which is just the normal evolution of CLUNIA in Galician; *Coruña del Conde,* although smaller, was a very old town in the heart of Old Castile (in Pliny's time it was the chief city of its own conventus, roughly corresponding to Old Castile), so that it was not strange for Castilians to have applied this name form, familiar to them, to the distant, almost foreign city, and to some other smaller place. The change of CL to *Cr* is also possible, although not systematic, in Castilian half-learned words and names; then, in Castilian, anaptyxis intervened (as in *corónica* from CHRONICA). In short, no connection with the Basque change of -L- between vowels to *-r-*; and the resemblance with the old variant CULUNIA is only the result of a coincidence.

Pp. 44 and 92. *Osma* would come from an ŬXĂMA, with a short U, a detail which is supposed to prove that the name has nothing to do with Welsh *uchel,* O. Ir. *úasal,* 'high', or with Gaul. *Οὐξισάμη* and *Ūxellodūnum.* In fact a posttonic A is never dropped in Spanish (cf. *páramo, sábado, huérfano*), so that we have to start from the variant AUXŬMA in Florus, or perhaps from an *OUXŬMA (> OXŬMA) and there is no valid objection to the connection with *úasal* and with UPS-'up, above', also supported by the high location of *Osma*; naturally AUXUMA is the result of a partial adaptation to the Latin sound system (as *Barcino* from *Barcĕno, Baetulo* from *Baetŏlo, Castulo* from *Castĕlo*[1], *Lucentum* from *Lucăntum* and still many others also are); this kind of Latinization was more or less systematic in Old Spain: I have talked about SENĔRA above, *Ledesma* can only come from a *LETISŬMA (or -ĬMA), *Ágreda* from an *ACRĬTA instead of ÁRECRĂTA, the Vulgar Latin basis of *Pisuerga* can only be *PĬSŎRĬCA etc.

P. 45. Beside the superlative suffixes of the types *uerămos, sintamos, Rixama, Letisama,* Schmoll only acknowledges the existence of ordinals but not of any other *-mo-* suffix, or at least he does not give any instance. On the other hand he is puzzled by the Ribagorçan

---

Lübke (*BISALDUNUM, *Betonung im Gallischen,* 28–29). But the truly attested basis is BĬSŬLDŪNUM, very frequent already from 822 on (Abadal, *Catalunya Carolíngia* II, 46. 10, etc.). The evolution went through *Besoɥlú, Besolú,* dissimilated to *Besalú.* See my study on the evolution of LD in *Estudis Romànics* 3, 228–30.

[1] Tovar, *Est.,* 26.

name *Monesma,* in which he also suspects a Celtic relict. He has forgotten to cite here the North-Western *monima,* which appears twice in short inscriptions on pateras (p. 29, Nr. 128 and 129); there is consequently at least a good likelihood for his suspicion that it is a Pre-Roman name of the patera[1]: MEN-, „mente agitare" and 'to remind', is a good etymology for the name of an object used for reminding the Gods of the faithful's devotion. In RLiR 23, 325–27, I explored quite a number of possible etymologies for *Monesma,* none of which convinced me: the important fact is that it was called *Monte Mesma* in 979 and 1077, *Montmesma* 1083, and *Monesma* (a result of the dissimilation of *Monmesma*) in 1279. The *t* of *Mont(e)-mesma* may very easily be added by the notary under the influence of dozens of place names in MONTE-, so that there would be no solid objection to starting from a Celtic *MONIMĬSĂMĀ, since CONCHA has given *cuenca* 'basin of a river' and CALĬCEM > Sp. *cauce* 'river bed', 'canal'; the wide and not very deep form of the upper *Monesma* valley is comparable to the shallow form of a patera. For still another -ISAMA name, see below, p. 363, note 2.

Pp. 45–46. *Pr(a)estamarci* does not contain Celtic *markos* 'horse', as Pokorny supposed, and consequently cannot be used as a support for Bosch Gimpera's ideas of Proto-Celts still preserving I-E. *p*. This is one of the brilliant and important hits of Schmoll: *Pr(a)estamarci* being opposed to a neighboring people called *Supertamarci,* in the proximity of the *Tamaris* or *Tambre* river, we have to analyze *Super-tamar-ci, Praes-tamar-ci*. Schmoll hesitates only about the explanation of *Praes-,* still more so because the *Supertamarci* were located down the river and the *Praestamarci* presumably on its upper valley. I suggest, however, we have to realize that the *s-* of *super-* and *sub-* being exclusively Italic among Indo-European languages, all the chances are that *Supertamarci* is only a Latinization of a real **Upertamarci* (the equivalence of Lat. *super* with Gr. *ὑπέρ* and Celt. *uer-* being well-known by many Romans); now, the opposition in meaning between *(s)uper* and *(s)up(o)* is not general in I-E.: Skr. *uparaḥ* means 'inferior' and Lat. *summus* (from *sup-mos*) means 'uppermost'; accordingly we probably have to understand a Sorothaptic *Uper-tamar-ci* in the Sanskrit meaning of people on the lower course of the river, whereas Sp. *páramo* shows that the Sorothaptic derivative from I-E. *per(i)* had the

---

[1] Less likely seems that it is a personal name of Greek origin (*μόνιμος* 'steady, fix', *Μονίμη* Mithridates' wife). A Greek name in the Spanish Far West at such an early date is not convincing; still less, as Latin (Schmoll, p. 40), since it does not figure in Latin name sources as far as I can check.

meaning of 'high, upper'; with an added *-s*, as in *ab(s), ek(s), ob(s), sub(s)* and other locative prepositions and preverbs, a Sorothaptic **p(e)res-tamar-ci*, may have meant 'people from the upper Tamaris' [1].

P. 47. In *Tridallus* and *Pentallus* (which obviously contain *tritos* 'third' and *penqtos* 'fifth' as the root element), Tovar's analysis **trit-allos*, as a compound, with *alįos* 'second', is regarded by Schmoll as quite doubtful; in fact we could not understand such compounds either with a meaning comparable to that of Lat. *sesqui-alter* (nobody can be called 'one and two thirds', 'one and four fifths') or with one parallel to that of Ir. *aile fichet* '22': we could hardly conceive that the 'fifth' should have been called 'second after the third'; at most we could imagine that the fourth might receive the name 'the twice third', although I do not think true parallels exist. But the best guess is that *-allos* in these names is simply the known Celtic suffix of *vassallos, aballos, caballos, Caracalla* (cf. Lat. *-ellus, -illus, -ullus*).

P. 48. *Siétamo* is thought by Schmoll to be a Celtic word for 'seventh', and he rejects the alternative of a Latin etymology. In fact there is no doubt we have here a descendant of Lat. SĔPTĬMUS, cf. Sp. *cuévano* COPHĬNUS, *pámpano* PAMPINUS, *préstamo* = Port. *préstimo,* and so *ciénaga, cópano, carámbano* etc. *Siétamo* is just a member of the series *Tierz, Cuarte, Siétamo, Nueno,* all of them villages on the roads radiating from Huesca (located at ca. 6, 7, 12 and 15 kilometers respectively from this city), and we can even complete the series with *Quinto, Sieste* and *Utebo* (with imela *e* from A) in other parts of Aragon. The form of most of these names shows that they come from Latin and cannot come from Celtic, therefore it is plain that the only one which could, forms no exception: *Siétamo* and *Tierz* are precisely on the 7th. and 3d. miliarium of the Osca-Ilerda road. Besides, is a Celticism to be expected in Upper Aragon, a definitely non-Celtic region? At least, in a case of doubt there, between Celtic and Latin, this one should be preferred; I do not say more because Celts and Sorothapts kept crossing this region (although perhaps not so much as Catalonia and the Basque Land) for several centuries before they got settled in Lower Aragon and Celtiberia (or their other definite quarters), and they left there some toponymical traces [2].

[1] *Pres-* is attested in Gr. *πρέσ-βυς*, O. H. G. *frist*; *p^{e}res-*, in Skr. *puráḥ* „voran, vorn", Gr. *πάρος*; Pokorny, *Idg. Wb.* 812. If we admit *Peres-*, the first vowel would have been eliminated by hypercorrection against the indigenous anaptyxis; as suggested by the *ae* of the variant spelling *Praestamarci,* a Latin folk-etymology may have come into play.

[2] See my etymologies in Festschrift Rohlfs, 98–100 and 119, with

P. 50. For other names in which *-ĭa, -ĕa* and even *-ĕia* alternate, see the old forms of the several *Vera* (BARIA) place names in the article *vera* of *DCEC* (*Βάρεια* is the name of *Vera de Moncayo* or *Veruela* in Strabo); a further reason for believing in a Celtic etymology, both for the toponym and the appellative.

P. 52. For the question whether the A of -AKO- was short or long, *Luzaga* from LUTIACA is certainly worthless: even if it were short, an A after an I would have attracted the stress in Romance; same thing should be said of *Buitrago* and *Sayago*[1], but not of *Litago, Trebago, Caldraga* (M. Pidal, *Top. Prerrom. Hisp.* 218).

P. 52. The tribe or *gens* name *Cotiriqōs,* in a Celtiberian graffito of Peñalba de Villastar, is interesting: it reminds us of Occit. *codẹrc* „pré, pacage, endroit vague, pâturage communal" (already attested in troubadours of the 12th. or early 13th. century, and widely spread along the whole Centre and North, and even SW. and SE., of the language area, whereas Cat. *Coderc* is only a family name); Jud's and Wartburg's (FEW II, 1258) connection with Welsh *cytir* has been proved impossible by Pokorny (VRom. 10, 239–40), but this is not enough reason for doubting that the etymology is Pre-Roman, perhaps Celtic: Jud's reasons (Rom. 52, 331–32) are solid at least to that extent, and Spitzer's suggestion of an internal Occitanian, Romance, etymology (ARom. 11, 396–97) does not seem acceptable[2]. The meaning of the Occitanian word would point, for

---

some additions in my collectitious volume, ready for the print; others could still be easily added: as *Luesia,* partido de Sos (already called so in 1259, Miret, *Itinerari de Jaume I,* 187, and earlier; *Lusia* in 1191, *Liber Feudorum* I, 31), probably derived from the Celtic PN *Louesius* (also *Louessus* and *Lobesus*), Schmoll, p. 50, which apparently has the same root as *Loeches* *LOVACTE (Fs. Rohlfs, 100–102), to which *Luesma* too is likely to belong as *LOVĬSĀMA; but *Luesma* lies already in the Cariñena partido, consequently in Celtiberia. Then *Gallipienzo* (partido Aoiz), named as *Gallipenzo* in 1135 (Albon, *Cartulaire du Temple,* Nr. 100), perhaps a *KALLIPENDION, compound of KALLIO- 'stone' (Stokes-Bezz. 72, Fr. *caillou*) and PEND- from QUEND- 'fragment' (Gaulish *arapendis*), important as being a *P*-Celtic name.

[1] A parallel cause of ambiguity in *Cornago,* partido Cervera del Río A., probably * KARNUAKON, through *Caurnago*. The village is located „en un valle a la pendiente de un monte" but „la iglesia está en la parte más alta del cerro", where a castle also was, of which „se conservan 4 torreones situados en la cúspide del cerro" (Madoz): obviously this is the location of the old Celtiberian settlement, Celt. KARNU being the equivalent, etymologic and semantic, of Germ. *horn* and Lat. *cornu* (cf. Gaul. *carnuatos* 'cornutus').

[2] Old Occit. *condẹrzer* in fact does not seem to mean „élever, relever" but rather „redresser, reparer, arranger" (Gavaudan le Vieux), and as a noun 'preparation' (in the Montpellier *Liber Instructionum* and in the

the tribe name, to a meaning in the neighborhood of the ideas of 'grazing people' (if the etymological emphasis in the Occit. word should be placed on ,,pré, pacage", as the meaning in Amanieu de la Broqueira and in some Low-Latin attestations would suggest) or of those of 'common, confederated' (if it should be placed on ,,communal", as Jud believed on the basis of a great number of modern local definitions): both possibilities, perfectly reasonable for a tribe name. It is impossible for me to analyze the word in Celtic, since Pokorny's objection to any Old Celtic compound in CO- for CON- (except before u̯ or s)[1] seems still to be valid after the appearance of the new Hispanic evidence (cf. Lejeune, p. 124, Schmoll unfortunately is silent on prefixes); yet we cannot say so much of Sorothaptic, in which a *Ko-plánion* does appear (VRom. 10, 228)[2]; on the other hand cf. perhaps Tartessian *cotilcoš* (Schmoll, 60 n. 2), unfortunately of insecure meaning and reading, cf. also the ending of the proper name *Longesterico* (Schmoll, 79).

P. 52. Schmoll and Lejeune (p. 90) interpret *Lipiacos, -ca,* as a mere graphy of *Libiacos, -ca.* Truly possible. Yet a real *-p-* is also admissible, cf. the modern *Lumpiaque* South of Saragossa (i.e. in the Celtiberian zone), so that we might suspect a pronunciation *Limpiacos* (cf. LĪMINALE > *limbral* > *(l)umbral*).

Pp. 52–53. Beside the important suffix -IKO- I regret that the intensive -IKKO- is missing, although it seems to have been still more frequent in Hispano-Celtic than in Gaulish (see *DCEC* on *charneca, muñeca* etc., with the additions of the 4th. volume on the latter).

P. 53. *Maiorica* and *Minorica* would have an indigenous Iberian

---

1205 document quoted by Raynouard), only in Raimbaud d'Orange perhaps ,,s'élever, naître" (but it is dangerous to depend on a hapax of this intentionally obscure poet); Raynouard's definitions are obviously vitiated by false etymological connections, among them the supposed derivation of *coderc* which Spitzer took from him. The decisive reasons are that *condẹrzer* always has *-nd-* and *-ẹ-*, whereas *coderc* is unanimously and well attested with *ę* (Broqueira and many dialect attestations), and almost constantly with *cod-* without *n*; now in a Romance word a change *cod-* > *cond-* is easy but not the opposite. As to *ę*, it could hardly be objected against a connection with a Pre-Roman word, whose details we do not know (*Endouellicus* and *Endouellecus* alternate already in old Hispanic inscriptions).

[1] Perhaps also before M and R, cf. Hisp. CŌRRŬGUS, Port. *córrego,* Cat. *còrrec* 'ravine' (*DCEC* s.v. *cuérrago*).

[2] The root might be akin to that of Lat. *terra,* Old Ir. *tīr,* Corn., Bret., O. Welsh *tir* ,,tellus", either as Sorothaptic or even as Celtic, since Ē is preserved in atonic position both in Gaulish and in Celtiberian (Schmoll, 76).

suffix grafted on a Latin root. But why not simply a Latin derivative, as in *Cors-ic-a,* e.g.?

P. 54, cf. p. 86. With regard to the *-eico-* suffix, whose existence seems somewhat doubtful to Schmoll, it would have been important to take into account the Hispanic relict word Port. *manteiga,* Sp. *manteca,* Cat. and Old Langued. *mantega* 'butter', which as I proved in *DCEC* go back to a triple dialect variant, respectively MANTEICA (or -AICA) — MANTĬCCA (or -ĒCCA?) — MANTĒCA, perhaps the result of divergent resolutions of an older and unique MANTEICA. It seems very probable that the word is I-E., although not Celtic (I-E. *menth-* „quirlen", Slav. *smetana* „Sahne, Milchrahm", from *sŭ-mętana,* Pokorny, *Idg. Wb.* 732), therefore Sorothaptic, and important for what has been said above, p. 358.

P. 56 (cf. 86). Romanists have certainly not „overlooked" that the feminine of Port. *-êgo* is *-êga,* in spite of the AE of -AECUS, nor is now Schmoll right in drawing from there the inference that the basis in Western Hispanic Indo-European must have been-ĒCA, a premise from which he derives momentous consequences (now hardly warranted) concerning Pre-Roman phonology: if he examines Cornu (*Gröbers Grundr.* 926) and the corresponding paragraphs of Dunn's and Edwin Williams' Grammars, he will see that nothing is more common than an analogical action of the masculine on the feminine in this type of adjectives (*travêsso* and *-êssa* TRANSVĔRSUS, *avêsso* and *-êssa, êrmo* and *êrma* etc.).

P. 57. „Als Verbreitungsgebiet des Suffixes -AIKO- ist... Galizien zu erkennen; nach Asturien, Kantabrien, Vettonien reicht es nur vereinzelt hinein und fehlt im keltiberischen Osten völlig." Is that really quite sure? The fact is that in Castile today *-iego* is almost as popular as in Galicia, perhaps more than in Portugal, and although it is rare in Catalan, some scattered cases are not absent even from this language[1].

P. 57. About the typical suffix -OKO- it would have interested to cite the Romance place names *Brihuega* (prov. Guadalajara) and Galic. *Qu(e)iroga,* important not only because they show the tonic vowel to be an ŏ, thereby solving one of Schmoll's doubts, but also because they may easily be explained by Celtic (rather against what Schmoll, p. 117, suggests), as may several of those mention-

---

[1] *Arec, -ega*; *despesec, -ega*; both already attested in the 14th. Cent., the first in 1307. I am far less sure about the modern *dormilec, -ga, temorec, -ga,* and *fredolec, -ga,* since they are pronounced with *ę,* which in Catalan corresponds to Ẹ (Romance crossing of -AECOS + -ICCOS?). There is also a Romance suffix -ĔCCUS of unknown origin (Sp. *babieca,* O. Cat. *bavec, -eca,* and personal names like O. Sp. *Ovieco*).

ed by Schmoll (*Clouniocu, Abulocum, Segosoqum, Odocus, Talocus,* perhaps *Alisoqum*), while only few others, like *Faniocum* or *Aploniocum,* rather point to Sorothaptic. – Concerning *Odocus* = Gaul. *odocos* „Lattich", it should be remarked that the Hispano-Celtic form was ĔDŎCOS *(DCEC,* s.v. *yezgo).*

P. 59. *Romancos* is not a normal result of ROMANICOS, contrary to what Schmoll believes: the only result to be expected in Hispano-Romance would be *-angos*; if we do not go as far as to doubt of the Romance etymology, we must at least admit an extraordinary case of the Latinizing influence of notaries; a consequence therefrom is that SEPTIMANCA *(Simancas)* may not come from SEPTIMANICA (although it may eventually from -MANTICA); I doubt very much, too, of the rightness of Schmoll's assumption that *Dagencium, Desoncorum* and *Alioncum* have dropped an *i* between *n* and *c*; cf. the first with modern *Daganzo* (partido of Alcalá de Henares), so that we probably are in front of a case of alternation between the Sorothaptic endings -ENTIUM and -ANTIUM. As to *Tudanca,* from *TOUTANCA and not -ANICA, see Homen. D. Alonso, 378, and the tribe name *Tediuancōs* in an inscription found in the partido Belorado (Tovar, *Est.* 111).

P. 60. Hübner's hypothesis that *Ávila* might come from an *AVELA, as attested by the ethnica *Auelicum* and the abbreviated *Auel.,* should be unhesitantly rejected (the variant *Auellicus* shows there was an -LL-, not always carefully noted by the lapicidae), no less than the other hypothetic identifications with *Abula, Abla* or *Obila,* already discredited. As I indicated in Homen. D. Alonso, 405–06, no Romance place name in Spanish with an internal posttonic *i* may be very old: at most it may come from Wisigothic times; as well *Ávila* as *Épila* (which Pokorny had suspected to be Sorothaptic, Schmoll 93) must consequently be Germanic personal names.

P. 61. With the PN *Cabarcus* (here, and Tovar p. 115) and the tribe name *Cibarci* (in Conventus Lucensis, according to Pliny), compare the modern oronym *Cabarga* near Santander, and perhaps the old *Caibaliqōs* (Tovar, p. 105), possibly the Prov. *Camarga* too.

P. 63. VĬROVĔSKA (today *Briviesca,* from *Virviesca,* prov. Burgos), in its relationship to *Uirouia,* attested in a Celtiberian text, is wrongly called by Schmoll an „Umgestaltung". In fact it is simply a derivative. *Briviesca* is the capital town of the small region of *Bureva,* formerly *Burueva,* so famous in medieval centuries and still today: the Low Latin name, very frequent in documents, is BOROVIA, which of course comes from the Vulgar Latin pronunciation of Celtib. VĬROVIA as *Berovia,* by a normal process of vowel

assimilation. VIROVESCA then is an adjectival derivative of VĬRŎVIA; and the Celtic character of VIROVIA being obvious, this important couple must have a decisive importance for judging the question which Schmoll lays down, whether the ending -ESCO- is truly Celtic or just a borrowing from Iberian. Let's keep in mind that Lejeune has connected *bornešcon* with Baetic *Brona*, and that between *Vobesca*[1] and *Bovium*, Britannic town, there may be the same relationship as between *Virovesca* and *Virovia*, at least from a formal standpoint.

P. 63. For the problem of *Belaišco-* (cf. Lejeune p. 68, n. 171, and p. 89) the relationship with Iberian *Belasco-* (p. 64) is all the more evident since *Caisca(n)ta* (Lejeune, p. 90) is obviously the autochthonous ancestor of Latinized *Cascantum* and modern *Cascante* between Tarazona and Calahorra. *Contrebia Belaisca*, a truly Celt-Iberian name, as opposed to *Contrebia Carpica (= Carpetana)*, form a couple comparable to *Segontia Langa* beside *Segontia Paramica* etc.

P. 64. One would like to hear more about these *-esica* formations *(Crouesica, Mesicum)*, or others like *Elaisicum* (p. 73) and *Arebasicon* (Lejeune, p. 59). They may be pertinent for the problem of the origin of the name of *Vernesga*, the river of the city of León, already called *Vernisga* in 916 (*Esp. Sagrada* XXXIV, app. 7): obviously we must posit a basis in -ĬSĬCA (or -ẸSICA); but as to the root: is that a *VERNISICA in connection with the French, Occit. and Cat. name of the alder-tree (Celt. VERNA)? Doubtful, because this name is not attested in Spanish or Portuguese (they have other Pre-Roman names, *aliso*, doubtless an Indo-European word, or *ame(n)eiro*). Rather *VERONISICA, cf. the tribe names *Veronigorum, Vironicum*, found just in the same region of the upper León province (partido Riaño, Tovar, p. 112). Now, the relationship between *VERONISICA and *Vironicum* seems to be the same as between *Arebasicon* and *Arevaci*. Is that a mere coincidence? Is *Illescas* also a similar -ISICA formation? Perhaps a connection may exist with the *Ιλέοσκα* that Schmoll (ibid.) attributes to Strabo (where I have tried to locate it in vain); anyway we may be sure this has little to do with *Huesca*, OSCA: this is quite obviously (in spite of Mz. Pidal's tenacious efforts, see now his introduction to the *Enciclopedia Ling. Hisp.*) a mere Latinization of the Iberian *Bolscan*, with Latin reduction to *-sc-* of the cluster *-lsc-*, unpronounceable for Romans and Celts (cf. *Vascones* from *Barscunes*, Tovar, *Est.* 82–89), and adaptation

[1] Provided it is not a misreading for *Voberca*, today *Bubierca*, not far from there.

to the people name *Osci* by Latin folk-etymology (in the way they assimilated the Iberian *Diniu* as *Dianium*, under the influence of *Diana*). As to *Menosca* of the Varduli, it seems inseparable from Provençal *Manosca* (arrond. Forcalquier).

P. 65. As I explained Fs. Rohlfs, 105n., *Arauaci* cannot be derived from the presumed *Areua* river, which seems to have been invented by Pliny for the sake of the etymology; the only reasonable etymologies are the connection with the tribe name *Aravi*, and still better Kuno Meyer's interpretation of *Are-vaci* as „Ost-Vaccäer"; since Schmoll has failed to deal on prefixes it will be useful to recall that Kuno Meyer copiously attested his contention that one of the oldest and most common meanings of Celtic *Are-* was 'East of', cf. *Ágreda* < Á(RE)CRITA 'East of the watershed' (cf. Fs. Rohlfs, 105)[1]; the name of the *Are-vaci* seems preserved by *Aravaca*, small town in the partido del Escorial (cf. moreover the *Vacua* group discussed by Schmoll, p. 80).

P. 72. It is not legitimate to draw from the modern *Palancia* any consequence on whether the old name had -L- or -LL-: it is a very recent, learned name, still unknown to the peasant population. *Palencia* too, although older, was learned, otherwise it would have been *-ienza*.

P. 74. Concerning the Galician *-obre* ending, I refer of course to my long footnote in Fs. Rohlfs 115, and to its new version in the collected volume I mentioned above. But now I know that *Bañobre* (W. of Lugo) was probably BLANIOBRIS in Roman times (since a *Centuria Blaniobrensi* is attested in an inscription found near Astorga, Tovar, *Est.*, 115, and the passage to **Brañobre* and subsequent dissimilation are to be expected in Galician); consequently I must abandon two of my suggestions there and accept the third, all the more since I happened to coincide with what Schmoll is inclined to favor, i.e. identification with -O-BRĬGA; to such eloquent cases as SEGOBRIG(A) > *Segorbe*, I am adding *Setúbal* SE(P)TOBRIGA or CAETOBRIGA (Nebrija called it *Setobrix*): it goes without saying it

---

[1] Two variants *Árecrăta* (often attested in coins and inscriptions) and *Árecrita*, demanded by the Romance form, must have coexisted; they may be either the result of the double form *ri* and *ra* taken in Celtic by I-E. vocalic *r* (see Schmoll, 85) or *Arecrĭta* may be the effect of a Latinization (see above on p. 44). If Gómez Moreno's identification with *Arguedas* is right for some of the texts, we might admit a divergent dissimilation of **Árgredas*; the accent shift is normal in Aragonese-Navarran; *Arguedas* is just East of the Ebro where it forms the age-old frontier between Navarra and Rioja; so, again the meaning 'East of the division'.

is Arabic that interfered with the BR consonant cluster in both cases (perhaps also with *Sepúlveda,* formerly *Sepúlvega,* with false medieval Latinization *Septem Publica,* consequently perhaps a duplicate of *Setúbal,* unless it is a *SEPPOBRIGA); a similar Arabic interference against the BR cluster in *Chilluévar* partido Cazorla (= Galic. *Cillobre* or *Sillobre*), *Azuébar* and *Chóvar.* Segorbe, both, *Gaidovar* pdo. Grazalema (cf. *Καιτόβριξ*), and I would perhaps not refuse to reconsider Asín's Arabic etymology of the two *Añover* (partidos Illescas and Ledesma), which is far from evident, and to connect with Galic. *Añobre* and Navarran *Añobre,* had I not heard it from someone stressed as *Añovér* (but it could be a wrong pronunciation). Needless to say that all these names demand further scrutiny, but as a whole they do seem to prove that in Wisigothic Spain the *-obre* ending was not so typically Galician as Mz. Pidal and everybody think today. Anyway, for Schmoll's identification nobody can deny the convincing force of the intermediate forms *Καιτόβριξ, Κοντόβριξ* (Schm., p. 22) and *Setobrix,* on the other hand *Caliabria* (cf. Galic. *Callobre*), *Augustabria, Tongobria* (Schmoll 78), *Βρουτοβρία, Τεβερία*; at the unstressed end of a proparoxyton, the -G- of -BRIGA (as that of -MAGOS) was soon dropped, hence -BRIA and -BRIS from -BRIX, so that ethnica like *Blaniobrensis* could be formed soon afterwards. What I am more inclined to doubt is the truth of the statement he accepts from Jullian, that the -BRIGA names with a Celtic first member are not very numerous (beside Schmoll's obviously Celtic cases, what about *Arabriga, Talabriga, Valabrica, Meidubriga, Tongobria, Merobrica, La(c)cobriga* p. 84 n. 3, *Alpobriga, Segobriga*?). In short Schmoll looks right in saying that this is probably an ending propagated from Celts to other old Hispanic peoples, as well as to Romans.

P. 76. About short Celtic Ĕ, reference should have been made to my demonstration (ZCPh. 25, 53) that it was a closed sound in Spain; even if it does not apply to all the toponymical instances, as *Briviesca* VIROVESCA: we may leave in suspense the question whether these exceptions may be explained by dialect differences, or by Iberian admixture or by individual word reasons (*VIROVIESCA the exact form, in view of VIROVIA?). – My *silo* etymology cannot be given with the instances of I-E. Ī, but of I-E. Ē.

P. 82. That Leon. and N. Portug. *embelga* leads us to posit a Goidelic *em*-variant in addition to my etymology (see *DCEC,* s.v. *amelga*) is a suggestion unlikely to be accepted by any Romanist (the recent change of *am-* to *em-* being commonplace).

P. 82. Schmoll is undoubtedly right in rejecting the possibility that *Lucentum* (Cat. *Alacant,* Sp. *Alicante*) may be just Latin, and

not indigenous. Of course when Moslems came they may have altred the name, and it is not unlikely that the change of *u* to *a* was of their doing; scholars may have thought that they were also responsible for the second *a*, but here they are most certainly wrong: if *Lucentum* had been the only existing form in Roman and Wisigothic times, the name would have been unanimously pronounced *Lučento* in 700 A.D. and Arabic-speaking people could not have changed *č* to *q*. So a variant *LUCANTUM is sure to have existed in Hispano-Latin, and it remained predominant till the 8th. century: therefore it is inevitable to admit that the name was autochthonous (compare *Llutxent*, partido of Albaida, which comes from a purely Latin basis: whether LUCENTUM or LUCIANUM is hard to say).

P. 85. To the instances of early fall of a vowel *Estledunum* (near Luque, in Southern Cordova province) may be added; see my essay on *Esla* < Celt. ESTULA 'cascade' in the prospective collected volume.

P. 87. For the question of *Me(i)dubriga*, my suggestions on *Medranda* (Fs. Rohlfs 110–111) might be helpful; viceversa, *Meidubriga* makes some of the alternatives considered there, unlikely.

P. 88. In connection with the divergent reductions of OI the old variants of the etymon of Sp. *bruja* (see *DCEC* for *BRŪXA, BRỌXA and BRŎXA) are to be studied. – As to the phonological reduction of -OVI- to -OI-, see the cases of Pyrenean -OI < -OVIS I collected in RLiR 23, 48n.; but even recognizing such a possibility in *Noya* from a NOỤIKA, this etymology would not be acceptable in Romance sound history, no matter whether we accept or not as an established fact that intervocalic -C- was totally confused with -G- already in Roman times, which is far from sure (cf. below, on *Babia*): a NOIGA would not be expected to drop the -G- in Romance; a possible alternative would be to suppose NOIGA > *NOGIA, as VROICO- > BROCIO- (*DCEC*, s.v. *brezo*). – Apparently Schmoll admits that the Romance form *Pisuerga* is guaranty of a long ī in PISŎRĂCA; on the contrary PĬSORĬCA (cf. above) > **Pesuerga*, inflected into *Pisuerga* by the *ụ*, is normal, so that there is no objection to the link with PĬSAURUS, at least on that account.

P. 92. Schmoll seems to be quite right in rejecting for phonological reasons Tovar's suggestion that *Ambaicus* (cf. *Amainius*, *Amaonicum*) comes from an **Ambaticus* akin to *Ambatus*. Even if we were to accept a complete confusion of -T- or -K- with -D- or -G- in Roman times, a subsequent disappearance of the voiced sounds is not substantiated at all; the fact is that a Latin -T- is never dropped in Romance before the 18th. century (at most 17th.), except in

the verbal -TIS forms, and that even now -T- is only dropped in a limited number of „contexts" (except for the extreme Southern area)[1]; some colleagues appear to be running off too fast from old sound ideas in such cases. I would rather advise to check carefully about the existence of modern toponymical evidence for the thought that there was a true phonological (not graphical) confusion between intervocalic voiceless and voiced occlusives in Pre-Roman I-E. Hispanic languages. Was it not rather a change of voiceless *fortes* to voiceless *lenes*, which were noted as *mediae* while still being different from the old voiced occlusives? Was the change of the old voiced to fricatives not simultaneous with the voicing of *tenues* in these languages, as in Romance? In either case there would be just a graphical confusion. In fact I cannot off-hand see any sure item of such toponymical evidence, since I doubt, as stated, that Schmoll is right on *Noya*.

And just another etymology, which might be more enticing (but true?): *Babia*, the name of the curious high valley NW. of Leon is called *Vadavia* or *Vadabia* in medieval documents (M. Pidal, *Man.* 41. 2; Guzmán Álvarez, *El Habla de Babia y Laciana*, p. 1 n.); the *-v-* versus *-b-* fluctuation does not mean a thing in documents of this epoch, of course, nor can we give too much on the value of the initial *V-* in Low Latin Hispanic texts, at least in inconditional terms. Since the ending looks clearly Celtic (*Pictavi, Vellavi, Andecavi, Cornavii*; Gallo-Latin *Letavia* 'Britany' = *Πλαταιϝαί*) should we think of identifying VADAVIA with BATAVIA of the Lower Rhine? The *Batavi* were Germans, and yet that their name might be Celtic is certainly to be granted, even likely (it is in their territory that we find *Lugdunum Batavorum* and *Batavodurum*). One can see that this etymology is to be taken seriously and that it has a large import on many questions (we are in a region whose linguistic appurtenance to Celtic or Sorothaptic, or to both, we would like to know); yet one swallow does not make a summer, among other reasons because our case is in an extreme eccentric area and consequently would be a good indication only for an eccentric dialect. But there are even very good reasons for doubting of this etymology (although not perhaps of a Celtic or I-E. origin in general): *Vadaŭero*

---

[1] As intervocalic -D- is usually dropped in Spanish, at least in pretonic and other positions, the separation between Lat. -T- and -D- is still maintained in most „contexts" in this language. In Catalan, Portuguese and Western Leonese the separation between both sounds is and has always been absolute: there -D- is always dropped and -T- always preserved as *-d-*, till now and in all dialects and positions.

is the name of a Celtiberian mountain in Martial (see M. Dolç's studies), and it is difficult to believe that *Vadauero* and *Vadauia* have nothing to do with one another; now if late medieval documents are not enough proof for or against an original *B*-, Martial's *V*- is really hard proof against. We had better adjourn the hearing, provided it is with no thought of closing the deeds.

P. 100 n. 3. -ST- > *þ* is really attested in Hispano-Celtic by Romance relict words, and not only *moza,* which Schmoll rejects as proof, believing this change is possible in normal Spanish phonology; in fact it is not, this phenomenon being only attested in names which came through Arabic or Mozarabic; Celtic *þ* (from ST) is sometimes romanicized as T, other times as Ç (see indices of *DCEC,* and such articles as *mayueta* or *tocón*).

P. 101. Anaptyxis and transposition of a combined *r* may both be attested by means of Romance toponymy and relict words, e.g. in *Tírvia* from TRIVIA (BDC 23, 261, 330): as in Arabo-Romance material, the phenomenon seems to have been proper to the initial or post-consonantic position, not to the intervocalic; on the other hand it brought forth numerous cases of hypercorrection, as in representatives of Celt. BERTIUM 'an elementary couch or bed-stead: berth, bunk', 'cradle', and its derivative *COMBORTIA 'concubine', which were changed to BREТI̯U, COMBROTIA (see *DCEC* under *combleza*), but perhaps it is not by a coincidence that the substratum of Galician-Portuguese did not participate in this change, in contradistinction to Central Hispano-Celtic, more in contact with Iberian.

P. 110. In connection with the Ligurian name group (or is it Illyrian?) that Schmoll pieces together along the Valencian coast, let's remind him of the other Valencian-Catalan cases (*Xert, Xerta,* connected with *Certima*; *Tivissa,* connected with *Tibi* and *Ibi*, and this with *Prat-d'ip*; *Navel*; *Llutxent-Alacant* etc.), see my notes in *Homen. D. Alonso,* 376–77, and VIIe. Congrès de Ling. Rom. 415 to 416.

To finish let's say that I can find with this book only a serious fault, but this is to be very deeply regretted: the lack of alphabetical indices. In a book of this kind such an absence very heavily impairs its usefulness as a research tool. On the other hand it is elegantly and very correctly printed and well-looking. Errata are rare; only two, even for a mediocre scholar, may be disturbing: page 45 read *pl*- > *bl*- (not < *bl*-), page 120 read *baet.* (i.e. *baetisch*) instead of *beat.*

The author deserves our highest praise and encouragements. He has given a strong and new hand to pioneers in a gloomy gallery leading to immense avenues. Someone who lets us conceive such hopes will certainly not disappoint them in future, and will not want

to deprive of his help those who conceived them. We should entreat him not to abandon our arduous but promising Hispanic field.[1]

Chicago-Barcelona JOAN COROMINAS

---

[1] This in fact is what he seems determined to do, judging by several more recent essays, to which I am calling attention: *Die iberischen und keltiberischen Nasalzeichen* in Z.f.vgl.Sprfg. 76, 1960, 280–95; *Die Wortstämme* iltir *und* iltu *in der hispanischen Namenbildung* in Die Sprache 6, 1960, 46–55; *Il Ligure, lingua mediterranea o dialetto indoeuropeo?* in Riv. di Studi Liguri, Bordighera, 25, 1959, 132–38. Especially convincing seems to me there (and *Glotta* 35, 304–11) his theory that the Iberian combination *ld*, as well as the corresponding *l* of Greek and Latin transcriptions, are just two approximative ways of representing a retroflex *ḷ* or *ḷḷ*. On the other hand the Romance information on which he bases his interpretation of the Ligurian suffixes -INC-, -ANC-, is totally false and consequently the inference he draws from it has to be radically revised. As to the Ligurian suffix -AUN- he might have taken into account ANAUNIA (> Val di *Non*) in the Rhaetian Alps and perhaps connect it with the Iberian *Anaun-* (Cogul, Gz. Moreno, *Misc.* 22), *Alaun* (Hübner 32) *'Αλαυῶνα* (Ptolem.), all the more so since Cogul is near the region Xerta-Tivissa, where we see the curious group of place names akin to Ligurian (above, p. 373). Schmoll (Riv. St. Lig. 25, 135; Glotta 35,310) believes that the Tartessian *-aunin-* in feminine personal names is not a suffix but an independent word for 'woman' or 'daughter'. In view of the fact that in *Galduriaunin* we have rather *-iaunin*, would it not be possible to connect with Basque *jaun* 'lord' and translate preferably 'lady' and not 'woman'?

Cervantes und Don Quijote

Gedanken zu José de Benito, Hacia la luz del Quijote, Aguilar, Madrid 1960, 346 S.

Es handelt sich nicht um ein wissenschaftliches Werk, sondern um eine Sammlung von Essays eines sympathischen Kenners und Liebhabers des Cervantes und seines Don Quijote. Der heroische Protest des vom Mißgeschick verfolgten Soldaten von Lepanto und Kriegsgefangenen von Algier, des genialen Denkers und Schriftstellers gegen die unselige und ungeistige Bürokratie des dekadenten philippinischen Spaniens und die Widerwärtigkeiten seiner elenden Kleinbeamtentracasserien, die Satire gegen die Torheit und Niedertracht der menschlichen Gesellschaft und ihrer politischen Leitung dominieren in de Benitos Auffassung von Persönlichkeit und Oeuvre des Cervantes. Er sieht zunächst wie Americo Castro im Werk des Cervantes eher die überlegene Kritik und die Reformideen als den goldenen horazischen Humor und die subtile Selbstironie und das Spiel der mit phantastischen Absurditäten gemilderten Satire des Erasmischen Lobes der Torheit und der Utopie des Thomas Morus.

Die erste Hälfte des Buches beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Problem der Entzifferung einzelner Namen, die im Don Quijoteroman vorkommen. De B. sieht in ihnen Anagramme, wie sie in jener Zeit tatsächlich oft Anwendung fanden, und hat sich die Mühe genommen, durch Umstellung der einzelnen Buchstaben den verhüllten Sinn herauszufinden, den ihnen der Verfasser nach seiner Meinung hat geben wollen.

Einige der Essays bewegen sich im Fahrwasser der Anschauungen Americo Castros, die neuerdings von Luis Rosales bekämpft worden sind. Es bedeutet auch nach meiner, nicht nur des Rosales Ansicht eine unsympathische Verengerung der menschlichen Toleranz und des göttlichen Humors des Cervantes, wenn man unter dem Eindruck der unbefriedigenden Verhältnisse im Spanien unserer Zeit, wie Castro, den Hauptakzent auf das Kritische und Satirische im Don Quijote, auf das Raffinement der halbverhüllten Opposition

gegen das Regime der spätern Philippe, des sturen orthodoxen Dogmatismus der Kirche und auf die Angst des Autors vor Zensurschikanen legt. Wir haben volles Verständnis für die eignen bittern Lebenserfahrungen Unamunos, A. Castros und ihrer Gesinnungsgenossen und verhehlen uns auch gar nicht, daß die meisten spanischen Erasmianer, selbst der Verfasser des Crótalon schlecht gelaunte gallige Malcontenten waren und Grund zur Kritik hatten. Aber die Mentalität des Cervantes ist ganz anderer Art. Nur schon die Tatsache, daß er als Soldat im Seekrieg sich durch seine wahrhaft mutige Haltung auszeichnete und als Kriegsgefangener in Algier unermüdlich trotz aller Gefahr auf die Befreiung seiner Schicksalsgenossen bedacht war, bezeugt, daß er nicht bloß ein saurer Kritiker und Spötter war. Seine Liebe zu Spanien und sein Stolz auf sein Spaniertum überstrahlen alle Kritik. Und seine Werke, namentlich das „Coloquio de los Perros" und den „Don Quijote" darf man nicht vornehmlich als Groteske oder Satire lesen. Sie sind mehr als das, wie Cervantes selbst mehr ist als ein bloßer Pamphletist oder Parodist. Es gibt ja gewiß noch eine höhere und feinere Satire als die der spanischen Erasmisten; Horaz und Lucian haben sie im Altertum gepflegt, Chaucer im Mittelalter und Erasmus selbst im Renaissancezeitalter. Diese menschliche, sympathische, verständnis- und liebevolle Betrachtung der Comédie humaine war auch des Cervantes Anliegen. Unamuno und Castro sahen nicht mit Unrecht in Cervantes einen Schicksalsgenossen. Ihr Schicksal, die politisch, sozial und wirtschaftlich unerfreulichen Verhältnisse, die materiellen und geistigen Schwierigkeiten, mit denen sie in ihrer Zeit zu kämpfen hatten, stehen in der Tat in einer Art Analogie zu denjenigen, mit denen sich Cervantes auseinander zu setzen hatte. Aber es ist eine Tatsache, daß der eine im „Don Quijote", dem Hauptwerk des Cervantes, sozusagen nur das Tragische des Heroismus des Ritters von der Mancha gesehen hat und der andere etwas einseitig nur den Kampf eines aufgeklärten Liberalismus, der seine Opposition gegen den staatlich-kirchlichen Machtblock mit raffinierter mimicry zu verharmlosen suchte. Sie scheinen beide keinen Sinn oder kein Verständnis zu haben für den überlegenen Humor des Cervantes, der seine Misère, sein Pech, sein Bedürfnis nach Kritik, seine satirische Bitterkeit, den Aufschrei des Unrechtleidenden gegen die Machthaber der Welt und die Auflehnung gegen das göttliche Weltregiment innerlich überwindet. Cervantes bleibt nicht in der Klage der Kritik und dem satirischen Spott stecken. Der Humor, die spezifisch christliche Generosität des Cervantes in der Verbindung mit der Serenitas animi und der Magnanimitas des Römers ist das warme Licht, das den Roman vom „Ritter von der Traurigen

Gestalt“ seinen übermenschlichen, beseligenden Glanz gibt. Dieser Humor, d.h. die Fähigkeit, sich im Lächeln über eignes Mißgeschick zu erheben, setzt ein tieferes und gütiges Verständnis, eine Einsicht in die menschlichen Schwächen, Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten voraus und ist bereit, sich wie mit einem guten alten Bekannten damit abzufinden. Es ist die Seelenstimmung des homerischen Zeus, der es nicht verhindern kann, daß die Menschen in ihrer Torheit und ihrem Eigensinn stets in ihr Unglück rennen. Es ist die Stimmung des shakespearischen Prospero, der den brutal-stumpfen Caliban nicht dazu erziehen kann, edler zu denken und deshalb seine Tölpelstreiche in Kauf nimmt. Cervantes regt sich nicht pharisäisch auf und gebärdet sich nicht als naserümpfender und stirngefurchter Sittenrichter, noch treibt er Polemik, noch ergeht er sich in misanthropischen Ausfällen des Hasses und Abscheus. Selbst wo er im „Rinconete y Cortadillo“ die anarchischen Unsitten eines korrupten Unterweltsgebildes an den Pranger stellt, läßt er noch ein „amusement“ an den insektenhaft-vitalen, trotz allem possierlichen Zügen dieser Canaille durchblicken. Er verliert die Freude am Leben und die Liebe zum Menschlichen nie. Er versteht nicht bloß die Ritterlichkeit des Don Quijote, sondern auch die derbe Vulgarität des Sancho. Er setzt den famosen Pfarrer neben den engstirnigen Hofkaplan und den schlauen Carrasco, die gutmütige Maritornes neben die intriganten Dueñas, den charaktervoll disziplinierten Diego de Miranda neben das müßiggängerische, zu Carnevalsscherzen aufgelegte Herzogspaar. Er weiß, daß die Spanier nun einmal die Neigung haben, alles bis zum Äußersten zu treiben, was sie in die Hände nehmen, Freiheit wie Ordnung. Er hat erfahren und weiß, daß alles Streben nach Reichtum und Macht, Größe und Ruhm, schließlich nur zur Enttäuschung führt, aber er läßt sich nicht von dieser Enttäuschung gefangen nehmen, sondern hellt mit Humor die tragédie humaine zur comédie humaine auf, über die man sich mit um so mehr Recht belustigt, weil man selbst eine Rolle im Narrenspiel spielt. Er liebt Spanien auch in dessen und seinem eignen Unglück und die Menschen auch in ihrer Schwäche. Er weiß wie schwierig es ist, oft nicht möglich ist, den Menschen mit sogenannten Reformen (Fortschritt, Aufklärung) zu helfen. Er hat zuviel Menschenkenntnis, um im kindlichen Optimismus von einem Umsturz Heilung zu erhoffen. Er ist zu gescheit, um sich einem Fanatismus zu verschreiben und zu tolerant, um Andersgesinnte zu verdammen. Er weiß, daß es nicht nur an der unfähigen schlechten Regierung, an den peinlichen Gesetzen, an korrupten Beamten, Richtern, Notaren und Polizisten liegt, wenn alles schief geht. Es gibt Haldudos, die, obwohl man sie als Ehrenmänner be-

handelt und ihnen Vertrauen bezeugt, ihr Wort brechen. Es gibt undankbare Andréstypen, die einen beschimpfen und verfluchen, nachdem man sich für sie eingesetzt hat. Es gibt Galeotes, die einem, nachdem man sie aus Ketten befreit, mit Steinhagel, Spott und Bestehlung vergelten, sowie es Christen in Algier gibt, die einen, nachdem man sie unter eigner Lebensgefahr zu befreien gesucht hat, verleumden. Auch im Idealstaat der Picaros von Sevilla macht sich die unverbesserliche Liederlichkeit der Menschen in ihrer buntesten Reichhaltigkeit: Zank und Heuchelei, Aberglauben und Dirnenwesen, Trunksucht, Brutalität und Falschheit breit. Und im Utopia, das Sancho Pansa als Statthalter der Insel Barataria in Kombination seines gesunden Menschenverstandes und seines Sinnes für Realitäten mit dem hohen Ethos der Grundsätze seines Herrn aufzubauen sucht, rebellieren die Untertanen und mißhandeln den Reformator, der froh ist, mit seinem Esel wieder aus seinem Paradies zu entrinnen. Der christlich-ritterliche Idealismus wird von den Aristokraten, die als Träger einer solchen Gesinnung am meisten Sinn dafür haben sollten, im Falle Mirandas, wenn auch nicht nachgeahmt, so doch respektiert, vom Herzogspaar aber als bloße Kurzweil zu seiner Unterhaltung ausgenützt. Cervantes hat wie Don Quijote das Gefühl, stets von anonymen bösen Zauberern verfolgt zu werden, sie sind neidisch auf ihn wie die antiken Götter auf die heroischen Menschen. Das liegt in ihrer Natur. Nicht *er*, *sie* sind schuld an seinem Unglück, daß sich in seinen Händen immer alles verkehrt. Wenn man idealistisch handeln will, ist es, wie wenn man sich an einem Puppenspiel vergriffe.

Der sogenannte Donquijotismus hat im Lauf der Zeit eine merkwürdige Wandlung durchgemacht. Zuerst verstand man ihn als ein grundsätzliches unrealistisches Streben nach Ruhm, verbunden mit der Verschmähung aller materiellen Güter. Dann faßte man ihn, abgesehen von Byron, namentlich in der romantischen Periode als ein Bekenntnis zu konservativ herrschaftlichem Denken im Kontrast zu geschäftlich interessiertem, bürgerlichem Banausentum auf. Weiter führte die Entwicklung dazu, daß man in ihm die Tragik des emotionellen Idealismus im Kampf gegen den Racker Objekt, gegen alles Böse und Gemeine sah. Unamuno sah im Don Quijote jenen Adel, dem Sokrates, Christus und Jeanne d'Arc zum Opfer gefallen sind. Einen geistigen Adel wie ihn Loyola praktizierte.

Das Verdienst de Benitos in dem trefflichen Essay, das den Titel „Cervantes y el Quijotismo" trägt, besteht darin, daß er die zahlreichen engen und direkten Beziehungen zwischen einzelnen Lebensepisoden des Schöpfers des Don Quijote in Verbindung mit gewissen Stellen des Romans ins helle Licht setzt und zeigt, daß sie alle

einerseits objektiv die Tragik der Erlebnisse, anderseits subjektiv die Überlegenheit des göttlichen Humors, der durch Erfahrung gewonnenen Lebensweisheit und die olympische Gelassenheit des vom Unglück bis fast vor die Tore des Todes verfolgten Helden von Lepanto aufweisen.

Das letzte Essay „El quijotismo de Balzac" tut nach meinem persönlichen Geschmack Balzac etwas zuviel Ehre an. Die Konfrontation wirkt für ihn sehr günstig, wertet aber die charakterliche Größe des Spaniers ab. Es lassen sich in Balzacs Leben gewiß einzelne Donquijoterien aufweisen. Sie genügen aber nicht, um in ihm einen Don Quijote oder einen Geistesverwandten des Cervantes zu preisen. Die beiden sind zu verschieden. In Balzacs Charakter und in seinen Romanen ist etwas an Geltungssucht Grenzendes, Forciertes, eine Richard Wagner und Gabriele d'Annunzio verwandte Neigung zu einem humorlosen Titanismus à tout prix festzustellen. Seine Figuren haben alle etwas Outriertes. Er bläht sie ins Ungeheuerliche auf. Wie vornehm hebt sich davon des Cervantes Diskretion und Selbstironie ab! Balzac ist in seinem ganzen Wesen ein Bourgeois, niemand wird dem Cervantes einen ritterlichen Adel abstreiten, der nicht nur traditionsbedingt und fashionable, sondern angeboren und selbsterrungen war.

Basel AUGUST RÜEGG

Besprechungen

Jean Frappier: I. 1. *Le théâtre profane en France au Moyen âge* (Introduction – XIIIe et XIVe siècles). 2. *La poésie lyrique en France aux XIIe et XIIIe siècles;* Les cours de la Sorbonne, Centre de documentation universitaire, Paris 1958–59.

II. *Le roman breton* (1. Les origines de la légende arthurienne: Chrétien de Troyes; 2. Chrétien de Troyes: Cligès; 3. Yvain ou le Chevalier au lion; 4. Chrétien de Troyes: Perceval ou le Conte du Graal), ibid., Paris 1950–53.

III. *Chrétien de Troyes, l'homme et l'œuvre*, Connaissance des lettres, Bd. 50, Ed. Hatier-Bonvin, Paris 1957.

Äußere Umstände verhinderten uns, bereits früher auf diese Publikationen aufmerksam zu machen, in welchen der Inhaber des Lehrstuhles für französische Literatur des Mittelalters an der Sorbonne in seiner besonnenen, unpolemischen und angenehm sachlichen Art und Weise den derzeitigen Stand der Forschung auf dem Gebiete des mittelalterlichen weltlichen Theaters, der Lyrik und des höfischen Romans darlegt. Aus den Vorlesungen an der Sorbonne entstanden ist auch das treffliche Chrétienbuch, das Frappier dann kürzlich in gedrängter Form in seinem *Chrétien de Troyes* gewidmeten Beitrag zum Sammelwerk von R. Ph. Loomis, *Arthurian Literature in the Middle Ages,* (New York, 1959, S. 157–191) wieder aufnahm.

I.–II. Ihrer Bestimmung entsprechend sind die beiden in den letzten zehn Jahren erschienenen Vorlesungszyklen als eine Einführung gedacht, während das Chrétienbuch und das Chrétienkapitel bei Loomis entschieden höheren Ansprüchen zu genügen bestrebt sind. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die beiden weitgespannten Vortragszyklen zu besprechen. Wir wählen, um sie in ihrer Art zu charakterisieren, als Beispiel den ersten Teil der Darstellung des weltlichen Theaters aus, der sich, wie der Untertitel besagt, auf eine allgemeine Einleitung und auf das XIII. und XIV. Jahrhundert beschränkt. Unter ausführlicher Berücksichtigung der gesamten kritischen Literatur legt Frappier zuerst die auf die Spätantike zurückgehende neue Sinngebung der Begriffe *comoedia* und *tragoedia* dar, um dann auf die schwierige Abgrenzung der dramatischen Gattung überhaupt einzugehen und auf die Übergangsformen zwischen didaktischer Dichtung und Drama hinzuweisen, auf die verschiedenen *Dits,* sowie auf die mimischen und dramatischen Elemente in der erzählenden Dichtung, wie etwa in der *Chantefable* von „Aucassin und Nicolette“, ja in den

Chansons de geste, schließlich auf die profanen und vor allem komischen Elemente des religiösen Dramas, die dann namentlich im zweiten Teil des Vorlesungszyklus, der das XV. Jahrhundert betrifft, behandelt werden sollen. Einer auf Henri Gouhier (Le théâtre et l'existence, Paris, 1952) fußenden Feststellung folgend, daß die Mischung der Gattungen primär und ihre Trennung sekundär sei, stellt Frappier dann ein Inventar des profanen Theaters auf vom *Jeu de Saint Nicolas* Jean Bodels bis zur anonymen *Estoire de Griselidis,* mit einem kurzen Ausblick auf das XV. Jahrhundert mit seinen *Farces* und *Sotties,* seinen *Monologues dramatiques* und seinen *Moralités,* sowie einem Abschnitt über die Inszenierung und Aufführung.

In einer kurzen Darlegung der lateinischen Komödie des XII. Jahrhunderts versucht Frappier die Thesen Cohens, der ihren dramatischen Charakter betonte, und Farals, der sie als lateinische Fabliaux ansprach, einander zu nähern, während er mit Faral gegen Cohen ihren Einfluß auf das französische Theater sehr niedrig einschätzt. Andrerseits bekämpft er, wenn auch in gemilderter Form, Bédiers Hypothese einer Entstehung des profanen Theaters durch allmähliche Loslösung realistisch-komischer Szenen vom religiösen Drama und stellt ihr die Faralsche Auffassung der uralten mimischen Jongleurtradition entgegen.

Dieser kritisch-bibliographisch reich untermauerten Einleitung folgt eine wertvolle literarisch-ästhetische Analyse der komischen Elemente im *Jeu de Saint Nicolas* und im *Courtois d'Arras,* dann des *Jeu de la Feuillée* und des *Jeu de Robin et Marion* von Adam de la Halle. Das Kapitel über das XIII. Jahrhundert wird abgeschlossen durch eine ausführliche Untersuchung der ältesten erhaltenen Farce, des anonymen *Du garçon et de l'aveugle,* sowie von Rutebeufs „dramatischem" Monolog *Le Dit de Herberie.* Aus dem an profanem Theater außerordentlich armen XIV. Jahrhundert (vielleicht sind verschiedene Farcen aus dem XV. Jahrhundert allerdings, wie Petit de Julleville vermutete, Neubearbeitungen älterer Originale) untersucht Frappier nur die zwei mittelmäßigen halbdramatischen Produkte Eustache Deschamps' *Le Dit des quatre offices de L'Hôtel du Roi* und die Farce *Maître Trubert et Antrongnart,* die von weitem die allerdings unendlich überlegene *Farce de Maître Pathelin* ankündet, schließlich die vielleicht dem Boccaccioübersetzer Philippe de Mézières zuzuschreibende oder unter seinem Einfluß entstandene Dramatisierung der berühmten Griselidisnovelle des Decameron. Hier versucht Frappier wiederum zwei Auslegungen und Wertungen der *Estoire de Griselidis,* die psychologische Mario Roques' und die symbolische Robert Grisettes zu versöhnen, unter Betonung der nicht zu verachtenden dramatischen Bearbeitung mit Hilfe der bühnenwirksameren Schäfer- und Jagdszenen, die die sonst eher blaß wirkenden Hauptfiguren und Handlung beleben.

III. Die klug abwägende Forschungs- und Darstellungsart Frappiers bestimmt auch den Ton und den Charakter seiner Monographie über Chrétien de Troyes, die wir wohl als die gegenwärtig beste, die gesamte kritische Literatur berücksichtigende, objektive und doch persönlich

gefärbte Charakterisierung des großen Romanciers betrachten können. Auf knapp 250 Seiten in kleinem Oktavformat gelingt es Frappier, nicht nur alle Auslegungen des Werkes ausführlich und gründlich zu besprechen und die damit zusammenhängenden Fragen zu behandeln, sondern auch Wichtiges zur Wesensdarstellung der einzelnen Romane und des ganzen Werks beizutragen. Man wird sich denn auch bei der Lektüre von Frappiers Studie der großen Fortschritte bewußt, die die Erforschung des höfischen Romans und der Matière de Bretagne in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, sowie der Wandlung, die die Deutung von Chrétiens Romanen erfahren hat.

Am armseligsten, ja eigentlich inexistierend sind allerdings die Resultate der biographischen Forschung, weshalb der Untertitel „L'homme et l'œuvre" *cum grano salis* zu verstehen ist wie seinerzeit bei der Chrétienmonographie Stefan Hofers (Chrétien de Troyes, Leben und Werke des altfranzösischen Epikers, Graz-Köln, 1954). Wir wissen heute nicht mehr über Chrétiens Leben als vor fünfzig Jahren. Die Hypothesen U.T. Holmes' jr., die Bedeutung der Graalserzählung sei in der Ersetzung des Alten durch das Neue Testament zu suchen und Chrétien wahrscheinlich ein getaufter Jude, wird von Frappier mit Recht abgelehnt. Weniger überzeugt uns die Ablehnung der Ansicht Gaston Paris', Chrétien sei in England gewesen, wenn dafür auch keine schlagenden Beweise vorliegen. Wir werden andrerorts darauf zurückkommen. Hier sei bloß bemerkt, daß es irgendwie widersinnig anmutet, wenn Chrétien sich im Erec „Chrestiens de Troies" nennt, wenn er sich in Troyes befindet, dies jedoch ohne weiteres einleuchtet, wenn er fern von der Heimat weilt, etwa am Hofe der Königin Alienor von England, der Mutter seiner mit ihr eng verbundenen Lehensherrin, der Gräfin Marie de Champagne, – in England, wo sich fast die ganze Handlung des Erec abspielt.

Was die Reihenfolge der Romane anbetrifft, so bleibt Frappier, wie uns scheint mit Recht, gegen Hofer der alten These treu, nach der Chrétiens eigene Reihenfolge im Prolog des Cligès keine chronologische und die Ovidiana somit als Jugendwerk anzusehen wären. Der Einwurf Hofers, der Einfluß Ovids sei im Erec noch ganz gering, wenn nicht gar unexistierend, bleibt allerdings bestehen, während andrerseits die uns nur im „Ovide moralisé" erhaltene und wohl zu Recht Chrétien zugeschriebene *Philomena,* wie Frappier im betreffenden Kapitel ausführlich darlegt, stilistisch noch so jugendlich ungeschickt erscheint, daß man Mühe hat, sie nach dem Erec anzusetzen.

Den *Guillaume d'Angleterre* zögert Frappier offensichtlich Chrétien zuzuschreiben wegen der Verschiedenheit des Stoffes und der Struktur, sowie wegen der mangelnden psychologischen Vertiefung des Ehepaars. Allerdings ist er von der typisch chrétienschen Betonung des angeborenen Adels beeindruckt. Schließlich entschließt er sich, die kleine erbauliche und doch nicht als „conte dévot" anzusprechende Erzählung einem Chrétienschüler zuzuweisen, obwohl sich der Autor gleich im ersten Vers als „Chrétien" bezeichnet. Einen Schüler Chrétiens namens

Chrétien kennen wir nicht. Es ist kaum anzunehmen, daß er sich kurzweg gleich im ersten Vers als „*Chrestiens* se veut entremetre“ einführte ohne jeglichen Beinamen, zu einer Zeit, da man unter „Chrestiens“ Chrétien de Troyes zu verstehen gewohnt war; es sei denn, er hätte sein Werk bewußt unter den Namen des Meisters gestellt, um ihm mehr Gewicht zu verleihen. Vergessen wir nicht, daß, wie wir sagten, Chrétien in seinem ersten uns bekannten Roman, im Erec, sich ausdrücklich als „Chrestiens de Troies“ vorstellt, später aber den als Beinamen gebrauchten Ursprungsort fallen läßt und sich kurz „Chrestiens“ nennt. Frappier gibt selber zu, daß der Guillaume d'Angleterre trotz der loseren Struktur doch in einzelnen Partien die Elemente geschickt zu gruppieren versteht (s. S. 78: Ce conte assez décousu et pourtant agencé avec adresse dans certaines de ses parties). Nichts hindert uns, wie mir scheint, den Guillaume d'Angleterre im Werk Chrétiens nach dem Cligès anzusetzen. Frappier bemerkt selber (S. 79), daß „die Sprache korrekt ist, der Wortschatz leicht und doch reich an technischen Ausdrücken von bemerkenswerter Genauigkeit, der Reim geschickt und gepflegt, der Erzählungsstil flink und ausdrucksvoll, hie und da gewürzt durch recht beißend spöttische Bemerkungen“. Dies alles spricht doch ganz für den späteren Chrétien. Der von Frappier beanstandete Mangel an psychologischer Vertiefung der Charaktere von Guillaume und Gratienne (S. 83) scheint sich mir aus der vom höfischen Roman doch bewußt distanzierten Gattung zu erklären, während andrerseits die ganze bewußt höfisch-adelige Haltung der Hauptpersonen den Stempel des höfischen Dichters Chrétien trägt und verhindert, daß die Erzählung ganz in den Stil der frommen Geschichte oder gar des Heiligenlebens hinübergleitet.

Wohl abgewogen scheint mir Frappiers Darstellung des höfischen Charakters von Chrétiens Romanen, ihre Einschätzung nicht als Thesenromane sondern als Erzählungen, die eine Vertiefung der Persönlichkeit im Sinne einer Synthese zwischen *Clergie* und *Chevalerie,* zwischen dem Denker- und dem ritterlichen Tatmenschenideal erstreben, eine Vertiefung, die im letzten Werk Chrétiens, im Graalsroman einer religiösen Weihe zustrebt. Neu und sehr richtig ist dabei Frappiers starke Betonung der inneren Freiheit von Chrétiens Helden. Sie „handeln aus eigenem Antrieb, während der Artushof, anfangend mit dem Modell aller Höfischkeit, Gauvain, nicht einem gewissen Konformismus entgeht. Erec, Yvain, Perceval gehorchen einem hochherzigen Instinkt oder der Stimme ihres Gewissens, in der Selbstherrlichkeit ihrer inneren Freiheit, Fenice will die Herrin ihres Liebesschicksals bleiben, selbst Lancelot, freiwillig (wirklich?) Gefangener seiner Liebe geworden, folgt dem Gesetz seines Wesens, ungeachtet der Verachtung der Menschen“ (S. 219).. „Von Abenteuer zu Abenteuer, von Erprobung zu Erprobung, durch ihre Fehler und Heldentaten hindurch, werden die beispielhaften Helden größer, erkennen sich, werden was sie sind“. Frappier betont damit in klarster Weise den symbolischen Gehalt, den „Sinn“ der chrétienschen Romane, wenn er sich auch an-

dererseits gegenüber der symbolischen Bedeutung einzelner struktureller Feinheiten und Entsprechungen, wie wir sie entdeckt zu haben glauben, reserviert verhält und eine zu sehr ins einzelne gehende Symbolik ihm bei Chrétien begrenzt erscheint durch seine Vorliebe für „psychologische Wahrheit" und rein „positive" Erklärung (S. 21), – zwei geistige Einstellungen zur Wirklichkeit, die, nach unserer Ansicht und Erfahrung, im Mittelalter sich gar nicht ausschließen.

Ebenso vorsichtig äußert sich Frappier zur Stellung Chrétiens zur höfischen Liebesmoral, wie sie, vom Süden kommend, an den Höfen der Champagne, der Picardie, Flanderns und Englands eingedrungen war und hier eine mehr oder minder große Verwandlung erfuhr. In der vielumstrittenen Frage, ob Chrétien in seinen Romanen die am Hofe seiner Gönnerin, der Gräfin Marie de Champagne, von Andreas Capellanus auf die südfranzösische Liebeslyrik fußende proklamierte und kodifizierte Unvereinbarkeit von Liebe und Ehe nur im Lancelot, unter dem Druck seiner Herrin annahm und sonst eine Verherrlichung der Liebesehe dichterisch zu gestalten versucht, – oder ob er, wie es auch unsere verschiedentlich betonte Ansicht ist, in seinen Romanen die Liebe an sich, ohne Unterschied vom ersten bis zum letzten Werk, als treibende Kraft gestaltet, die den Ritter zur Vertiefung seiner Persönlichkeit zwingt, wobei die Ehe ein zu überwindendes aber nicht unbezwingliches Hindernis darstellt, – scheint Frappier wiederum eine klug vermittelnde Stellung einzunehmen. Er sagt: „Man kann auch sagen, daß Chrétien in seinem ersten Artusroman (Erec und Enide) ein Verteidiger der Liebesheirat gewesen ist, was nicht ein Mangel an Originalität bedeutet in Anbetracht sowohl der höfischen Auffassungen wie der zeitgenössischen Wirklichkeit." Dieser Formulierung können wir ohne weiteres zustimmen, wenn sie die Akzente auch etwas anders setzt als wir sie gesetzt haben, indem wir betonten, daß es Chrétien darauf ankam, den Leser miterleben zu lassen, wie die wahre Liebe, die nicht nur zum intimen Glück zu zweien führt, sondern zur Verwirklichung seiner selbst, sowohl der Dame wie des Ritters, als Glieder der höfischen Gesellschaft, möglich ist auch in der Ehe, ja trotz der Ehe, die die Gefahr in sich birgt, daß Held und Dame „verliegen", d.h. für die Gesellschaft verloren sind. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß es darauf ankommt, was man unter Liebe versteht, wenn man von „Liebesheirat" spricht. Und da wird Frappier wohl mit uns einverstanden sein, daß die ganze *höfische* Literatur des Mittelalters, Chrétien inbegriffen, das Verhältnis zwischen Liebe und Ehe anders betrachtete als das bürgerliche neunzehnte Jahrhundert, ganz abgesehen davon, daß auch im modernen Liebesroman mit der Ehe als „happy end" die Erzählung abbricht oder Liebe und Ehe untereinander in Widerstreit geraten. Ein Eheroman, ein Familienroman, wie ihn unsere Zeit kennt, ist dem höfischen Mittelalter fast unbekannt, so unbekannt, daß wenn Ansätze dazu auftauchen, wie im Guillaume d'Angleterre, Frappier sich fragt, ob man ihn einem höfischen Dichter wie Chrétien zuschreiben kann, sogar wenn er sich gleich im ersten Vers selber nennt.

Was die unendlich versponnene und wohl nie zur Ruhe kommende Frage der Quellen Chrétiens und der Matière de Bretagne anbelangt, so bespricht sie Frappier sehr ausführlich, wenn auch gegenüber dem Vorlesungszyklus an der Sorbonne in gedrängterer Form. Er nimmt auch hier eine mittlere Stellung ein, doch neigt er unter dem Eindruck der keltischen Forschung und namentlich des Buches von Jean Marx (La légende Arthurienne et le Graal, Paris, 1952) sowie einem eigenen gründlichen Studium der irischen und walisischen Sagen und Dokumente, wie auch der Folklore, sehr zu einer Betonung einer keltischen Grundlage und zwar sowohl der insularen als auch der Möglichkeit der bretonisch festländischen. Dies kommt sowohl im großen einleitenden Kapitel „L'époque et l'œuvre“ zur Geltung, als auch in den vier Abschnitten, die den ganz der Matière de Bretagne verpflichteten Romanen Erec und Enide, Lancelot, Yvain und Perceval gewidmet sind, während im Kapitel über Cligès natürlich die bekannten antiken und orientalischen Quellen erscheinen. In der heißumstrittenen Graalsfrage entscheidet sich Frappier nach gründlicher Berücksichtigung der verschiedenen Thesen (noch ausführlicher natürlich in der entsprechenden Sorbonnevorlesung) für einen keltisch-heidnischen und wohl erst von Chrétien leicht christianisierten Untergrund, was beim heutigen Stand der Forschung wohl als das Wahrscheinlichste erscheint.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle Frappiers Charakterisierung der einzelnen Romane und seine Stellungnahme zu den damit verbundenen zahlreichen Einzelfragen auch nur zu skizzieren. Doch sei immerhin wenigstens kurz auf dies und jenes hingewiesen, so etwa auf die Bewandtnis, die es mit den beiden Ritterkatalogen im Erec hat (S. 40–47), auf die Dreiteilung der Romane, die sich gewissermaßen auf die bekannte Zweiteilung aufpfropft (S. 89ff. u. passim), auf die vom Erec über den Cligès zum Yvain immer raffinierter und virtuoser werdende Analyse der Gefühle, auf die namentlich im Lancelot und im Perceval so auffallende Vermeidung logischer zugunsten von mysteriös symbolbeladenen und bewußt geheimnisvoll verschleierten Zusammenhängen, die doppelt stark wirken als komplementärer Gegensatz zu Chrétiens so bewußter Luzidität und genauester Evozierung einer höchst realen Wirklichkeit. Im Eingeständnis dieses unleugbaren Nebeneinanders kommt Frappier, wie es uns scheint, dem Grundcharakter von Chrétiens Werk bedeutend näher als im oben zitierten Zweifel an der psychologischen Möglichkeit dieser doch das ganze Mittelalter beherrschenden Zweischichtigkeit der Sicht der sinnlich wahrnehmbaren Welt und ihres Geschehens.

Treffend finden wir auch die sowohl die Einleitung als auch die Charakteristik der einzelnen Werke abschließenden Seiten über die Kunst Chrétiens als Gestalter von Menschen und Abenteuer, seine Fähigkeit, größte Anschaulichkeit mit größter Dynamik der Handlungsführung zu verbinden, schließlich seine die Vorgänger weit übertreffende Meisterung der Sprache und des Verses zum Ausdruck eines zwar meist unlyrischen, mehr den sinnlichen Wahrnehmungen und dem

Geist als dem Gefühl verpflichteten echt französischen Temperaments. Diese stilkritischen Ausführungen werden dann im Schlußkapitel „Originalité et influence“ trefflich zusammengefaßt, ausgebaut und vertieft zu einem synthetischen Chrétienbild, wie wir es bisher nicht besaßen. In diesem Sinne verwirklicht Frappiers Chrétienbuch in vorbildlicher Weise das Programm der Sammlung *Connaissance des lettres:* – für die Studierenden Bücher der Einführung zu sein, die das Wesentliche zusammenfassen und die Probleme darlegen – für den Spezialisten Versuche einer Synthese – für die Öffentlichkeit angenehm zu lesende Werke, die die Erinnerungen auffrischen und sie auf dem Laufenden halten – für alle aber eine reiche Substanz und eine bewährte Führung.

Zürich RETO R. BEZZOLA

Urban T. Holmes, Jr., and Sister M. Amelia Klenke, O.P., – *Chrétien, Troyes, and the Grail.* The University of North Carolina Press, Chapel Hill 1959, 230 Seiten, 13 Tafeln.

Als Carl Appel vor nahezu sechzig Jahren den Gedanken vortrug, die berühmte „amor de lonh“ des Trobadors Jaufre Rudel könne sich nur auf die Jungfrau Maria beziehen, vermochte er niemanden zu überzeugen [1]. Einen „caso di indigestione erudita“ nennt S. Santangelo [2] die These Appels, die G. Frank 1942 durch die nicht weniger kühne Deutung der „amor de lonh“ als Allegorie des Heiligen Landes ersetzte [3]. L. Spitzers Polemik gegen G. Frank [4], verbunden mit grundsätzlichen Bedenken gegen eine um sich greifende Neigung zur allegorischen Interpretation profaner Dichtung, hinderte D. W. Robertson Jr. nicht an dem Versuch, die Thesen Appels und G. Franks zu verschmelzen, und die „terra lonhdana“ tropologisch, allegorisch und anagogisch als Jerusalem zu deuten [5]. Zu einem Triumph der allegorischen, typologischen und symbolischen Interpretation eines mittelalterlichen Textes scheint nun das Buch von U. T. Holmes und A. Klenke über Chrétiens Gralroman gediehen zu sein. Die Wendung Chrétiens zur religiösen Problematik in seinem letzten Roman ist offensichtlich. Für die Forschung bietet er ein weites, noch lange nicht völlig durchmessenes Feld. Somit hat auch die Interpretationsrichtung der Verf. des vorliegenden Buchs ihr gutes Recht, aber dem Rezensenten – und gewiß nicht nur ihm – kommen von Zeile zu Zeile wachsende Bedenken.

Chrétien soll getaufter Jude gewesen, sein letzter Roman eine Allegorie der Überwindung der Synagoge durch die Kirche, des Alten Gesetzes durch das Neue Gesetz kraft der Caritas sein. Weshalb Chrétien

[1] ASNS 107 (1902) S. 338ff. Appel selbst hat an seine These später nicht mehr geglaubt; vgl. Bernhard von Ventadorn, Halle a. S. 1915, S. LXVIII.

[2] Saggi critici, Modena 1959, S. 101.

[3] The distant love of Jaufre Rudel, MLN 57 (1942) S. 528ff.

[4] L'amour lointain de Jaufre Rudel et le sens de la poésie des troubadours, Chapel Hill 1944. Antwort von G. Frank, Jaufre Rudel, Casella and Spitzer, MLN 59 (1944) S. 526ff.

[5] «Amors de terra lonhdana», Studies in Philology 49 (1952) S. 566ff.

das heiße Bemühen, mit dem Perceval-Roman eine solche Allegorie zu schreiben, entgegen dem sonstigen Brauch mittelalterlicher Allegoriker so verschleierte, daß erst zwei Forscher unserer Tage sie aufzudecken vermögen, diese Frage haben sich die Verf. offenbar nicht gestellt. Die Zeitgenossen haben Chrétiens fromme Absicht – entgegen der Auffassung der Verf.[1] – nicht erkannt, jedenfalls hätte sonst der Autor der „Vie des pères" den „Perceval" nicht so unbedenklich unter die „gereimten Lügen", die „romanz de vanité", einreihen können, die „die Herzen verdunkeln" und die „Klarheit der Seele verderben"[2]. Muß die These der Verf. nicht allein schon angesichts einer solchen Tatsache fallen? Jahrelange Forschung, aufgewandter Scharfsinn, unbeirrbare Überzeugung – und die Gefahren einer Methode, die ihre Grenzen weit überschreitet, verdienen es indessen, daß die neue „judaeo-christian interpretation" – „the only one" (S. 103) – eingehender geprüft wird.

Die Verf. haben ihre Thesen schon vor Jahren vorgelegt und seither durch eine Reihe von Aufsätzen zu untermauern versucht[3]. Ihr gegemeinsames Buch, bestimmt „to build a new framework, not depending on previous 'authority'" (S. VI), wird eingeleitet durch ein Kapitel, in dem Holmes das wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Leben der Stadt Troyes darstellt in der nützlichen Absicht, „to present Chrétien's physical and cultural surroundings" (S. 4). Daß die historischen Fakten so ausgewählt und geordnet sind, daß sie die These stützen, wird dem Verf. niemand verargen. Ob jedoch der Umstand, daß der rekonstruierte Stadtplan von Troyes vor dem großen Brand von 1188 zeigt, daß Chrétien vermutlich in der Nähe des Judenviertels und der Synagoge einerseits und der Kathedralschule andererseits gelebt haben muß, ein Indiz für die Konvertiten- und Allegorie-These darstellt, muß bezweifelt werden[4]. Im 2. Kapitel versucht Holmes ohne überzeugende Gründe einen Englandaufenthalt Chrétiens wahrscheinlich zu machen, während dessen der Dichter die keltischen Stoffe kennengelernt haben soll (S. 23ff.). Im 3. Kapitel betont Holmes, daß seine Interpretation des Gralromans keineswegs von seiner Annahme, Chrétien sei getaufter Jude gewesen, abhänge, behauptet aber, daß der in Troyes und Umgegend selten vorkommende Name Chrétien mit Vorliebe von konvertierten Juden angenommen worden sei, und bemüht sich auf dieser

[1] Vgl. S. 107.

[2] Text bei W. Foerster, Cligés-Ausgabe, Halle 1884, S. XXII.

[3] U.T. Holmes, A New Interpretation of Chrétien's *Conte del Graal*, Studies in Philology 44 (1947) S. 453ff. (auch gesondert erschienen Chapel Hill 1948). – M.A. Klenke, Liturgy and Allegory in Chrétien's *Perceval*, Chapel Hill 1951; The Blancheflor-Perceval Question, Romance Philology 6 (1952/3) S. 171ff.; Chrétien's Symbolism and Cathedral Art, PMLA 70 (1955) S. 223ff.; The Spiritual Ascent of Perceval, Studies in Philology 53 (1956) S. 1ff.

[4] Bloße Vermutung bleibt eingestandenermaßen der für Holmes und Klenke freilich verlockende Gedanke, Chrétien könnte ein Schüler von Petrus Comestor, Verfasser der „Allegoriae in vetus et novum testamentum" gewesen sein (S. 17). Aufmerksamkeit verdient das S. 18 angeführte Dokument, das es als möglich erscheinen läßt, daß Marie von Champagne bereits 1159 (mit 14 Jahren!) und nicht erst 1164 heiratete.

hypothetischen Grundlage um den Nachweis, daß Chrétien mit einem in einer Urkunde von 1188 genannten „dominus Christianus" sowie mit einem in Urkunden von 1172 und 1179 erscheinenden „Xristianus", Kaplan von Saint-Maclou, identisch sei (S. 57ff.).

Für Holmes liegen die Dinge dann ziemlich klar: der in den Urkunden genannte Christianus hat dort einen Sohn (Galterus Christiani), war also wohl schon älter, lebte vielleicht zurückgezogen, bedauerte seine weltlichen Werke und war somit bereit, unter dem Eindruck des „livre" des nach 1180 öfters in die Champagne reisenden Grafen Philipp von Flandern einen Roman zu schreiben, dessen Held vermöge der Gnade Gottes das verblendete jüdische Volk sich von der Synagoge weg zur Kirche wenden läßt, die Ungläubigen der „Isles" (= dem „Gorre" des „Karrenritters", = „pomp and vanity") dem neuen Messias Artus zuführt. Artus ist – wie A. Klenkes „Schlüssel" (S. 196f.) besagt – der König David des Alten Testaments als Präfiguration des Messias, ist Christus als Führer der militanten Kirche und zugleich „Virtue of Charity" (belegt mit: „Deus est charitez", *Perceval,* v. 47; see also I John 4:16). Bei solchen Eigenschaften ist es verwunderlich – allerdings nicht für die Verf. – daß Artus bei Chrétien mit Gral und Gralschloß direkt gar nichts zu tun hat, wo doch der Gral = Salomos Tempel, der Fischerkönig = der Hohepriester der Juden und die Gralprozession mit der triumphierenden Kirche im Synagoga-Ecclesia-Motiv identisch sein sollen. Die erlösungsbedürftige Gralwelt ist nach Holmes-Klenke die Synagoge vor ihrer Bekehrung, die Gralschüssel das Gefäß mit Manna, die blutende Lanze der Aaronstab, und Perceval – in kühner Etymologie – „a knight who had 'pierced the veil' of the great mystery" (S. 82 u. 119), im übrigen aber ist Perceval = Saulus, Paulus und Tugend der Fortitudo (S. 99f. und 211).

Dem Reinen ist alles rein, und dem Allegoriker nötigenfalls auch das Unheiligste heilig. So wie Robertson Jr. an dem Wunsch des Trobadors Jaufre Rudel, mit seiner geliebten Dame „dinz vergier o sotz cortina" („Quan lo rius", v. 13) zu verweilen, jedes erotische Element säuberlich tilgt, indem er „vergier" auf den Garten des Hohelieds und „cortina" auf den Vorhang des von Moses erbauten Heiligtums (Exod. 36, 8ff.) bezieht [1], so ist für U. T. Holmes und A. Klenke das nächtliche Beisammensein von Blancheflor und Perceval nicht bloß völlig unschuldig, sondern die ausgetauschten Küsse bedeuten gar die Einflößung der Tugend der Keuschheit. Blancheflor ist mithin die „Virtue of Chastity" (S. 199 [2]). Es liegt dem Rezensenten ferne, billigen Spott

[1] a.a.O. S. 574.

[2] Holmes fragt (S. 87), ob nicht der Autor der « Queste del Saint Graal », als er den Sieg der auserwählten Artusritter durch einen Priester als Sieg des Neuen über das Alte Gesetz erklären ließ, Chrétiens allegorische Absicht übernahm. Wir haben bereits angedeutet, daß der Umstand, daß Chrétien seine vermeintliche Allegorie so verheimlichte, während der Verfasser der « Queste » in dieser Beziehung nicht deutlich genug werden kann, für uns einen grundlegenden Einwand gegen die These von Holmes und Klenke darstellt. Holmes hat sich nicht die Frage gestellt, warum der – seiner Ansicht

auszugießen, aber seine Achtung vor einem frommen Glauben, der Berge versetzt, kann ihn nicht von der Feststellung entbinden, daß textferne Spekulation dieser Art mit Wissenschaft nur noch wenig gemeinsam hat. Die Blancheflor-Perceval-Episode war für die „judaeo-christian interpretation" nicht zu umgehen, über die Liebesszene zwischen Gauvain und der Schwester des Königs von Escavalon (v. 5815ff.) schweigen sich die Verf. aus – Gauvains temperamentvolles Verhalten bei dieser Gelegenheit paßt zu wenig zu der ihm von A. Klenke zugewiesenen Rolle als Hiob des Alten und „Tugend der Geduld" des Neuen Testaments (vgl. S. 202).

Der zweite Hauptteil des Buches wird von A. Klenke bestritten. Hier wird die Auffassung dargelegt, daß Chrétien der literarische Vollstrecker der frommen Pädagogik Sugers von Saint-Denis war: „In literature, Chrétien was merely doing what Suger had previously done in art: for didactic purposes he employed typological iconography which was well understood by twelfthcentury Frenchmen who thought in terms of the poetic language of Scripture as kept alive by the Liturgy" (S. 107). Es liegt uns fern, die Bibelfestigkeit der Menschen des christlichen Mittelalters zu unterschätzen. Was Chrétien indessen nach Ansicht von A. Klenke den Lesern seines letzten Romans zugemutet hat, setzt ein Publikum voraus, dessen höchste Lust in allegorischen Enträtselungskünsten bestand und das, ohne vom Autor expressis verbis dazu aufgefordert zu werden, die Personen und Aventüren des Perceval-Romans nun plötzlich völlig anders verstanden haben müßte als die vorausgehenden Romane des champagnischen Dichters. Perceval ist für A. Klenke der im Prolog zitierte Paulus, der erste große jüdische Konvertit. Die Episode mit dem Zeltfräulein meint die Christenverfolgung unter Saulus. Der Fischerkönig ist der Jakob des Alten Testaments und Symbol des jüdischen Volkes in Erwartung des Messias (S. 102f.); Figuration Jakobs soll aber auch Percevals Vater sein, während seine Mutter nach A. Klenkes Willen die Rachel des Alten und die „Virtue of Religion" des Neuen Testaments darstellt. Der Eremitenoheim, = Abraham und Evangelist Johannes, symbolisiert auch die Tugend der Temperantia.

Zwar hat Chrétien ausgerechnet im Prolog und gerade an der Stelle, in der A. Klenke eine Hauptstütze ihrer These sieht, seinen angeblich wichtigsten Gewährsmann Paulus falsch zitiert bzw. ihm einen Ausspruch zugeschrieben, der in Wirklichkeit in I. Joh. 4, 16 steht[1], seinen

---

nach von Chrétien die allegorische Intention übernehmende „Queste"-Autor Perceval durch Galaad ersetzte. Dafür gibt es wohl kaum eine andere Erklärung als die, daß Perceval für den „Queste"-Autor, der einen absolut reinen Helden brauchte, durch seine Blancheflor-Begegnung diskreditiert war, den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern Chrétiens mithin nicht so unschuldig-keusch erschien wie den Verfassern des vorliegenden Buches.

[1] Vgl. Hilkas Anmerkung zu v. 49 des Gralromans und W. A. Nitze, Perceval and the Holy Grail, University of California Publications in Modern Philology 28 (1949) S. 301.

Lesern aber müßte er unglaubliche Gedächtnis- und Kombinationsleistungen zugetraut haben. Das Häßliche Fräulein, das Perceval vor versammeltem Artushof verflucht, sollen Chrétiens Leser sogleich auf Psalm 72, 73 („Ut jumentum factus sum apud te") bezogen, es als falsche Prophezeiung der Synagoge (NT) erkannt, in ihrem falschen Maultier den Esel Balaams (AT) gesichtet, in ihm die sich der Lehre Christi verweigernden Juden gesehen und sich durch ihn gleichzeitig an Psalm 31, 9[1] („Nolite fieri sicut equus et mulus, quibus non est intellectus") erinnert haben. Hinter den Vorwürfen, die das Häßliche Fräulein Perceval wegen seiner Frageunterlassung auf der Gralburg macht, vermutet A. Klenke des Dichters Klage darüber, daß die Christen sich nicht ausreichend um die Bekehrung der Juden bemüht haben (S. 210)[2].

Die von den Verf. vorgeschlagene Lösung der Rätsel, die der Gralroman aufgibt, gipfelt in dem von A. Klenke angefertigten „Alphabetical Key to the Symbolism of Chrétien's *Perceval*" (S. 195ff.). Unklarheiten und Zweifel räumt Verf. nur in wenigen Fällen ein. Drei Sternchen kennzeichnen die „identifications which are virtually certain". Dazu gehören neben den bereits genannten Fällen Artus, Blancheflor, Fischerkönig, Perceval, Eremit, Gral, Lanze und Gralburg auch einzelne Charakterzüge und Handlungen. So wird Percevals Frageunterlassung auf Jes. 65, 1 und Röm. 10, 20, seine Einfalt auf I. Kor. 13, 11 („Cum essem parvulus, loque bar ut parvulus, sapiebam ut parvulus, cogitabam ut parvulus") zurückgeführt – mit drei Sternchen, „virtually certain". Daß jemand (Kemp Malone) einmal die Ansicht vortrug, der Name Arthur habe im Walisischen „schrecklich" bedeutet, ist für A. Klenke Anlaß genug, ihn mit dem „schrecklichen" Gott von Exod. 15, 3, 11 zusammenzubringen (S. 197). Auch diese Deutung trägt drei Sternchen, erscheint der Verf. somit als gesichert. Chrétien konnte also Walisisch!? Die Deutung Unterpendragons als

[1] Nicht 21, 9, wie S. 209 irrtümlich steht.

[2] In seiner Auseinandersetzung mit dem Buch des Rezensenten über Chrétien („Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik", Tübingen 1956) fragt Holmes (S. 166) im Hinblick auf das Häßliche Fräulein: «Why Köhler's interpretation of her as *Fortuna*? » Holmes hat meine Bemerkungen a.a.O. S. 198 mißverstanden. Nicht ich habe Chrétiens Häßliches Fräulein, das v. 4645ff. von Fortuna spricht, als Fortuna selber gedeutet, sondern der Dichter des «Perlesvaus». Bei ihm ist – hier sei ein Selbstzitat erlaubt (a.a.O. S. 201, Fn.) – „Chrestiens Gralbotin, die von der verfehlten Chance der *Fortuna* kündete, selbst zur kahlköpfigen *Fortuna* geworden, die ihr Haupthaar erst wieder erhalten wird, wenn der Held die Erlösungsfrage im Gralschloß gestellt haben wird (Ed. Nitze, Atkinson Jenkins, v. 2192ff.)". Während sich Holmes und Klenke auf kein Zeugnis für ihre Auffassung stützen können, daß die Zeitgenossen die vermeintliche Gesamtallegorie Chrétiens als solche begriffen, liegt hier der Nachweis vor, daß ein Dichter der folgenden Generation eine Einzelfigur Chrétiens, die von Fortuna sprechende Botin, als Fortuna selbst versteht und darstellt. An Holmes wäre in diesem Zusammenhang die Frage zu stellen, woher er so sicher weiß, daß das Häßliche Fräulein «is associated with the Isles... of which the people are the true enemies of King Arthur and his court» (S. 166). Im Text steht davon nichts.

Gottvater erscheint A. Klenke selbst nicht ganz geheuer, sowenig wie diejenige der drei Blutstropfen im Schnee als „Paul's future martyrdom“. Beide gehören zur Kategorie der Identifikationen „which are only a reasonable guess“ und sind mit Fragezeichen versehen. Mehr Vertrauen hat Verf. in ihre Deutung des knappen Yonet als „virtue of Prudence“ (ein Stern: „plausible“).

Der Rezensent muß gestehen, daß es ihm an Verständnis für diese zum System gewordene Willkür im Umgang mit Chrétiens Text gebricht. Die berühmte Unterscheidung von „san“ und „matiere“ durch den Dichter selbst im Prolog eines Romans („Karrenritter“), dessen profanen Charakter auch Holmes und Klenke nicht bestreiten, kann nicht als Aufforderung zur kompletten, im vierfachen Sinn allegorischen Interpretation des „Perceval“ verstanden werden. Die Allegorese war ein Vorrecht der mittelalterlichen Theologen, in der Literaturwissenschaft aber ist sie ein Irrweg.

Heidelberg ERICH KÖHLER

Geffrei Gaimar, *L'Estoire des Engleis.* Edited by Alexander Bell. Anglo-norman texts XIV–XVI, Oxford 1960, LXXXIII + 307 S.

Es ist nun bereits das dritte Mal, daß Gaimars Chronik herausgegeben wird[1], jedoch kann erst die vorliegende Ausgabe als den heutigen philologischen Ansprüchen genügend erachtet werden. Der Herausgeber Alexander Bell ist der sich mit altfranz. Literatur beschäftigenden Philologie kein Unbekannter, hat er doch bereits den *Lai de Haveloc* herausgegeben[2], wobei er auch gleichzeitig die Haveloc-Episode, so wie sie Gaimar darstellt (vv. 1–816), mit herausgab. Zudem hat er sich in mehreren Einzelforschungen mit dem Werk Gaimars auseinandergesetzt, sowie gewisse Wortprobleme verfolgt[3].

Nun legt uns Bell endlich die langerwartete kritische Ausgabe des Werkes vor, das ihn praktisch durch sein ganzes Leben begleitete, die

[1] S. Bossuat, Nr. 3699–3700. Dazu kommen Fragmente, publiziert von Fr. Michel in: *Chroniques anglo-normandes,* Bd. 1 (= vv. 5129–6526) und von H. Petrie in: *Monumenta Historica Britannica,* Bd. 1 (= vv. 1–5340; 6429–6526).

[2] *Le Lai d'Haveloc and Gaimars Haveloc episode edited.* Publications of the University of Manchester, French Series, Nr. 4 (1925).

[3] Erwähnen wir u.a. *Cynewulf and Cyneheard in Gaimar,* in: MLR 10 (1915), 42–46; *The «Prologue» to Gaimar,* in: 15 MLR (1920), 170–175; *The West Saxon Genealogy in Gaimar,* in: PQ 2 (1923), 173–186; *Gaimar and the Edgar-Ælfðryð story,* in MLR 21 (1926), 278–287; *The Epilogue to Gaimar's «Estoire des Engleis»,* in: MLR 25 (1930), 52–59; *Buern Bucecarle in «Gaimar»,* in: MLR 27 (1932), 168–174; *Sigar and Buern: A foot note to Gaimar's Haveloc,* in: PQ 13 (1934), 304–305; *Maistre Geffrei Gaimar,* in: MAe 7 (1938), 184 bis 198; *The Munich «Brut» and the «Estoire des Bretuns»,* in: MLR 34 (1939), 321–354; *Glossarial and textual notes on Gaimar's «Estoire des Engleis»,* in: MLR 43 (1948), 39–46; *Gaimar's early «Danish Kings»,* in: PMLA 65 (1950), 601–640; *Further glossarial notes on Gaimar's «Estoire des Engleis»,* in: MLR 49 (1954), 308–321.

Estoire des Engleis von Geffrei Gaimar. Und sagen wir es gleich: er hat sich seiner Aufgabe ganz hervorragend entledigt. Davon zeugen nicht nur die sorgfältige Einleitung, bestehend aus „Author and Work“, „Manuscripts and their Classification“, „Language“, „Date and Localization“, „Sources and Influence“, „Orthography“ und „Establishment of Text“, sondern vor allem auch die z. T. sehr ausführlichen „Notes“ (S. 208–278), die von einer bewundernswerten Kenntnis der einschlägigen Literatur zeugen und den Leser erahnen lassen, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten der Herausgeber bei der Textgestaltung zu kämpfen hatte.

Heben wir aus der Fülle der Erkenntnisse nur Einiges hervor:

1. *Der Dichter:* Auch Bell hat über ihn keine Details zu Tage fördern können. Doch muß es sich um eine Persönlichkeit gehandelt haben, die schon lange in England lebte, wenn es auch nicht sicher ist, daß Gaimar hier geboren wurde; jedoch beherrscht er das Angelsächsische ganz ausgezeichnet, wie aus der exakten Kenntnis der *Anglo-Saxon Chronicle* hervorgeht. Er schrieb, wie seinem „Epilogue“ zu entnehmen ist, für eine Herrin namens Constance, die Frau des uns auch sonst bekannten Ralf FitzGerald, der ausgedehnte Ländereien im Lincolnshire besaß, von dem man aber auch weiß, daß er Land in Hampshire in Südengland sein eigen nannte. Da die Familie FitzGerald nach dem Domesday Book nur Ländereien im Norden des Landes besaß, jedoch keine im Süden, so hat Bells Vermutung, daß seine Frau Constance aus dem Süden stamme, vieles für sich. Da sich ferner eine besonders liebevoll ausgestaltete und sich auf keine literarische Vorlagen stützende Episode des Werks, nämlich die Geschichte von Edgar und Ælfthryth, speziell auf das Hampshire und Südengland beziehen, ferner zwei andere, ebenso ausführliche und vor Gaimar noch nicht literarisch ausgestaltete, nämlich die von Haveloc und Buern Bucecarle, auf das Lincolnshire und den Norden, so folgert Bell daraus wohl mit Recht, daß Gaimar schon vor Constance’s Verheiratung in deren Diensten stand und ihr dann in den Norden folgte. Da ferner das religiöse und theologische Element im Werk eine ganz untergeordnete Rolle spielt (vgl. dagegen z. B. Wace!), ist wohl mit Bell anzunehmen, daß Gaimar zwar auch ein „Clerc“ gewesen ist, jedoch mit dem Hofleben in besonders naher Beziehung gestanden haben muß; dies geht auch aus der Beschreibung der Festlichkeiten in der neuen Westminsterhalle von 1099 hervor, die eine genaue Kenntnis solcher Ereignisse verraten, ferner aus der liebevollen Schilderung von Wilhelm II., dem Roten (1087–1100), die nur durch die persönlichen Kontakte mit diesem König erklärt werden kann, da sich dieser nämlich durch seine autoritäre Politik mit dem Adel verfeindete und eine solche Darstellung nicht von Gaimars Brotgebern erwartet werden könnte. Daß er am Hofe selbst verkehrte, scheint auch aus der Bekanntschaft mit dem Chronisten der Regierungsgeschichte Heinrichs I., David, hervorzugehen; diesen Mann hat

bereits Ph. Aug. Becker[1] mit dem Iren David Scottus identifiziert, der lange Jahre in Würzburg Scholaster war und 1100 von Kaiser Heinrich V. auf seinem Römerzuge mitgenommen wurde, um die Auseinandersetzung mit Papst Paschalis in kaiserlicher Sicht zu behandeln[2]. Später kehrte David in seine Heimat zurück und war von 1120–1139 Bischof von Bangor; in diese Zeit fällt dann wohl auch die Abfassung der Chronik von den Regierungsgeschäften Heinrichs I. Da nun Gaimar in v. 5855 auf den *empereür de Lumbardie* anspielt, wird wohl Bell nicht Unrecht haben, wenn er vermutet, unser Dichter sei bei den Festlichkeiten zu Anlaß der Verlobung von Heinrichs I. Tochter Mathilde mit Kaiser Heinrich V. im Jahre 1009 oder bei denen vor der Abreise der jungen Prinzessin nach Deutschland im folgenden Jahre zugegen gewesen. Ob er schon damals mit David Scottus bekannt wurde, wie Bell annimmt, wagen wir nicht zu entscheiden; diese Bekanntschaft könnte ebenso gut in die Zeit fallen, da David Bischof von Bangor war und oft am Hofe weilen mußte, um die Fakten zu seiner Chronik zusammenzutragen, zu einer Zeit also, da wohl Gaimar zum gleichen Zwecke ebenfalls bei Hof anwesend war. Denn vermutlich plante auch er, noch die Regierungsgeschäfte Heinrichs I. darzustellen, und wird dann mit einer gewissen Enttäuschung festgestellt haben, daß die Aufgabe schon von David übernommen worden war. Dies würde erklären, warum er am Schlusse seines Werkes sagt, daß er noch viele Dinge über das Leben König Heinrichs zu sagen wüßte, die nicht im Buche Davids stünden (vv. 6477–6482): „Ore dit Gaimar, s'il ad guarant, / Del rei Henri dirrat avant, / Ke s'il en volt un poi parler / E de vie translater, / Tels mil choses en purrad dire / Ke unkes Davit ne fist escrivere“. – Außer diesen, ausschließlich auf Vermutungen basierenden Hinweisen weiß man über Gaimar nichts. Nur noch eine Tatsache ist bemerkenswert, nämlich die Auszeichnung, die er Hugo von Avranches, Grafen von Chester, zuteil werden läßt (vv. 5854–5868). Und Bell wird wohl recht haben, wenn er daraus schließt, daß Gaimar einige Zeit in der Nähe dieses mächtigen Barons verbracht hat; vielleicht ist es sogar dieser gewesen, der ihn in Beziehung zum Königshof gebracht hat.

2. *Die „Estoire des Engleis“ und Gaimars Quellen:* Bell hebt mit Recht hervor, daß man nicht vergessen sollte, daß Gaimars Werk, nach dem „Epilogue“ zu schließen, ein Riesenunternehmen gewesen ist, begann doch die Erzählung nach Gaimars eigenen Worten „la u Jasun / Ala conquere la tuisun“ (vv. 6523–6524) und führte bis zum Tode Wilhelms II. Dadurch, daß in allen vier erhaltenen Handschriften Waces *Roman de Brut* der *Estoire des Engleis* Gaimars vorausgeht, gewinnt

---

[1] *Der gepaarte Achtsilber in der franz. Dichtung,* Abh. d. sächs. Akademie d. Wissenschaften 43, Nr. 1 (1934), S. 39.

[2] Nach Becker, *loc. cit.,* hat David diese Ereignisse tatsächlich anschließend in drei Büchern aufgezeichnet; das Werk ist heute verloren, jedoch haben es Wilhelm von Malmesbury, Ordericus Vitalis und Ekkehard von St. Gallen gekannt.

Bells Vermutung, daß der von den Briten handelnde Teil der *Estoire* wegen der Popularität von Waces Werk verloren ging, einen hohen Grad an Wahrscheinlichkeit. Die Frage, ob sich nicht vielleicht Spuren des nicht erhaltenen Teils in anderen Texten finden, beantwortet Bell negativ. Zu dieser Auffassung gelangt er nach sorgfältiger Analyse der *Description of England*[1], einer Aufzählung der Königreiche in der angelsächsischen Heptarchie, der Gegenden und Bistümer von England, der Bistümer von Wales sowie der vier „Königsstraßen"; ferner des Münchner *Brut* (s. Bells diesbezüglichen Artikel in der MLR 34 (1939), 321 bis 354), sowie der *Brut*-Fragmente, die in der Handschrift Harley 4733 enthalten sind[2]. Bell versucht ferner, Gaimars Quellen nachzugehen, da dieser von sich selber berichtet (vv. 6435–6438): „Il purchaça maint esamplaire, / Liveres engleis e par gramaire / E en romanz e en latin, / Ainz k'en pust traire a la fin". Sicher ist, daß er Geoffrey of Monmouths *Historia Regum Britanniae* benützte, „jenes abenteuerliche, aber in seiner Weise geniale Lügenbuch", wie es Ph. Aug. Becker, op. cit., S. 29, nennt, das 1135 erschien und im wesentlichen eine freie Umdichtung und Ausweitung der *Historia Britonum* des Nennius (erschienen zwischen 820 und 860) darstellt[3]. Ebenso gewiß hat er die *Anglo-Saxon Chronicle* benutzt, eine Art von Annalen, die mit der Schilderung der Invasion der Römer unter Julius Cäsar begann und bis zur Normannischen Eroberung führte[4]. Verschiedene andere Quellenfragen beschäftigen dann noch Bell, vor allem in bezug auf die von Gaimar besonders liebevoll ausgestalteten Abschnitte, die aber so heikel sind, daß sie sich einer Zusammenfassung entziehen; sie beschäftigen sich namentlich mit den Episoden von Buern Bucecarle, Gormund, Edgar und Ælfthryth, sowie mit der von Taillefer, die – im Gegensatz zu Wace – vom Standpunkt der Engländer aus behandelt wird.

3. *Entstehungsdatum der „Estoire des Engleis":* Unabhängig voneinander waren Bell, MLR 25 (1930), 52–59, und Ph. Aug. Becker, op. cit., S. 40, auf Grund von Gaimars Epilog zum Schlusse gekommen, daß die Entstehung des Werkes vor dem bisher angenommenen Datum, näm-

---

[1] Hg. von Sir T. Duffus Hardy und C. T. Martin zusammen mit der *Estoire des Engleis* in den Rolls Series, 1888/89.

[2] Hg. erstmals von Rud. Imelmann, *Layamon. Versuch über seine Quelle* (Berlin 1906). – Vgl. zum Folgenden auch M. Gross, *Geffrei Gaimar. Die Komposition seiner Reimquellen und sein Verhältnis zu den Quellen,* RF 16 (1903), 1–136 (Diss. Straßburg).

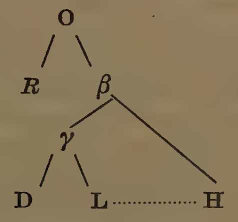
[3] Vgl. darüber Ph. Aug. Becker, *op. cit.,* S. 26–29, und neuerdings F. M. Stenton, *Anglo-saxon England* (Oxford 1943), S. 684.

[4] Hg. von C. Plummer, *Two of Saxon Chronicles Parallel,* Bd. 1 (Oxford 1892), Bd. 2 (Oxford 1899); davon ist eine moderne Übersetzung von N. Garmonsway, *The Anglo-Saxon Chronicle,* erschienen in Everyman's Library als Nr. 624 (1953). Alle sechs untereinander sehr verschiedenen Handschriften (eine siebente, als W bezeichnete, verbrannte 1731) wurden hg. von B. Thorpe, *The Anglo-Saxon Chronicle,* erschienen in den Rolls Series 1861 (1. Band: Text; 2. Band: Übersetzung). Eine eingehende Behandlung der Sachlage bietet C. Plummer in der Einleitung zum zweiten Band seiner Ausgabe und neuerdings F. M. Stenton, *op. cit.,* S. 679–684.

lich ca. 1150, liegen müsse. Becker nimmt sogar ein ganz präzises Datum an, nämlich zwischen März 1138 und April 1139, während Bell sich in der vorliegenden Ausgabe etwas vorsichtiger ausdrückt (S. LII): „We may then conclude that Gaimars work was written towards the close of the five-year period 1135–40".

4. *Handschriften, ihre Gruppierung und kritische Textausgabe:* Wie schon oben erwähnt, ist uns Gaimars Chronik in vier Handschriften überliefert, nämlich 1. in Durham Cathedral IV 27 (D) aus dem frühen 13. Jh.; 2. Lincoln Cathedral 104 (L) aus dem späten 13. Jh.; 3. London British Museum Royal 13 A XXI (R) aus dem späten 13. Jh.; 4. London, College of Arms, Arundel XIV (H) aus dem späten 14. Jh. Der Ausgabe von Hardy und Martin hatte die Handschrift R zugrunde gelegen; in einem Anhang hatten zudem die Herausgeber große Auszüge aus DL, die sich sehr nahe stehen, publiziert [1].

Nach eingehender Analyse von Visings Klassifizierungsvorschlag [2] kommt Bell zu folgender, von Vising leicht abweichenden Auffassung:



Die nahe Verwandtschaft von drei (DLH) von vier Handschriften veranlaßte den Herausgeber, seiner kritischen Ausgabe das ausgezeichnete Manuskript D aus dem frühen 13. Jh. zugrunde zu legen und Ergänzungen aus andern Handschriften durch eckige Klammern sichtbar zu machen, während Abweichungen vom Basismanuskript unter dem Text aufgeführt werden.

5. *Sprachliches:* Da sich Bell hierüber ausführlich in der MLR 34 (1939), 321–354, geäußert hatte, faßt er sich hier mit Recht relativ kurz. Dagegen verdienen seine hübschen syntaktischen und stilistischen Beobachtungen (S. XXXII–XXXVIII) Beachtung, da solche für diese frühe Literaturperiode noch selten angestellt worden sind [3].

Auch über lexikalische Probleme hat sich Bell schon früher verbreitet (MRL 43 und MLR 49, s. S. 391 Anm. 3), so daß er sich hier ebenfalls kurz

[1] Das Basismanuskript der Ausgabe Wright ist uns unbekannt, da uns diese Ausgabe nicht zugänglich ist.

[2] In seiner *Etude sur le dialecte anglo-normand*, Uppsala 1882.

[3] Immerhin möchten wir bei dieser Gelegenheit auf die schönen syntaktischen und stilistischen Bemerkungen von E. G. R. Waters in seiner Ausgabe des *Voyage of St. Brendan* (S. CLXXXV ff.) aufmerksam machen.

fassen kann. Bell bespricht dabei auch die Frage der Erstdatierungen, in welchem Zusammenhang er mir vorwirft (S. XXXIX), ich hätte zuviele Wörter als erstmals bei Wace belegt aufgeführt. Bell hat offenbar meine Vorbemerkung zum „Appendice" in meiner ‚*Etude descriptive sur le vocabulaire de Wace*' (S. 375) nicht beachtet, wo ich ausdrücklich feststellte: „Cet appendice ne saurait avoir qu'un caractère provisoire, car il est évident qu'il nous a été impossible de parcourir toutes les œuvres antérieures à notre auteur; nous avons dû nous limiter aux renseignements fournis par Gdf, TL, FEW et DG. Le premier but de cet appendice c'est de démontrer l'importance de Wace dans l'évolution de la langue française, et, deuxièmement, de servir aux savants de point de repère dans la recherche de la première apparition d'un mot ou de l'acception particulière d'un vocable dans la langue francaise". Und gleich anschließend verweise ich noch auf meinen Artikel *Wace als Mehrer des franz. Wortschatzes*[1], welchen Bell nicht zu kennen scheint und in dem ich mich mit dem Artikel von B. Woledge, *Notes on Wace's Vocabulary*[2] auseinandersetze. Namentlich griff ich darin den von Woledge verwendeten Begriff des *neologism* auf, den ich als „Tendenz, neugeprägte Wörter zu übernehmen" präzisierte[3]. Ich erläuterte dann am Beispiel von Wace, was darunter zu verstehen ist, indem ich seitenlang (S. 404–410) Wörter vordatierte, für welche Woledge als ersten Schriftsteller Wace angab. Auf den S. 411–413 zitierte ich schließlich eine revidierte Liste des „Appendice" meiner *Etude* mit Wörtern, von denen ich ausdrücklich bemerkte, daß sie erstmals bei Wace belegt zu sein scheinen. Bells kritische Bemerkungen mir gegenüber in der Frage der Erstbelege stoßen demnach ins Leere.

Vollkommen unbefriedigend sind leider Bells Ausführungen über den Aufbau von Gaimars Wortschatz, indem er nur auf zwei Einzelaspekte eingeht, auf die sog. „clerkly words" und auf „the influence of English", sowie auf vier Einzelprobleme. Diese Frage kann selbstverständlich nur als Ganzes angepackt werden und wäre jetzt, nach dem Erscheinen einer kritischen Ausgabe, auch deshalb reizvoll, weil nächstens ja auch der Wortschatz von Benoît de Ste-Maure dank Frl. Carin Fahlin nach Begriffsgruppen geordnet vorliegen wird, so daß uns die Entwicklung des franz. Wortschatzes im 12. Jh. in naher Zukunft besonders gut bekannt sein dürfte[4].

---

[1] ZrP 68 (1952), 401–414.

[2] MLR 46 (1951), 16–30.

[3] Vgl. zu dieser Frage jetzt auch B. Pottiers einleitende Bemerkungen zu seinem Artikel *La valeur de la datation des mots dans la recherche étymologique*, in: *Etymologica. Walther von Wartburg zum siebzigsten Geburtstag*, S. 581.

[4] In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß es sich auch lohnen würde, den Wortschatz der *Chanson de Roland*, des *Voyage de St Brendan*, von Philippe de Thaün, des *Couronnement Louis*, der *Chanson de Guillaume* sowie derjenige Chrestiens endlich auch systematisch darzustellen, um sich auf diese Weise ein umfassendes Bild von der Genese des franz. Wortschatzes und seiner strukturellen Wandlung auf Grund der sozialen und kulturellen Entwicklung des 12. Jhdts. machen zu können.

6. *Glossar:* In einer Vorbemerkung sagt Bell darüber: „The glossary is selective, but the line-references are complete unless otherwise indicated.“ Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn es auch klar ist, daß bei dieser Methode Wörter übergangen werden, die ein anderer Leser der Chronik gerne im Glossar fände. Meine nachfolgenden Bemerkungen nun möchten besonders auf solche Wörter aufmerksam machen, die ich noch der Erwähnung wert gefunden hätte.

adultirie 'mariage incestueux' (v. 3949): das Glossar erwähnt nur die Form *advoltire* (v. 1112); allerdings spricht Bell von beiden Formen in seinem Abschnitt „Vocabulary“ (S. XXXIX).

büel m. 'boyau' (v. 4829): neben *büele* f. (v. 4832); hier hat nämlich das Femininum noch eine kollektive Nüance: „Entur un pel le funt aler, / Le gros *büel* l'en orent trait; / Od aguilluns qu'aveient fait / Le firent tant entur aler / Pur sa *büele* (= 'Gedärme') deramer / Qu'il ne pot mes ester en piez.“

crisopace 'variété de topaze' (v. 4882): Es handelt sich hier m. W. um das zweite Mal in der Geschichte des franz. Wortschatzes, daß dieses Wort erwähnt wird; das erste Mal (bei *St Brendan*) lautet es *grisopase* (var. *creopase*). S. noch FEW 2, 659a.

cunsire m. 'conseil (im Ausdruck *tenir cunsire*)' (v. 2366): Die Form ist wahrlich erwähnenswert, da sie von FEW 2, 1071a nur für die *Enfance Guillaume* belegt wird; auch Bell spricht nicht davon in seiner „Phonologie“, obwohl er S. XXVI den Lautwandel –LJ–> *r*– erwähnt.

doctrine 'ensemble de connaissances acquises que l'on possède, Erziehung, Zucht' (v. 3340). Es scheint sich hier um das erstmalige Auftauchen dieser Bedeutung zu handeln.

enceis adv. 'avant' (v. 5425, 4664, 4856): S. XXIX spricht Bell in der „Phonology“ von *ei*, wobei er sagt: „Before nasal we have a single instance of reduction – *meins:tens* 1807“; hier demnach noch ein weiteres Beispiel für die gleiche Erscheinung.

Letaine majur 'fête St Marc' (v. 5145): es scheint sich wiederum um einen Erstbeleg zu handeln; die Form selbst fehlt auch in FEW 5, 375a[1].

pees f. 'juridiction (?)' (v. 5878): Das Wort befindet sich im Reim mit *-eis* („Sue estait Argenton, Seis, / Roche Mabilie estait es sa *pees*“); handelt es sich daher um eine Form < *pax*, so daß *estre en sa pees* = estre en sa baillie?

posterne 'galerie souterraine' (v. 6159): Dieses Wort ist zu dieser Zeit noch nicht häufig, s. FEW 9, 247a.

sanguin 'sanglant' (v. 3136): Der Hrsg. sollte vermerken, daß die angegebene Form *sanguine* weiblich ist; warum aber nicht das Maskuli-

---

[1] «La nuit de *Letaine majur* / Fist tel clarted cum se fust jur, / Mult plusurs humes l'esgarderent, / En meint endreit en devinerent, / Chascun diseit sa devinaille»: es handelt sich um den im Jahre 1066 gesichteten großen Kometen, von dem auch Wace, *Rou* III, vv 6341–6350, spricht.

num angeben? Es scheint sich hier übrigens wieder um einen Erstbeleg zu handeln.

tribulatium 'tourment'[1] (v. 5151): Das Wort ist in dieser Zeit noch selten und zudem sonst meistens im Plural verwendet.

ultramarine f. 'outre-mer' (v. 5260): Es handelt sich um ein Substantiv, nicht um ein Adjektiv, wie Bell angibt („A la bataille od lui alerent, / ... Cuntre la gent d'*ultramarine*"); dieses Substantiv fehlt auch FEW 14, 11a.

Im übrigen ist das Glossar sehr sorgfältig gearbeitet und enthält zahlreiche hochinteressante Wörter, auf die wir hier aus Platzmangel leider nicht eingehen können; die seltensten davon sind zudem in den dem Text folgenden „Notes" (S. 208–278) besprochen, worauf jeweils ein Vermerk im Glossar deutet.

7. *Text:* Wie es vom gegenwärtig besten Kenner der Materie zu erhoffen war, besitzen wir nun endlich einen ganz hervorragend edierten Text von Gaimars Werk. Es wäre einzig wünschenswert gewesen, wenn Bell die *Estoire* in Abschnitte gegliedert hätte, wobei er, wie I. Arnold in seiner Ausgabe des *Brut* von Wace in den SATF, am Kopf der Seiten (statt ständig den Titel des Werkes zu wiederholen) die jeweils von Gaimar behandelte Episode hätte vermerken können, was die Übersichtlichkeit wesentlich erleichtert hätte. Hier nur ganz wenige Einzelbemerkungen:

v. 1754: Im Satz: „Ecbrict Eating ot nun sun frere, / Arcevesque ert de gentil *ere*" hat Hg. *ere* nach den Handschriften HR vorgezogen, während das Basismanuskript D, sowie die Handschrift L *here* bieten. Diese Korrektur drängt sich nicht auf, verwendet doch Gaimar auch sonst das Wort *here,* allerdings im Ausdruck *faire male here* (v. 986) 'faire mauvais accueil' (s. auch TL 4, 1077). *here* wird von *TL* mit 'Miene, Gesicht' wiedergegeben, so daß in v. 1754 gut eine erweiterte Bedeutung davon, nämlich 'Aussehen', vorliegen könnte.

v. 2017: Hier ist ein Komma zu setzen anstatt eines Punktes in folgendem Satz: „Ki force aveit si faiseit guerre, / A sun veisin tolit sa terre".

v. 3178: In einer längeren Anmerkung (S. 234) macht sich der Hg. Gedanken über den scheinbar sinnlosen, aber in drei von vier Handschriften überlieferten Satz: *Il out un autre nun Pren prent.* Es geht um den König von Kent, der von der angelsächsischen Chronik Eadbehrt Præn genannt wird. Daher ist die Form *Pren* sicher richtig, und wir schlagen deshalb vor, einfach einen Doppelpunkt zu setzen, wodurch der Sinn klar wird: „Ecbrith fud dunc fait rei de Kent, / Il ot un autre nun: Pren prent." *prendre nun* wäre dann gleichbedeutend mit *avoir nom.*

v. *3634:* Im Satze: „Jo aim Elftroed la fille Orgar. / A tute gent l'oi si *loar*" ist wohl trotz *Orgar* besser mit den Handschriften LR zu lesen

[1] Nicht ‚effort', wie ich in unserer *Etude ... sur ... Wace,* S. 153b, definierte.

loer, wenn wir bedenken, daß im Angelsächsischen das unbetonte *a* nicht von gleicher Qualität war wie das romanische *a;* dies würde auch den Reim *Cesar* :*guardar* bei Philippe de Thaün, *Cumpoz,* v. 775, erklären, worauf der Hg. bei der Behandlung des vorliegenden Verses (S. XXIII) hinweist.

v. 4204: Komma hinter *lu pais,* vor *Mais.*

v. 4203: Warum sollte „the reading of D... meaningless" sein? „E Kenut segnot, si ot cunquis / De plusurs pars tut lu pais, / Mais Edmund Edeling *palot,* / Co qu'il poeit, si guerriot" ergibt einen durchaus befriedigenden Sinn, wenn man nur das Komma hinter *palot* (im Text *pesout,* was durch keine Handschrift gestützt wird) streicht; *paler* bedeutet 'garnir de pieux, fermer au moyen de palissades' (s. FEW 7, 528a), also 'in Verteidigungsbereitschaft versetzen', was genau zur Situation paßt, vgl. die Fortsetzung: „Il (sc. Edmund Edeling) e sun uncle l'autre Edmund / Encuntre Kenut grant guere funt".

v. 5355: formet ist wohl Druckfehler für *forment* im Satze: „En semblance de feu esteit, / En l'air flambot, *formet* ardeit"?

v. 5418: Hg. ersetzt *jas* des Basismanuskriptes durch *las* in folgendem Satz: „Dunc fist Flamengs aparaillier, / *Jas* enveiat pur guerreier, / A Durelme en un muncel / La voleient faire chastel, / Mais as Engleis en ad peset". In einer Anmerkung (S. 268) behauptet Bell, *jas* ergebe keinen Sinn; jedoch ergibt ihn *las* (= *la les*) noch weniger, da temporales *là* sicher bei Gaimar durch *si* ausgedrückt worden wäre. Hingegen ist *jas* (= *ja les*) durchaus sinnvoll, da *ja* in der Bedeutung 'alsbald' (vgl. TL 4, 1517/1518) ausgezeichnet in den Text paßt.

v. 5420: Komma hinter *chastel,* vor *Mais.*

Diese wenigen Einzelbemerkungen bestätigen aufs beste, daß wir hier endlich eine Gaimars Werk würdige kritische Ausgabe vorliegen haben, und wir sind Alexander Bell dankbar, daß er endlich der romanischen Philologie die Früchte seiner langjährigen Beschäftigung mit diesem in jeder Beziehung hochinteressanten Dichter zum Geschenk gemacht hat.

Basel HANS-ERICH KELLER

Huit Miracles de Gautier de Coinci, édités d'après le manuscrit de Léningrad (Bibl. Publ., fr. F. V. XIV. 9) par Erik von Kraemer, Helsinki, 1960, 210 pages (*Annales Academiae Scientiarum Fennicae,* B 119).

A l'exemple de son maître A. Långfors, M. E. v. Kraemer s'est attaché, depuis quelques années, à l'édition de certains miracles de Gautier de Coinci: dans la collection des publications de l'Académie Finlandaise, il avait déjà édité *Du Clerc qui fame espousa* (1950) et *De la bonne Enpereris...* (1953).

Les huit miracles qu'il publie aujourd'hui sont pris au premier livre de Gautier; ils n'ont pas encore fait l'objet d'une édition critique et sont

édités ici d'après le manuscrit de Léningrad (*R*, dont Långfors avait, en 1937, imprimé de larges extraits) avec les variantes de *M* et *S*.

L'introduction résume succinctement les huit miracles, en indiquant, pour chacun d'eux, la source latine, d'après Mussafia. Après chaque miracle, sont imprimées les gloses marginales du ms *S*, et le volume se termine par des notes (pp. 168–185) et un glossaire partiel (pp. 186–208). Travail attentif et utile, fait par un philologue compétent.

Voici quelques notes de lecture sans grande portée:

Page 26, vers 297, je lirais *S'ele n'enchiet sans plus atendre*, «si elle ne succombe pas aussitôt» (= si elle n'avoue pas sur le champ). – P. 36, virgule à la fin du v. 617. – P. 43, v. 22, *Come une viez soiz a porciax : soif* et *soie* signifient bien «clôture», mais non «enclos», comme ajoute le glossaire. En réalité, *soiz* = *soz, souz*, c'est-à-dire *sou*, «toit à porcs»; le ms de Bruxelles (apud Godefroy, s. v. *sourcel*) a *soe*, et l'on rencontre encore parfois *soue* dans des textes modernes, surtout régionaux *(sŭtis* dans la *Loi Salique)*. – P. 46, v. 104, lire *cen* ou *ceu*, démonstratif. – P. 49, v. 193, je lirais *Diex aiue, confait conseil!*, «Par Dieu, quel conseil!». – P. 59, v. 532, l. *Entraïnerent*. – P. 65, v. 43, supprimer la virgule. – P. 69, v. 156, pas de point (la proposition suivante est en asyndète). – P. 74, v. 325, *esclairiez:* pour le sens, se reporter à Tobler-Lommatzsch, III, 913, lignes 3 et ss., et corriger aussi Långfors. – P. 78, v. 20, mettre deux points à la fin du vers. – P. 112, v. 62, *li cloz leus* me paraît signifier «le loup qui fait le boiteux», hypocrite et rusé (comp. *peestres* au v. 265). Quant à *gris leu* (voir la note), c'est *le loup gris*, un vieux loup connu pour ses déprédations (cf. Godefroy et Littré). – P. 141, v. 152, l. *Vo murmure l'a enchacie*, «votre bavardage l'a chassée». – P. 161, v. 431, la forme à retenir doit être *reumoisine*, «prise de rhumatisme», adjectif formé sans doute sur le modèle de *palasin(e)*. – P. 176, note au v. 262: *derachier* n'a rien à voir avec le langage religieux ou biblique; *rachier*, «cracher», est une forme régionale (surtout du Nord), cf. formes picardes actuelles *raker, rakier* et wallonnes *ratchî, rètchî*. – P. 183, note au v. 441: sur *pous*, «bouillie», voir FEW IX, 549; je comprends *pous en fouace* «la bouillie devenue fouace», donc devenue très dure par la cuisson. – P. 185, note au v. 526, traduire plutôt «il ne savait quand c'était dimanche, si ce n'est quand il voyait le prêtre distribuer l'eau bénite». – Glossaire: *acoisiez* de D 41 vers 4 n'est pas repris. – *amortee*, plutôt «abattue, accablée». – j'enregistrerais *creselli* = *gresel(l)i*, «ridé». – *empaindre*, non «frapper», mais «repousser». – *enangler soi*, plutôt «se tapir, se cacher». – *escurer*, plutôt «nettoyer». – *menoier soi*, plutôt «se remuer, s'affairer». – *raquellir:* cf. Tobler-Lommatzsch I, 91, 31. – *rungier* est le verbe courant signifiant «ruminer». – *Sentence* devrait être traduit «sentence d'excommunication». – *serrer:* je ne connais pas le sens «couvert, caché», donné au participe *serré;* il faut songer au sens courant «tenu clos, renfermé»; «nul butin de vol n'est si bien enfermé». – *tornez* de D 45 vers 515 n'est pas repris. –

Bruxelles ALBERT HENRY

Abbé Bougeant, *Amusement philosophique sur le langage des bêtes*. Édition critique par Hester Hastings. Genève/Lille, Droz/Giard, 1954 (Textes littéraires français), 117 S.

Dem verdienstvollen Neudruck[1] geht eine Einleitung voraus, die die Hsg. als vorzügliche Kennerin der Materie ausweist (S. 9–43); es folgt eine kurze Bibliographie der Auflagen bis zur letzten im Jahre 1783 und ein Verzeichnis der übrigen Werke des Autors, von denen die antijansenistische satirische Komödie *La femme docteur, ou la théologie tombée en quenouille* zu beträchtlicher literarischer Wirkung gelangte: sie wurde von der Gottschedin, unter dem Titel *Die Pietisterei im Fischbeinrock*, für die deutsche Bühne adaptiert (S. 13 mit Fn. 3), und Diderot zieht sie noch um 1762 im *Neveu de Rameau* als die Quelle einer Szene der Palissotschen *Philosophes* an (ed. Fabre, TLF, S. 57).

Das *Amusement philosophique* erregte bei seinem Erscheinen (1739) größtes Aufsehen, zumal es einen Theologen zum Verfasser hatte. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt und war z. T. schärfster Kritik sowohl von kirchlicher wie von aufklärerisch-jesuitenfeindlicher Seite ausgesetzt (S. 14–21). Für die Folgezeit reduziert sich seine Bedeutung rasch auf die eines, besonders „amüsanten" Beitrages zur „discussion du langage des bêtes" (S. 37) und zur Diskussion über Seele und Denkfähigkeit der Tiere überhaupt (die naturgemäß im Zeitalter der Aufklärung einen besonderen Höhepunkt erreichte).

Offensichtlich auch noch für die Hsg., die der Geschichte dieser Diskussion seit 1936 eine Reihe von Veröffentlichungen gewidmet hat (vgl. S. 23, Fn. 1) und, wie es scheint, in ihr ein gerade heute, angesichts etwa der von Ortega diagnostizierten „deshumanización del arte" (S. 32), besonders aktuelles, wenngleich zeitloses Menschheitsthema erörtert sieht. „Grâce à l'*Amusement philosophique sur le langage des bêtes* nous participons agréablement, à un des plus graves débats philosophiques et théologiques de tous les temps, celui qui touche à la nature de l'âme humaine et à la supériorité de l'homme sur les autres animaux" (S. 42; vgl. auch S. 40f.). Es ist erfrischend, die Hsg. sich in solcher Weise des von ihr edierten Werkes erfreuen zu sehen, und man darf hoffen, daß der Leser des gleichen unmittelbaren Genusses teilhaftig wird, trotz Voltaires unfreundlicher Prognose (S. 22). Denn auf die eigentliche historische Erschließung im Detail wird er noch etwas warten müssen. Entgegen der Praxis anderer Bände der TLF, etwa der zit. vorbildlichen Ausgabe des *Neveu de Rameau* von J. Fabre, ist dem Text weder ein sachlicher und zeitgeschichtlicher Notenapparat[2] noch ein Glossar beigegeben, so offenkundig bereits der Titel einer entsprechenden Erläuterung bedarf.

---

[1] Zugrundegelegt ist der Erstdruck; eine Stelle war zu bessern (S. 90), eine weitere Variante der „letzten Auflagen" ist angegeben (S. 49).

[2] Besonders hinsichtlich der theologischen Hintergründe der Diskussion muß der durchschnittlich romanistisch vorgebildete Leser rettungslos ins Schwimmen geraten. Wohl ihm, wenn er wenigstens bibelfest genug ist, sich etwa der Stelle *Römer* 8, 22 zu erinnern, auf die sich zweifellos die S. 65 oben

Der größere Teil der Schrift des Abbé Bougeant dreht sich – wie die Hsg. bemerkt (S. 32f.) – um die Fragen der Seele und des Denkvermögens der Tiere im Gegensatz zum Menschen, und diese Fragen spielen auch beständig in die eigentliche Behandlung des Themas hinein. Das hindert nicht, daß sie ein sogar recht charakteristischer Beitrag zur Sprachtheorie des 18. Jahrhunderts ist. Davon zeugt unter anderm das noch etwas hilflose Bemühen um eine reinliche Trennung von „langue" und „langage" (im Sinne der modernen Sprachbetrachtung) zu Beginn des zweiten Kapitels. Das radikale Gedankenexperiment einer „Sprache", die ganz ausschließlich und konkret mitteilungszweckgebunden ist (S. 88), die keinerlei grammatische oder phraseologische Elemente kennt (S. 105f.), erinnert an die Demonstrationsweise des späteren Taubstummenbriefs Diderots (auch der Taubstumme kommt vor, S. 93). Und die ausdrückliche Scheidung von inhaltbezogener Sprache und tönendem Gesang (S. 89) – so daß gerade die Vögel nicht sängen – gemahnt an Voltaires Gegenüberstellung von Prosa und Poesie in den Bildern von *démarche* und *danse, récit* und *musique;* diese Vorstellungen haben, wie bekannt, im 20. Jahrhundert ihre glorreiche Wiederauferstehung in der Poetik Paul Valérys gefeiert. Aber es wäre Undank, wollte man der Hsg. vorhalten, daß sie andern die Möglichkeit gelassen hat, noch Entdeckungen zu machen.

Bonn KARL MAURER

Joachim Blass, *Der Ausdruck der zeitlichen Unmittelbarkeit. Mit besonderer Berücksichtigung des Französischen.* Romanica Helvetica 68, Francke, Bern 1960, 115 S.

Das Buch will einen Überblick geben über die Ausdrucksmöglichkeiten der Vorstellung „sofort" im allgemeinen. Es beschränkt sich dabei fast ganz auf Adverbien und adverbiale Wendungen. Es ist die erste ausführliche Arbeit über das Thema. Es gibt Studien zu einzelnen Problemen (das zeigen die Literaturangaben des Verfassers), aber keine zusammenfassende Darstellung dieser Art. So ist die Anordnung des Ganzen und die Methode der Untersuchung ein Verdienst des Autors, dem eine fruchtbare Synthese von deskriptiver und historischer Sprachbetrachtung vorschwebt. In den einleitenden Kapiteln gilt es, Begriffe zu klären, Abgrenzungen vorzunehmen und Sonderfälle zu behandeln. So muß zuerst der illusorische Charakter der Aussagen, gemessen am tatsächlichen Zeitmaß, hervorgehoben werden. Dem Begriff „sofort" und ähnlichen Wörtern entspricht kein allgemein verbindlicher objektiv feststehender Zeitabschnitt. Ihrem Charakter nach sind viele dieser Wendungen übertreibend und in ihrer objekti-

---

apostrophierten *plusieurs Auteurs* stützten, aber wer sind sie? Ist die Dämonen-Theorie wirklich nur «une plaisanterie», wie man im Artikel „AME" der Enzyklopädie lesen kann (S. 22), oder steckt mehr dahinter?

ven Bedeutung dehnbar. Sie sind Annäherungen an einen gedachten Idealfall der Aufeinanderfolge. Eine Abgrenzung anderer Art wird gegenüber dem Begriff „plötzlich" vorgenommen, dessen Beziehung zu „sofort" in einem kurzen Kapitel behandelt wird. Selbst Lexikographen von Rang haben die beiden nicht scharf auseinandergehalten (S. 12). An einleuchtenden Beispielen wird der gleitende Übergang von „plötzlich" zu „sofort" veranschaulicht (S. 13). Eine Gruppe von Ausdrücken, die unseren Begriff negativ umschreiben, sind im Kapitel „Ohne Verzug" zusammengestellt.

Die eigentliche nach dem Gesichtspunkt der Bildung geordnete Behandlung der Wendungen für „sofort" setzt mit dem umfangreicheren Kapitel über „Zusammenhang zwischen Ort und Zeit" (S. 29–41) ein. Ohne sich lange bei allgemeinen Betrachtungen über das Verhältnis „Raum – Zeit" aufzuhalten[1], bespricht Blass eine Anzahl Adverbien *(Ici, illico, statim, extemplo, e vestigio, lues, lieu, sur-le-champ, sur la place, pas, court, droit, direct)*. Der Ausgangspunkt der temporalen Bedeutung ist bei diesen Wörtern die Vorstellung, daß Ortswechsel Zeit beansprucht. „Du tust es auf der Stelle" schaltet mit der Ortsveränderung auch den Zeitverlust aus. Auch bei unklarem historischen Anlaß der Bildung wie bei *extemplo* und *e vestigio* ist doch die grundsätzliche Zugehörigkeit des Begriffes zur Gruppe einleuchtend. Wenn Blass auch *pas* unter den Gesichtspunkt „Ort-Zeit" stellt, hat er zwar der generellen Zugehörigkeit nach recht, aber innerhalb der Gruppe besteht doch ein Unterschied in der Art, wie die Wörter bis inklus. *sur la place* zur Bedeutung „sofort" kommen, und dem Fall *pas* seinerseits. Dort ist es der Ausschluß der Ortsveränderung und Bewegung, hier ist es diese selber, welche die temporale Bedeutung hervortreibt. Das Ausgangswort dort ist die Ortsangabe, hier dagegen eine Handlung.

Das Kapitel „immer – sofort" behandelt die bekannte Erscheinung, daß Wörter für zeitliche Totalität und Lückenlosigkeit auch oft die zeitliche Unmittelbarkeit bezeichnen (afrz. *sempres, ades* u. a.). Sicher ist von besonderen Fällen des Nachdrucks auszugehen, in denen die Idee der Lückenlosigkeit der Möglichkeiten die Bedeutung „sofort" in den Vordergrund schiebt: „Er kann *jeden Augenblick* kommen", oder „Ich bin *immer* bereit". Die Ausdrücke *d'une traite, de tire, tout de suite* u. ä., die in diesem Kapitel untergebracht sind, hätte man mit den Wendungen aus *pas, droit* u. a. zu einer besonderen Gruppe vereinigen können, die „sofort" als rasche, in sich geschlossene Handlung oder Reihe begreifen. Die Beschreibung der verschiedenen Bedeutungen an sich und die Beobachtung der Möglichkeit der Bedeutungsübergänge ist höchst verständnisvoll vorgenommen.

Ein weiteres Kapitel über „Ausdrücke bestimmter Zeitdauer in der Angabe des Sofortigen" wird eingeleitet durch eine Erläuterung des

---

[1] S. darüber z. B. Antonín Šesták, Pojem času v jazyce francouzském = La notion du temps en français (Sur les traces de la notion espace-temps dans les langues romanes), Brno 1936. Mit einem Résumé in frz. Sprache.

alten Themas der subjektiven Zeitlänge anhand von neu erbrachten Beispielen: Objektive Zeitgröße wird in der Sprache verzerrt, so daß auch die Wörter, die eine gewisse Zeitspanne bezeichnen, zur Umschreibung der Vorstellung „sofort" dienen können. Öfters begegnet uns die Schwierigkeit der eindeutigen Fixierung der Bedeutung. Wir befinden uns im Bereich des Unpräzisen und des vom Zusammenhang Bestimmten.

Zu den allgemein bei diesen Wendungen beobachteten Erscheinungen gehört auch die Bedeutungsrelation zwischen „jetzt" und „sofort" einerseits, „soeben" andererseits, die Blass durch reiches lateinisches Wortmaterial und im einzelnen an *maintenant* und *présent* erläutert. Die Beziehung zwischen „schnell" und „sofort" ist im nächsten Kapitel gut herausgearbeitet. Die Bedeutung „sofort" liegt in „schnell" potentiell bereit und bricht bei günstiger Gelegenheit hervor, ohne daß die Grenze zu „schnell" deutlich abgesetzt wird. Vielleicht spielt bei der Verschiebung zu „sofort" auch der Blick auf das Resultat der gemeinten Tätigkeit mit. „Schreibe sofort" enthält im Gegensatz zu „schreibe schnell" den Hinweis auf eine rasch beschließbare Tätigkeit. Es kann also auch an den Verben liegen, wo der Bedeutungsübergang möglich ist. Von „der Zug fährt schnell" kann man sich schwer einen Übergang zu „sofort" denken, wohl aber von „der Zug fährt schnell ab". Blass widmet den zu dieser Gruppe gehörenden Wörtern (*confestim, errant, prompt, preste, isnel, vite* usw.)[1] ein umfangreiches Kapitel mit sorgfältiger Interpretation der einzelnen Fälle. An den anschaulichen Ausdrücken für eine sehr kurze Zeitspanne, in deren Aufzählung sich Blass auf bekanntere Typen innerhalb des Romanischen und insbesondere des Französischen beschränkt, erkennt man doch die Vielfalt der Bildungsmöglichkeiten der Sprache im allgemeinen. Das Augenmerk des Verfassers ist sachgemäß besonders auf das Ineinanderübergehen der Bedeutungen gerichtet, wie zwischen „schnell" – „bald" – „sofort". Vielleicht begünstigt der Imperativ die Verschiebung von „bald" zu „sofort". Vgl. das heischende „Wird's bald?" Andererseits besteht eine mehr oder weniger betonte Opposition zwischen beiden Begriffen, da in der ungeduldigen Erwartung die Aussicht auf ein unbestimmtes „bald" enttäuscht. Wie die Bedeutung „sofort" auf verschiedenen Wegen aufkommen kann, zeigen auch die Schlußkapitel, welche diese Bedeutung entstanden zeigen aus „zuerst", „ganz", „warm". In einer abschließenden Betrachtung werden Ausdrücke genannt, die der Verfasser nicht unter seinen anderen Kapiteln unterbringen konnte. Man könnte sie aber z.T. eigenen Kategorien der Entstehung zuordnen, wie z.B. das zum Schluß genannte *brutalement*. Diese Kategorie müßte etwa heißen: „Psychologische Kennzeichnung wird zu temporaler Bestimmung". An anderer Stelle hat der Verfasser auf die Herkunft von afrz. *isnel* aus „behend, tapfer, lebhaft" (S. 80) und von dt. *bald* aus „kühn" usw. (S. 86 Anm. 1) hingewiesen. Aus der

[1] Anstatt *à bride battue* S. 74 muß es heißen *à bride abattue*.

Gesinnungsbezeichnung („unbekümmert, hemmungslos, frech, wacker, entschlossen, beherzt“ u.a.) ergibt sich leicht „unverzüglich“.

Blass beschließt sein Buch in ansprechend-origineller Beziehung auf sein Thema mit dem Wort „sofort“, dem er soviele interessante Seiten der Betrachtung abgewinnen konnte. Die über 400 behandelten Wendungen, die mittels eines alphabetischen Registers leicht aufzufinden sind, sind das Ergebnis einer zweckmäßigen Beschränkung des Stoffes. Das Wesentliche dürfte gesagt sein. Das Thema ist so beziehungsreich und die Bedeutung „sofort“ so offen, daß ein Wort mit dieser Bedeutung seinerseits wieder zum Ausgangspunkt einer anderen Bedeutung werden kann. Wir denken etwa an die Beziehung zwischen „gleich“ und „beinahe“, wo die minimale zeitliche und räumliche Distanz zwischen zwei Begebenheiten zur mangelnden Verwirklichung eines Geschehens wird: „Man wird *bald* verrückt bei dem Lärm.“

Bei der eingehenden Betrachtung der Ausdrücke, wie sie Blass vornimmt, wird deutlich, wie individuell die Wendungen trotz ihrer Zugehörigkeit zu größeren Gruppen sind. Jede von ihnen sitzt trotz ihrer allgemeinen Synonymität an einer anderen Stelle des sprachlichen Geflechtes und hat eine eigene Geschichte. Blass hat ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Augenmerk auf das Allgemeine und dem auf das Besondere hergestellt. Er darf mit der hier angewandten Methode auch bei den weiteren Studien, die er vorhat, ähnlich sichere Einsichten erwarten. Die sprachliche Darbietung ist durchweg flüssig und liest sich mit gleichbleibendem Interesse.

Neustadt/Weinstraße RICHARD GLASSER

Andreas Blinkenberg, *Le Problème de la Transitivité en français moderne,* Copenhague (Munksgaard), 1960, 366 p.

Il convient de féliciter l’auteur pour avoir entrepris l’étude d’un fait linguistique aussi complexe que celui de la transitivité, d’autant plus complexe qu’il relève de la philosophie du langage. Le sujet n’est pas neuf, sans doute, mais la notion et le champ même de la transitivité n’avaient jamais été précisés en dépit de certains travaux d’approche. Sans trop trahir la pensée de Blinkenberg, essayons de résumer les étapes de son étude méritoire et courageuse.

Une première partie est consacrée à la notion, à la genèse et aux critères de la transitivité. – Celle-ci résulte (chap. I) de l’incomplétude du contenu verbal. Elle comporte un double aspect: sémantique et syntaxique. Le complément d’objet est l’aboutissement de l’idée exprimée par le verbe; les deux sont entre eux «dans un rapport de direction, d’application, d’incidence, de résultat». Sémantiquement, l’interdétermination verbe-objet ne semble pas soulever de difficultés majeures, mais sur le plan syntaxique les obstacles surgissent: comment distinguer un complément indirect d’un complément circonstanciel? Selon l’auteur, un critère de discrimination peut être trouvé dans le degré

d'évanescence sémantique de la préposition: plus une préposition perd de son sémantisme, plus elle devient apte à jouer le rôle de morphème de la transitivité (p. 20–22).

Entre les intransitifs absolus *(dormir, exister)* et les transitifs absolus (*fabriquer, faciliter,* qui sont intrinsèquement incomplets) se situe la masse des «neutres» ou «transitifs bivalents» *(manger, boire, chanter),* dont la transitivité dépend, non du sens du verbe en lui-même, mais de la situation concrète et du degré de précision avec lequel l'attention se porte tantôt sur l'action elle-même, tantôt sur l'orientation de cette action vers l'extérieur.

Poursuivant l'étude de la transitivité directe et indirecte (chap. II), l'auteur rappelle le processus de désagrégation des désinences casuelles latines, de leur remplacement par les prépositions *à* et *de,* cette dernière surtout «dont la polysémie et la plurivalence ont joué un rôle primordial dans l'extension de la transitivité en français» (p. 30). Plus ces prépositions se vident de leur contenu originel, plus elles tendent à se transformer en morphèmes de la transitivité.

Après quelques pages (chap. III) consacrées aux rapports entre la transitivité et la diathèse, l'auteur aborde l'étude des variations synchroniques et diachroniques dans le fonctionnement de la transitivité (chap. IV). Il montre fort bien que celle-ci n'est pas une notion absolue, inhérente une fois pour toutes à tel ou tel verbe, mais que cette notion est liée, non seulement à l'évolution sémantique du verbe, mais aux emplois mêmes du verbe dans une situation déterminée. Beaucoup de verbes appellent, pour leur sens, un complément nécessaire, mais celui-ci peut ne pas être exprimé: «si le langage n'était pas foncièrement brachylogique, l'expression irait à l'infini» (p. 45). Dans des exemples comme *il regarde* et *on porte à domicile,* sans parler nécessairement d'emplois absolus, on peut avec Blinkenberg parler de «transitivité explicite», «le contenu des deux verbes cités indiquant une action extrovertie, de nature spécifiquement transitive, sans qu'on doive nécessairement expliciter l'objet sur lequel porte l'action» (p. 46).

C'est ce phénomène de transitivité implicite (où le verbe est fonctionnellement bivalent) qui permet d'expliquer le passage de la transitivité directe à la transitivité indirecte. Ce passage, selon l'auteur, s'effectue en trois étapes, l'étape intermédiaire étant celle de l'emploi absolu. Exemple: *discuter un problème* > *discuter* > *discuter d'un problème.* Le passage à la troisième étape (transitivité indirecte) s'interpète comme suit: le locuteur énonce le verbe, puis, se rendant compte que celui-ci requiert une détermination, il ajoute, après une légère pause, ce complément de détermination *(discuter... à propos de qch, de qn).* Puis le phénomène de coalescence agit, l'habitude se prend de dire indifféremment *discuter qch* ou *de qch.* Du point de vue syntaxique, la cohésion est établie au moment où la préposition a perdu de son sémantisme (en l'occurrence sa valeur «respective»: *de, au sujet de*).

La transitivité peut également porter simultanément sur deux objets différents (chap. V); c'est le cas lorsque, à côté d'un objet direct, se

présente un objet: d'intérêt. Ce dernier, note l'auteur, est un réel complément d'objet: «fonction nettement caractérisée dans le membre de phrase introduit par la préposition, puisque le contenu de cette dernière est réduit pratiquement à zéro». Cette question de l'objet «d'intérêt» est reprise et systématiquement traitée au chapitre IX qui lui est entièrement consacré.

Quel est maintenant le critère de la transitivité (chap. VI)? L'auteur élimine le critère de la transposition diathétique (A fait ceci / Ceci est fait par A), comme trop peu général: il ne s'applique pas à tous les objets directs, même avec la variante *emporter du vin / du vin à emporter;* quant aux objets indirects, ils ne s'accommodent pas de pareille transposition.

Blinkenberg adopte le critère de «la transposition thématique». Au préalable, il écarte deux cas de cohésion: la cohésion forte pour laquelle il n'y a pas de transitivité (les adverbes de degré et de manière, qui font corps avec le verbe), et la cohésion relâchée, celle des compléments circonstanciels (déterminant aussi bien la phrase entière que le verbe) qui sont d'une grande mobilité syntaxique. Il retient la «cohésion moyenne» qui affecte «les compléments dont l'interdépendance par rapport au verbe se révèle en même temps par une proximité de position et une autonomie relative» (p. 68).

Les véritables compléments d'objet doivent pouvoir subir l'épreuve de la transposition thématique, que nous pouvons ainsi résumer: si l'antéposition du complément se fait sans dislocation, nous avons affaire à un complément circonstanciel: *il a dormi toute sa vie / toute sa vie, il a dormi – il a sauté I m* 55 */ I m* 55 *il a sauté;* s'il y a dislocation, celle-ci entraîne une reprise du complément par un pronom, lequel s'avère nécessaire pour restituer la structure normale de la phrase: *toute sa vie, il l'a dormie – les I m* 55, *il les a sautés.* Mais avec les objets indirects, l'épreuve fournit des résultats indécis: *il donne tout à son petit frère / à son petit frère il donne tout / son petit frère, il lui donne tout* (phrase équivoque).

Cette première partie se termine par des considérations générales sur la théorie et la pratique en matière linguistique. Les théories structuralistes fournissent des propositions opérationnelles intéressantes, mais elles sont incapables de rendre compte, non seulement de tous les faits, mais même des tendances dynamiques de la langue.

La deuxième partie, la plus documentée, étudie minutieusement le fonctionnement de la transitivité. Il ne nous est matériellement pas possible de résumer le riche contenu de cette partie, où l'auteur, avec bon sens et précision, analyse ce qu'il appelle «le spectre fonctionnel» et «le spectre sémantique» des groupes transitifs: il passe en revue les diverses espèces d'objets, directs et indirects, d'après le contenu sémantique des verbes.

La base de la transitivité (chap. VII) est un verbe simple *(fabriquer, voir, douter de, répugner à)* ou un groupe verbal figé (pronominal: *se passer de;* nominal: *avoir horreur de*). La transitivité est réalisée sous

deux formes: l'objet direct et (ou) l'objet indirect; dans ce dernier cas, l'objet est relié au verbe «au moyen d'une préposition très générale dont le sens propre peut se rapprocher de zéro». L'auteur tient judicieusement compte des raisons historiques qui interviennent dans le choix de l'objet, direct ou indirect *(approcher de qn / approcher qn)* et qui peuvent toujours agir en français moderne où les doubles constructions sont fréquentes *(conseiller qn / conseiller qch / conseiller qch à qn)*. Les prépositions *sur* et *pour* peuvent introduire des compléments d'objet: *prévaloir sur, répondre pour.*

Le chapitre consacré au «spectre fonctionnel» de la transitivité (chap. VIII) est du plus haut intérêt: il situe le fait de la transitivité sur le terrain fonctionnel, c'est-à-dire sur celui des valeurs. Un mot a un sens, il joue un rôle syntaxique par rapport aux autres mots de la phrase, mais sa signification vivante n'apparaît qu'au sein d'une chaîne phonique où tous les mots fonctionnent solidairement. La valence d'un verbe n'est pas donnée une fois pour toutes, mais elle apparaît dans une situation et dans un emploi déterminés.

Sont alors décrites toutes les possibilités fonctionnelles des verbes ou groupes verbaux: les monovalents à fonction intransitive ou transitive, puis les bivalents à dominance tantôt intransitive, tantôt transitive, enfin les bivalents qui sont à peu près en équilibre entre les deux fonctions. L'auteur ne perd jamais de vue la possibilité, pour tout verbe, d'avoir, dans une situation concrète, un emploi autre que celui qu'il a généralement (par brachylogie).

Le chapitre suivant est réservé au «spectre sémantique» des groupes transitifs. Un verbe, à la suite d'emplois fréquents avec telle ou telle série d'objets, en arrive à élargir son champ ou «spectre» sémantique. A la périphérie de ce champ, nous sommes en présence d'une bande d'incertitude inhérente à toute cohésion vivante: la limite très floue entre compléments indirects et compléments circonstanciels. Blinkenberg montre fort bien que le passage du sens propre au sens figuré libère en quelque sorte le verbe de son objet matériel, et le rend disponible pour toutes sortes d'emplois figurés et dérivés. Sa capacité transitive s'en trouve élargie, mais sa capacité sémantique s'appauvrit (ex: *faire, avoir*). Conséquences: incomplétude de plus en plus manifeste du verbe, nécessité plus impérieuse d'un objet, cohésion plus forte du groupe verbe-objet: «une foule d'emplois figurés qui consolident définitivement la fonction du groupe en excluant toute analyse séparée des valeurs sémantiques contenues dans le verbe et dans la préposition» (p. 142).

Un chapitre de synthèse donne un aperçu des différentes espèces de mots ou tournures qui peuvent remplir la fonction d'objet: noms et pronoms, infinitifs, nexus (objets à deux membres: *il l'a fait instituteur*), propositions.

Nous sommes heureux de constater que l'auteur a réservé une place légitime à la transitivité des substantifs et des adjectifs. Certains de ces mots admettent en effet une détermination nécessaire «exactement

parallèle à celle qui constitue l'objet direct ou indirect des verbes». Types: la traversée *de Paris,* oublieux *des dangers.* Comme il a procédé pour le verbe, Blinkenberg analyse tour à tour et clairement: la base et la forme des transitivités substantive et adjective, ainsi que la valeur attachée aux différents emplois transitifs de ces deux catégories grammaticales.

En conclusion: «La transitivité, en français moderne comme en d'autres langues, ne constitue pas un système clos; elle n'a pas de limites précises, elle n'est pas coulée dans une forme une, et les formes différentes dans lesquelles elle se manifeste servent toutes à d'autres fonctions aussi bien» (p. 308).

L'étude de Blinkenberg est remarquable par sa méthode inductive et fonctionnelle, par le sens aigu des nuances et l'objectivité qui s'imposent. Il sera sans doute aisé de critiquer un travail qui porte sur une notion courante, utilisée par tous les linguistes, mais qui restait jusqu'ici mal circonscrite. On peut avoir son opinion personnelle sur la transitivité, on ne pourra cependant pas dénier au savant danois le mérite de nous avoir fourni un ouvrage de base désormais indispensable à quiconque se penchera sur les problèmes posés par la structure du langage.

Les remarques qui suivent ne visent pas, on le pense bien, à minimiser la portée de ce travail vraiment fondamental; elles sont dictées par une longue réflexion sur la transitivité, matière qui relève, à notre avis, plus de la philosophie linguistique que de la syntaxe proprement dite.

S'appuyant sur le chapitre consacré par Bréal (Essai de Sémantique) à la «force transitive», Blinkenberg affirme: «historiquement c'est l'unité et la cohésion de la phrase qui établissent ce qu'on a pu appeler la force transitive, et non l'inverse» (p. 13). Est-il bien certain qu'une raison syntaxique soit à l'origine de la transitivité («cette cohésion et cette unité relèvent d'une longue habitude qui conditionne des rapports fixes entre les mots, devenus solidaires au point que l'un des termes appelle l'autre»)? N'est–ce pas prendre l'effet pour la cause? La cohésion et l'unité du groupe résulte davantage de la complémentarité sémantique verbe-objet; l'incomplétude du verbe, sur le plan de la pensée d'abord, sur le plan formel ensuite, est «résorbée» aussitôt que le locuteur a mentalement réalisé le point d'appui du verbe, l'objet, qui limite le champ d'application de sa transitivité. Sans pour autant prendre parti dans l'éternelle discussion de la primauté de la pensée sur la langue ou de la langue sur la pensée, il faut reconnaître que le phénomène de la transitivité est d'abord un phénomène mental, la prise de conscience d'une notion complexe: un verbe et un déterminant nécessaire qui, en le saturant, confère *à toute la phrase* sa plénitude de sens et de forme. La cohésion syntaxique est un corollaire de la cohésion logique. D'ailleurs, l'auteur n'affirme-t-il pas lui-même un peu plus loin: «La cohésion des groupes (...) en une structure syntaxique existe nécessairement avant de se laisser prouver par des critères formels, univoques» (p. 18)? Plus loin, cependant, Blinkenberg revient avec insistance (chap. II) sur la primauté déterminante du facteur syntaxique: c'est

la construction terme à terme et non la construction «avec le terme *et* le sens... qui établit la rection, expression formelle de la transitivité».

Notons un aspect de l'évolution sémantique souligné par Blinkenberg. Certains verbes évoluent de sens à la suite du passage: emploi transitif > emploi transitif implicite > emploi absolu *(l'armurier ajuste une arme > l'armurier ajuste (cette arme) > ajuster qn)*. Pour certains verbes, écrit B., «une telle extension du domaine de la transitivité ne peut avoir lieu sans un changement correspondant du spectre sémantique du verbe. Et ici nous pouvons constater que c'est souvent l'emploi absolu du verbe qui, en laissant l'objet dans le vague, permet une nouvelle orientation sémantique définitive du verbe par l'extension ou le rétrécissement du concept qu'il recouvre» (p. 51). Est-il nécessaire de postuler une étape intermédiaire, celle de l'emploi absolu, pour expliquer le glissement du sens propre au sens figuré? Une étude historique pourrait, dans une mesure certaine, confirmer cette hypothèse.

L'auteur a raison de considérer le complément d'intérêt comme un complément d'objet... non seulement, ainsi qu'il l'affirme, par suite d'un accroissement de la cohésion verbe-objet consécutif à une déperdition sémantique de la préposition, mais pour une raison autre que syntaxique. Pour nous, le sens, plein ou vide, de la préposition n'est nullement déterminant. La cohésion serait-elle moins forte si, au lieu de la préposition *de*, par exemple, on utilisait d'autres prépositions équivalentes (et sémantiquement plus cohésives!): *avoir du respect pour (envers, à l'égard de)* nos parents?

La question de la transitivité, encore une fois, est d'ordre représentatif, avant d'être d'ordre syntaxique: il s'agit d'abord d'une incomplétude de sens qui utilise ou non une préposition – quelle qu'elle soit – pour amener *la pensée* à son terme. Ainsi, dans *le gamin a échangé des billes pour (contre)* de l'argent ou *Pierre transforme sa remise en garage*, les compléments introduits par *pour, contre, en*, sont des compléments d'objet. Ce qui confère la plénitude à la phrase, ce n'est pas le degré zéro de la préposition, c'est la présence nécessaire du complément d'objet. En d'autres termes, ce n'est pas la cohésion verbe-objet qu'il faut prendre en considération, mais bien la cohésion de *toute* la phrase, cette cohésion ne pouvant être réalisée en l'occurrence – c-à-d. avec tel verbe incomplet – qu'à la condition de revêtir la forme solidaire Sujet-Verbe-Objet. Le choix de la préposition est déterminé par le sens du verbe: *lutter contre, s'accommoder de, aller à, revenir de, se dissoudre en*.

Quant au critère de la transposition thématique, il me paraît ingénieux. La cohésion «moyenne» invoquée par l'auteur comme marque propre de la transitivité est insuffisante. Des compléments de toute nature, mais de peu de volume (adverbes d'intensité, certains adverbes de temps ou de lieu) sont à ce point de vue plus «inhérents» au verbe que certains compléments d'objet. Ce critère joue d'ailleurs aussi bien pour toutes sortes de compléments que l'on veut antéposer (soit ponr les mettre en relief, soit par besoin logique de coordonner, en les mettaut

en tête, avec le contexte précédent): *il est passé par ici / par ici il est passé / c'est par ici qu'il est passé /* (forme populaire) *par ici qu'il est passé*... où le gallicisme et la cheville *que* jouent le même rôle syntaxique que le pronom de rappel dans: *cet homme, je le reconnais.*

La question n'est pas tranchée pour les verbes de mouvement et de mesure: sont-ils des compléments d'objet? Nous nous étonnons de voir l'auteur esquiver la transitivité réelle du type *aller à Paris.* D'une part, il reconnaît l'existence de verbes sémantiquement incomplets, «ou une complémentation nécessaire doit indiquer le lieu auquel se rapporte l'action du verbe, qui en lui-même indique approche, séjour où éloignement» (p. 196); d'autre part, sous prétexte que la question posée après le verbe est «où?» et non «à quoi?», il déduit: «ce n'est qu'au moment où la préposition commence à s'alléger de son contenu concret que la notion d'objet se précise» (p. 198). Il y a contradiction. Encore une fois, le choix de la préposition est dicté par le sens du verbe; quelle que soit cette préposition, pleine ou vidée, la transitivité n'en existera pas moins entre tel verbe et tel objet qu'il appelle nécessairement.

«Les compléments de mesure, écrit l'auteur, restent normalement en dehors de la transitivité, qu'ils soient introduits ou non par une préposition» (p. 209). Pour les mêmes raisons que précédemment, nous ne pouvons admettre cette affirmation qui lie la notion de transitivité au degré d'évanescence d'un morphème subordinatif, alors que cette notion est d'ordre représentatif avant tout. La présence d'un complément d'objet auprès de verbes tels que *coûter, mesurer, peser, parcourir* (dans les emplois de: *ce livre coûte cent francs, la tour mesure deux cents mètres, nous avons parcouru dix kilomètres, ce porc pèse cent trente kilos*) est à ce point indispensable que, sans eux, les phrases précédentes ne sont pas constituées (ce qui n'est pas le cas d'un complément circonstanciel, que l'on peut ôter sans nuire à la plénitude et de sens et de forme de la phrase).

Sur un autre point, nous serons plus explicite que Blinkenberg. Sans doute a-t-il raison d'exclure du champ de la transitivité les compléments de modalité (lisez: de manière). Leur présence ou leur absence n'affecte en rien la structure de la phrase; ce sont des caractérisants, non des déterminants. Mais nous restons aussi en dehors de ce champ avec les types: *faire mieux, acheter français, voter utile.* Peut-être pourrait-on invoquer ici la transitivité «implicite», mais cela n'est pas requis: *faire mieux* forme locution verbale (*mieux* est intensif à valeur prédicative); *français* et *utile* sont des équivalents stylistiques d'adverbes de manière.

L'interprétation des infinitifs compléments d'objet ne me paraît pas satisfaisante. Il y aurait lieu de distinguer deux cas nettement tranchés: l'infinitif est réellement complément d'objet quand nous avons affaire à deux notions distinctes, verbe et objet (oublier de *partir,* avouer *avoir tort*); l'infinitif est un auxiliaire, temporel, aspectuel ou modal, et dans ce cas, on ne peut parler de deux notions.

Il y a transitivité lorsque les deux notions conservent leur sémantis-

me propre, complémentaire, sans doute, mais distinct. Dans les exemples suivants: le roman vient de *paraître,* je vais *partir,* les enfants continuent de *chanter* ou commencent à *chanter,* il pourrait ou il devrait *pleuvoir,* – c'est l'infinitif qui, du point de vue représentatif, véhicule la notion à exprimer. Les verbes conjugués qui les introduisent ne sont qu'*un déploiement explicite des modalités inhérentes à tout procès;* mode: possibilité, nécessité, par ex., aspect (y compris l'aspect intensif comme dans «*éclater* de rire», ou factitif dans «*faire* ou *laisser* jouer les enfants») et temps *(venir de, aller, être sur le point de).* Le français ne dispose pas, sauf pour quelques aspects du passé, de systèmes morphologiques propres; il recourt à des conjugaisons analytiques où l'auxiliaire cumule l'expression de toutes les catégories verbales, laissant à la forme infinitive le soin d'exprimer la notion pure dans toute sa nudité.

Un dernier mot à propos de la transitivité des substantifs et des adjectifs. Si, logiquement, il y a parallélisme entre celle-ci et la transitivité verbale, structurellement il n'en est pas ainsi. On ne peut, au risque de détruire le sens et la structure de la phrase, en ôter le complément d'objet; mais on peut (par brachylogie, ou transitivité implicite) supprimer l'objet d'un substantif ou d'un adjectif: la phrase aura un sens, et restera syntaxiquement satisfaisante: *le départ* (de la course) *aura lieu à 15 heures précises, fatigués* (de leur voyage), *les visiteurs ne repartirent que le lendemain.*

Un petit détail bibliographique: l'auteur a sans doute oublié de mentionner un ouvrage intéressant directement son sujet: Adolphe Jaeggi, Le rôle de la préposition et de la locution prépositive dans les rapports abstraits en français moderne (Berne, Imprim. Winterthur, 1955).

Encore une fois, ces quelques critiques n'enlèvent absolument rien au travail remarquable de Blinkenberg. C'est la richesse même du sujet qui les a suscitées. On ne prête qu'aux riches...!

Malonne (Belgique) MAURICE DESSAINTES

Domingo Ricart, *Juan de Valdés y el pensamiento religioso europeo en los siglos XVI y XVII,* The university of Kansas, 1958, 141 págs.

En la «Historia de los heterodoxos españoles» dedica Menéndez Pelayo un largo capítulo al «protestante Juan de Valdés». Estas páginas han sido en España, junto con las de Fermín Caballero en el tomo cuarto de sus «Conquenses ilustres», y las valiosas ediciones de Usoz, las únicas que, con información abundante, pretendían dar una imagen precisa de la rica personalidad del autor del «Diálogo de la lengua». Claro que la objetividad de algunas de estas interpretaciones estaba condicionada a la ideología religiosa de sus autores, y la imágen exacta de Valdés quedaba diluida en apreciaciones arbitrarias y, desde luego, nada científicas. Ya en nuestro siglo han aparecido una serie de trabajos y ediciones, entre las que destacan las de Bataillon, Montesinos y Cione,

que han comenzado a disipar la niebla que ocultaba, en algunos aspectos, la figura de Valdés y a ofrecernos un material suficientemente depurado para emprender la tarea de su interpretación.

Un intento en este camino es el libro de Ricart, si bien el autor centra su interés casi exclusivamente en la historia de la influencia de Valdés en Europa y, más exactamente, en la difusión de «Las ciento y diez consideraciones divinas». Sin embargo, Ricart, en los dos primeros capítulos de su estudio, traza brevemente una semblanza espiritual de Valdés y resume la esencia y el significado del pensamiento valdesiano. En estas páginas el autor, sin polemizar con la teoría del «protestante Juan de Valdés» afina el sentido de este término. Efectivamente Valdés no fué un protestante en el sentido auténtico de la palabra, un reformador detrás del que alentase un coherente movimiento popular. Perteneció más bien a aquellos intelectuales individualistas y aristócratas, antes místicos que políticos, y que precisamente por pertenecer a una tercera fuerza, fueron indirectamente eliminados por el poderoso y concreto empuje de la Reforma y la no menor energía contrarreformista.

Este relativo desarraigo no privó a Valdés de ser un escritor en el que se descubren fácilmente sus características hispanas. Con «Miguel de Servet e Ignacio de Loyola, representa la contribución más original y fecunda del pensamiento hispano a la vida religiosa europea de su tiempo... Es absurdo negar el españolismo de su autor – como tiende a hacer Menéndez Pelayo – porque sus ideas se apartan de una ortodoxia que él arbitrariamente identifica con el pensamiento nacional. España ha sido tradicionalmente patria de rebeldes» (pág. 14).

Con gran riqueza de material describe el autor la resonancia de las ideas valdesianas, especialmente en Inglaterra, donde, sin sostenerlo categóricamente, apunta al hecho curioso de que fué en la crisis de la teocracia presbiteriana, cuando las ideas de Valdés pudieron discutirse libremente. En 1660 la tolerancia era ya algo natural entre los laicos. Es muy posible que el gran conquense esté en el centro de este movimiento que, incorporado despues a la democracia moderna, procura tender a un respeto máximo de las ideas y creencias ajenas.

Es lástima que Ricart no haya podido alcanzar, aunque publicado ya en 1957, el amplio estudio de Fr. Domingo de Santa Teresa O.C.D., Juan de Valdés 1498 (?)–1541, su pensamiento religioso y las corrientes espirituales de su tiempo (Roma, Universidad Gregoriana, 1957, XLVIII, 423 págs).

Heidelberg — Emilio Lledó

Karl-Ludwig Selig, *The Library of Vincencio Juan de Lastanosa, Patron of Gracián* (Travaux d'Humanisme et Renaissance XLIII), Genève (Droz) 1960, 88 S.

Mit der vorliegenden Arbeit erfüllt Karl-Ludwig Selig einen Wunsch, den Ludwig Pfandl schon vor fast vierzig Jahren „auf das dringendste“

angemeldet hatte und der seitdem kaum seine Dringlichkeit verloren hat. Den vielfältigen Wert, den das nunmehr allgemein zugängliche Sparvenfeldt-Manuskript des Inventarverzeichnisses der Büchersammlung Vincencio Juan de Lastanosas – das *museo del discreto* – für die Forschung besitzt, hat Pfandl deutlich herausgestellt: „Dreifach ist die literarhistorische Bedeutung des Stockholmer Sparwenfeldt-Kodex. Einmal ist es von großem Wert, den Bestand einer Büchersammlung kennen zu lernen, die einem Manne wie Baltasar Gracián und einem ausgewählten Kreise von Gelehrten und Schöngeistern wie Ximénez de Urrea, Manuel de Salinas, Andrés de Uztarroz und ihren Freunden und Korrespondenten als gern benutzte Arbeitsstätte gedient hat. Dann aber besitzt dieser Lastanosa-Katalog noch ein besonderes Gewicht für die spanische Bibliotheksgeschichte überhaupt... Zum dritten gewinnt der Lastanosa-Katalog noch einen unschätzbaren praktischen Wert als bibliographisches Sammelwerk...“ [1].

In seiner kurzen Einleitung geht S. zunächst auf die Bedeutung der Freundschaft Graciáns mit Lastanosa ein und gibt einen Überblick über die bisherigen Arbeiten – vor allem diejenigen von Ricardo del Arco y Garay – über die verschiedenen Sammlungen Lastanosas und dessen bis über die Grenzen Spaniens ausstrahlende Mäzenatentätigkeit [2]. Es folgt eine Orientierung über das in seinen wesentlichen Teilen von S. edierte Manuskript, das der schwedische Gelehrte Johann Gabriel Sparvenfeldt (1655–1727) in Spanien erworben hatte und das aus seinem Besitz in den der Königlichen Bibliothek zu Stockholm übergegangen ist. Es umfaßt 118 beiderseitig beschriebene Seiten und stellt das umfangreichste bekannte Inventarverzeichnis der Lastanosa-Bibliothek dar, die nach der Beschreibung «La casa de Lastanosa en 1639» aus 6698 Bänden (ohne die Manuskripte) bestand [3]. Gegenüber den Angaben der von R. del Arco y Garay publizierten Beschreibungen, die sich teilweise in denen des Sparvenfeldt-Manuskripts wiederfinden, zeichnet sich dieses jedoch nicht nur durch den größeren Umfang, sondern auch durch einen höheren Grad an bibliographischer Genauigkeit aus. Die Edition Seligs enthält neben dem Hauptteil «Catalogo de los libros. D. Vincencio Ioan Lastanosa. Por orden de alfabeto» (f. 1–87) den Abschnitt «Manuscritos y otros papeles curiosos» (f. 105–106) und die Anhänge (f. 108–118), die «consist of a list of French books, perhaps acquired from the French savant and correspondent of Lastanosa, F. Filhol, a splendid list of Elzevier geographies, perhaps one of the finest collections of Elzeviers in Spain for his day, a section on Latin classics, and some other addenda of interest, e.g.

[1] Ludwig Pfandl, Der Lastanosa-Katalog, in Zentralblatt für Bibliothekswesen 37, 1920, p. 272.

[2] Zu beiden Themen vgl. neuerdings auch E. Correa Calderón, Lastanosa y Gracián, in Homenaje a Gracián, Institución Fernando el Católico, Zaragoza 1958, pp. 65–76.

[3] Vgl. Ricardo del Arco y Garay, La erudición aragonesa en el siglo XVII en torno a Lastanosa, Madrid 1934, p. 216.

books sent by Juan de Garriz» (pp. 9–10). Der nicht publizierte Teil des Manuskripts enthält nach der von Paul Högberg gegebenen Beschreibung[1]: f. 96–99: Memorias de las cartas geographicas que tiene en su poder Vincencio Joan de Lastanosa etc. f. 100: Instrumentos mathematicos. f. 101–104: Medallas y Monedas y otras antiguedades que tiene etc.

Die von S. vorgelegte Publikation besteht jedoch nicht nur aus der Edition der genannten Teile des Manuskripts. Darüber hinaus finden sich zu der überwiegenden Mehrzahl – rund 90% – der aufgeführten Titel ergänzende bibliographische Angaben zum Zweck der Identifizierung des jeweiligen Werkes und seiner Ausgabe, für die jeder Benutzer der Edition dankbar sein wird. Nicht minder dankbar begrüßt man die beiden dem Catalogo beigegebenen Indices: ein Register der Erscheinungsorte, dessen buch- und verlagsgeschichtliches Interesse keiner besonderen Betonung bedarf; und ein alphabetisches Autorenverzeichnis, das angesichts der meist nach Vornamen des Autors oder erstem Wort des Titels erfolgten alphabetischen Einordnung Lastanosas für den modernen Leser unentbehrlich ist. Ob eine Einbeziehung der in den Anhängen enthaltenen Titel in diese Indices nicht doch von Vorteil gewesen wäre, bleibe dahingestellt.

Heidelberg KLAUS HEGER

Werner Brüggemann, *Cervantes und die Figur des Don Quijote in Kunstanschauung und Dichtung der deutschen Romantik*, Aschendorff, Münster (Westfalen) 1958, 380 p.

Im Unglücksjahr 1914 ist im Verlag F. Alcan in Paris ein mehr als 635 Seiten umfassendes Werk von J.-J. A. Bertrand «Cervantes et le romantisme allemand» erschienen. W. Brüggemanns Buch behandelt das gleiche Thema, und der Rezensent kann nicht umhin, die beiden Arbeiten zu vergleichen. Eine zweite Behandlung desselben Themas rechtfertigte sich nur, wenn sie grundsätzlich Neues und Besseres zutage förderte. Das läßt sich von Brüggemanns Werk nur in beschränktem Sinn sagen. Es handelt sich weniger um eine wissenschaftlich fertige, kritische Untersuchung als um eine Sammlung von literarischem Material zur Illustration des Einflusses, den das Cervantische Oeuvre auf die deutschen Schriftsteller der Romantik ausübte. B. hat, das sei zugegeben, mehr Material zusammengetragen als Bertrand. Bertrand verzichtet auf Vollständigkeit, hält sich an die repräsentativen hervorragendsten Persönlichkeiten: F. und G. Schlegel, Tieck und Schelling und stellt ihr Verhältnis zu Cervantes in scharf profilierten Umrissen dar. Brüggemann bietet seinen Stoff in der Form einzelner Essaygruppen, deren Titel („Die Urbildlichkeit der Dichtung des Cervantes",

---

[1] Paul Högberg, Manuscrits espagnols dans les bibliothèques suédoises, in Revue Hispanique 36, 1916, pp. 420–421; vgl. auch L. Pfandl, op. cit. p. 269 Anm. 2.

„Die Kunstdichtung des Cervantes in ihrem Verhältnis zur romantischen Dichtung", „Cervantes als Volks- und Menschheitsdichter") sehr problematisch sind, weil sie den Gehalt ihrer Kapitel nicht zutreffend bezeichnen. Außerdem ist nicht einzusehen, weshalb der Abschnitt „Das abendländische Gestaltengeviert" (gemeint sind die Figuren des Hamlet, des Don Juan, des Faust und des Don Quijote, die, wie der Dantesche Ulisse entweder Renaissance- oder Barockprägung haben) im Rahmen einer der Romantik und ihrem Verhältnis zu Cervantes gewidmeten Untersuchung dargeboten wird. Auch der Titel „Nähe und Ferne der Romantik zu Cervantes" ist anfechtbar. In Bertrands Buch wirkt sich die Tatsache, daß der Verfasser eine ganz bestimmte Auffassung vom Don Quijoteroman hat, gut aus. Er sagt, S. 633: „Il me semble évident, que Cervantes a déposé dans son Don Quichotte sa grande confession de poète et d'homme". Er sieht in ihm das von Humor verklärte Spiegelbild des von hohem Wollen inspirierten und von der Ungunst des Schicksals grotesk deformierten Lebens des Soldaten-Poeten, das zugleich die Tragik seiner Nation und die Tragikomödie jedes einzelnen phantasiestarken Menschen reflektiert. Aufgrund dieser (ohne Zweifel richtigen) Auffassung gewinnt er gegenüber den Vertretern der deutschen Romantik eine objektive kritische Haltung. Bei Brüggemann laufen Zitate von Schelling und Schlegel nebeneinander her, wechseln mit Exzerpten romantischen Allgemeingutes, ohne daß er je seine eigene Auffassung klar formuliert. Er katalogisiert bloß, urteilt aber nie. Daß er bei der Besprechung der Romantiker gelegentlich auf Hegel, Kierkegaard, Turgenjew und Dostojewsky hinüber springt, wirkt auch verwirrend. Das Kapitel, das die Entwicklung der Don Quijote-Interpretation behandelt, und über Benjumea, Turgenjew, Dostojewsky, Unamuno, Ganivet Azorín, Ortega und Ramiro de Maeztú referiert, hat natürlich mit der deutschen Romantik auch nichts zu tun, und sprengt ebenfalls den Rahmen des Buches, bezeugt aber wie der Anhang, der einen Aufsatz über die „Celestina" und einen über die Aufnahme des spanischen Schrifttums im Barock bringt, das lebhafte Interesse des Autors für die spanische Literatur.

Nun zum Positiven.

Aus dem Material, das uns früher Bertrand und jetzt in größerem Ausmaß Brüggemann vorlegt, ersehen wir, daß die Spanier ursprünglich am „Don Quijote" wie am gleichzeitig aufkommenden Schelmenroman die „andere Seite", das Unkonventionell-Unhöfische, das Realistisch-Groteske, das aller modischen Glätte widerstrebende Komische, die Parodie und Satire schätzten.

Die Engländer von Fielding bis Dickens fanden am meisten Gefallen am Thema der abenteuerlichen Wanderung von Herrn und Diener, den realistisch erzählten, das spanische Leben in seiner Buntheit schildernden Begegnungen auf Landstraßen und in Wirtshäusern mit Menschen und Dingen und die sich darüber entspinnenden Zwiegespräche. Byron insbesondere, obwohl ein Romantiker, sah im Don Quijote nichts Romantisches. Ihm fiel vor allem die Parodie, die Satire, d.h. das Negativ-

Kritische, das dem Rittertum, wie es literarisch im spanischen Ritterroman Ausdruck fand, Abträgliche auf. Er scheint nicht gemerkt zu haben, daß hinter dieser Kritik etwas Positives, eine Ritterlichkeit malgré tout, eine nicht zu leugnende Treue zu jenen hohen idealen Werten sich verbarg, deren Entartung und Verzerrung Cervantes bekämpfte. Das große Verdienst der deutschen Romantiker besteht darin, daß sie spürten, hinter der Erzählung des äußern Geschehens und den Dialogen Don Quijotes und Sancho Pansas war noch etwas Tieferes, etwas Bedeutendes, das den geheimnisvollen Glanz eines unerkannten Schatzes ausstrahlte. Sie suchten es aber seltsamerweise zuerst nicht aus den Lebensschicksalen des Cervantes zu ergründen und zu begreifen und noch weniger aus der Tragik der Zeitgeschichte seiner Nation, sondern hielten sich an technische Äußerlichkeiten des Romans, theoretisierten mit den Methoden abstrakter Ästhetik und stellten Betrachtungen an über Eindrücke und Effekte gewisser Kunstformen, über die nonchalante Freiheit, die sich der Autor gegenüber seinem Stoff herausgenommen, über die Mischung von Tragischem und Komischem, wie wenn es sich dabei um pharmazeutische Kniffe und Tricks handelte, um ein gesuchtes und bewußtes Raffinement der Verflechtung von Realismus und Idealismus, von Ironie und Ernst, Poesie und Prosa, Enthusiasmus und Witz, um ein Versteckensspiel mit Allusionen, Symbolismen und Allegorien. Man meinte im ersten Teil des „Don Quijote" eine „Ilias", im zweiten Teil eine „Odyssee" erkennen zu müssen und verglich die Herzogin, die dem Ritter Gastfreundschaft gewährte, mit der homerischen Circe. Heute lächeln wir über diese den Kern der Sache nicht treffenden Betrachtungen. Plausibler ist die Würdigung der Mischung von Musikalischem und Malerischem, des Spieles mit perspektivischen Wirkungen, der kontrastischen Abhebung des vordergründigen Geschehens durch den Blick in hintergründige Tiefen.

Goethe hat dem Roman vom Don Quijote die Anregung zu seinem Erziehungs- und Bildungsroman von Wilhelm Meister abgewonnen. Was Goethe bewußt und planvoll erstrebte, lag natürlich nicht im Konzept des Cervantes. Sein Don Quijote ist kein Programm, nicht die Darstellung einer in Etappen sich abstufenden Entwicklung oder Entfaltung eines Helden, sondern bloß die Schilderung eines in lose aneinander gereihten Wanderabenteuern sich auslebenden ritterlichen Tatendrangs, der gewiß da und dort Modifikationen, d.h. Symptome kleiner Abschwächungen zeigt, aber erst am Schluß jäh abbrechend zum Erwachen in Nüchternheit führt. Die einzelnen Abenteuer des „Don Quijote" bilden keinerlei geschlossene psychologische Kurve und führen nicht auf ein markiertes Ziel zu. Die meisten von ihnen sind auswechselbar. Sie könnten ganz wohl an einer andern Stelle des Romans stehen. Der Roman Goethes beschränkt sich auf die Schilderung des Konfliktes zwischen Theaterenthusiasmus und Schauspielerwirklichkeit. Es fehlt ihm sowohl die Tragik als auch der Humor des Spaniers.

Auch Kierkegaard, Turgenjew und Dostojewsky fühlten sich durch den Don Quijote angesprochen und ließen sich durch ihn zu interessan-

ten Beobachtungen und Gedanken anregen. Aber für das eigentliche Anliegen, den Ursprung und den seelischen Kern des „Don Quijote" hatten sie kein Verständnis.

Amüsant ist auch die Beobachtung, daß nicht erst Unamuno, sondern schon Voltaire im Don Quijote einen Loyola erkannt hat. Der letztere sah freilich in jedem von beiden einen Narren, Unamuno dagegen in beiden Heilige, das heißt auf die Eroberung von Seelen und die Verwirklichung eines geistigen Ideals eingestellte Ritter.

Was B. über Herders Cidromanzen, über Tiecks William Lovell, und Sternbalds Wanderungen, auch über F. Schlegels Lucinda und des Novalis Heinrich von Ofterdingen, über Fouqué, die Brentano, Humboldt, Kleist, Wetzel, E.T.A. Hoffmann (der am Phantastisch-Grotesken des Spaniers Gefallen fand), schließlich über Eichendorff (Ahnung und Gegenwart), Jean Paul und über Grillparzers kritische Einstellung sagt, ist alles sehr wertvoll.

Zu den Capricen der Literaturgeschichte gehört es, daß Wieland, ein Vertreter der Aufklärung, sich im Byronschen Sinn der Figur des Don Quijote bemächtigte und in seinem Don Sylvio de Rosalva einen verzogenen Schwärmer schilderte, der bar aller der edlen Qualitäten des Ritters von der Mancha, seiner Tragik, seiner Noblesse und seiner geläuterten Weisheit durch Enttäuschung allen falschen Firnis abstreift und zu nüchterner Vernünftigkeit bekehrt wird.

Eine ähnliche Laune des literarischen Lebens ist es, daß das romantisch-sentimentale Mignonmotiv, das Goethe konzipiert hat, und das sein Entstehen sicher der suggestiven Figur Preciosas verdankt, dem realistisch-picaresken Geist der „Gitanilla" des Cervantes durchaus fremd ist, und daß Heine, der trotz seiner Loreley nicht so recht in das Schulschema der deutschen Romantik hineinpassen will, dagegen der spanischen Romantik Becquérs und Esproncedas sehr nahe steht, dem Verständnis des „Don Quijote" am nächsten gekommen ist.

Basel AUGUST RÜEGG

Manuel Milá y Fontanals, *De la poesía heroico-popular castellana,* Edición preparada por Martín de Riquer y Joaquín Molas, Barcelona 1959, 624 S.

Mit diesem Band beginnt die Neuausgabe der Bücher und Artikel Manuel Milá y Fontanals (1818–1884), des Pioniers der Romanistik Spaniens, die ihren Wert als bahnbrechende Beiträge zur Lösung der ästhetisch-kritischen, historischen und literaturgeschichtlichen Probleme des spanischen Mittelalters behauptet haben. Die Neuausgabe dieses ersten, 1874 veröffentlichten Bandes rechtfertigt sich insbesondere aus zwei Gründen: 1. weil die erste und bisher einzige Ausgabe in unleserlichem, fehlerreichem Druck auf Grund einer nicht bereinigten, mit vielen unverständlichen Abkürzungen durchsetzten Textredaktion vorgenommen wurde, und 2. weil sie bald erschöpft, heute nur in wenigen

zugänglichen Bibliotheken zu finden ist. Die neue Ausgabe präsentiert sich recht gut. Sie ist frei von den frühern technischen Mängeln und berücksichtigt zusätzlich die späteren Korrekturen und Nachträge Milás.

Da das Werk, wie gesagt, vielen Romanisten bis jetzt kaum zugänglich war, ist es vielleicht am Platz, kurz über seinen Inhalt zu orientieren. Immerhin darf vorausgesetzt werden, daß die leitenden Ideen des Forschers bekannt sind. Milá y Fontanals darf den Anspruch erheben, als der erste jener Literarhistoriker und Linguisten zu gelten, die in den spanischen Romanzen Reste oder Fragmente der großen *cantares de gesta* erkennen zu dürfen glaubten. Menéndez y Pelayo und Menéndez Pidal folgten ihm. Nach ihrer Auffassung sind die cantares, vor allem das poema del Cid, geschrieben worden, um von juglares auf Adelsschlössern gesungen zu werden. Sie handelten stets von Kriegstaten und gingen früh verloren, kamen aus der Mode, wurden von den Leuten des *mester de cleresia* und von der höfischen Poesie der Troubadours verdrängt. Manche Stücke wurden von den Chronisten mehr oder weniger wortgetreu oft noch in Versform ihren Chroniken einverleibt. Später bemächtigte sich ihrer in zugleich gedächtnislockerer und gedächtniszäher Tradition das Volk. So entstanden die Romanzen. Zuerst, ist man geneigt anzunehmen, war ihre Zahl beschränkt. Im 14. und 15. Jahrhundert entstanden sehr viele. Die in engerem Sinn historischen Romanzen stammen von *cantares* ab, die spätern, die poetisch gepflegteren Charakter haben, sind das Werk von zum Teil bekannten Dichtern. Der französische Hispanist Foulché-Delbosc teilte diese Auffassung von der Entstehung der Romanzen nicht. Cejador (1929) sprach den Romanzen die zeitliche Priorität zu. Bruchstücke von ihnen erhielten sich in den Chroniken, und diese bildeten nach seiner Meinung die Unterlagen für die *Cantares*-Dichtungen. Auch Durán ist der gleichen Meinung. Pidal bekämpft sie seit 1921. Es steht mir nicht an, gegen diese kompetenten seit Jahrzehnten der Erforschung des Ursprungs der epischen Dichtung Spaniens obliegenden Kenner in die Schranken zu treten. Aber ich möchte doch in aller Bescheidenheit der Ansicht Ausdruck geben, daß im allgemeinen das Entstehen geistiger wie materieller Gebilde sich als ein Werden und Wachsen vom Kleinen zum Großen vollzieht. Der Streit, ob dem Ei oder der Henne die Priorität zukommt, ist freilich nicht zu entscheiden. Wäre es nicht ein Gebot des common sense anzunehmen, daß kleinere und größere, balladen- und epopöenartige Dichtungen je nach den Umständen nebeneinander entstanden wie in einem Wald die hohen Bäume neben dem Unterholz und dem Buschwerk, und daß bald die kleinen die großen, bald die großen die kleinen beeinflußten? Sicher ist, daß die erhaltenen kurzen angelsächsischen Schlachtlieder primitiveren Charakter haben als das Epos von Beowulf, und das altdeutsche Hildebrandslied als das Nibelungenlied. Aber ebenso sicher ist, daß das *poema del Cid* und das Rolandslied älter sind als die erhaltenen Romanzen vom Cid und vom karolingischen Zyklus.

Die erste Abhandlung M. y F.'s zitiert der Reihe nach mehr oder

weniger ausführlich die Ansichten und Urteile spanischer, französischer, deutscher und englischer Gelehrter und Literaten über das Alter, den Ursprung, den poetischen Wert und über die Versifikation der spanischen Epen (besonders des Cidepos) und der Romanzen. Darauf stellt sich M. y F. die folgenden Problemfragen: 1. Gab es in der castilianischen Poesie ein eigentliches Epos? 2. Sind die jetzt noch erhaltenen Romanzen Produkte einer ununterbrochenen, der Entstehung größerer Epen vorangehenden Tradition? 3. Hat man in den großen Epen von alten Romanzen abgeleitete Gebilde zu sehen? M. y F. läßt die Möglichkeit offen, daß die *cantares de gesta*, von denen die Chroniken sprechen, und die sie als Quellen benutzen oder kritisch ablehnen, identisch seien mit alten, romanzenartigen Gedichten, d.h. er macht keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Epen großen Stils und kleineren populären Balladen. In der Folge behandelt er nacheinander die epischen Themata von Rey Rodrigo, Bernardo del Carpio, Fernán González, von den *sucesores* de Fernán González, besonders ausführlich die Überlieferungen von den Infantes de Lara und vom Cid, darauf die *Romances historicos varios* und den *Ciclo carolingio*. Es folgen eine zusammenfassende Conclusión, ein Kapitel mit *Noticias de los cantares y romances*, ein anderes über die *Versificacion de los cantares y romances*, ein drittes über den *primitivo canto epico francés*, endlich ein *nuevo ensayo de clasificación de los romances* und ein Index. Die *Romances fronterizos o moriscos* finden wenig Beachtung. Es wird von ihnen bloß gesagt, die meisten, populärsten und besten seien gleichzeitig mit den Ereignissen, die sie schildern oder als ihr direkter Widerhall entstanden. Darum bezeichnet sie Pidal gern als *noticieros*. Sie taten damals den Dienst von sensationellen Zeitungsberichten oder von „Moritaten", wie man sie an Jahrmärkten vortrug und mit bildlichen Darstellungen anschaulich machte. Sie sind von den historischen Ereignissen nicht durch die Zone der *cantares* getrennt.

Die Arbeitsmethode M. y F.'s ist im allgemeinen die, daß er von einem historischen Bericht, meist der Cronica General ausgeht, knapp den Verlauf einer Aktion skizziert, auf die poetische Färbung aufmerksam macht, trochäische Rhythmen, Assonanzen und poetische Wendungen hervorhebt und die Historizität des Kerns des Berichtes feststellt. Dann erwähnt er die wichtigsten Romanzen, die einzelne Momente der Geschichte behandeln. Sie werden mit Beiziehung einzelner Textproben auf ihre Einheitlichkeit, oder Zusammengeflicktheit und auf ihren Stil – ob archaisch oder modern – untersucht. In vielen Fällen äußert M. y F. Vermutungen über das Verhältnis der einen zu den andern, ob sie voneinander abgeleitet, miteinander kombiniert, durch neue Erfindungen bereichert sind. Gelegentlich meint er Spuren der alten *cantares*, die über die Chroniken zurückführen, entdecken zu können. Am überzeugendsten ist der Nachweis, daß die Romanzen von älteren *cantares* oder Chroniken oder von einer allgemeinen poetischen Tradition abgeleitet sind im Fall der Cid-Romanzen in ihrem Verhältnis zu den erhaltenen Epen und Chronikberichten gelungen. Aber auch hier steht

nichts im Weg, daß wir annehmen, der Verfasser des Poema del Cid habe kürzere Lieder gekannt, die vor seiner Zeit, gleichzeitig mit dem Leben des Cid gedichtet wurden.

Der allgemeine Eindruck, den dieser erste Band der gelehrten Untersuchungen M. y F.'s beim Studium hinterläßt, ist der, daß seiner Pionierleistung als Vorarbeit für die Forschungen und Ergebnisse seiner großen Nachfolger Menéndez Pelayo und Menéndez Pidal die größte Bedeutung zukommt.

Basel AUGUST RÜEGG

Maria da Piedade Canaes e Mariz de Pádua, *A ordem das palavras no português arcaico. (Frases de verbo transitivo).* Publicações do Instituto de Estudos Românicos da Faculdade de Letras da Universidade de Coimbra. Suplemento I da „Revista Portuguesa de Filologia", Coimbra 1960, 211 S.

Mit dieser Arbeit, die aus dem Romanischen Seminar der Universität Coimbra hervorgegangen ist und 1955 der Philosophischen Fakultät als „dissertação em Filologia Românica" vorgelegt wurde, wird die Reihe der Ergänzungshefte zur RPF eröffnet. Die Verfasserin ist eine Schülerin von Manuel de Paiva Boléo, auf dessen Anregung und unter dessen Leitung die Studie entstand.

Die Wortfolge ist in einer Sprache, die wie das Portugiesische kein Flexionssystem besitzt, sowohl syntaktisch als auch stilistisch von grundlegender Bedeutung. Um so erstaunlicher muß es uns vorkommen, daß man sich bis heute kaum mit der Klärung der Wortstellungsprobleme im Portugiesischen befaßt hat. Zwar finden sich bei den Grammatikern die verschiedenartigsten, ja oft sich widersprechende Meinungen über diese Fragen, doch kann man sich auf Grund ihrer Äußerungen kein klares Bild von den tatsächlichen Verhältnissen machen. Ernsthafte Ansätze, die Probleme der Wortfolge einer überzeugenden Lösung entgegenzuführen, sind nur wenige gemacht worden[1]. Daher können wir den Entschluß der Verfasserin, sich dem Studium dieses Gebietes der Syntax zugewandt zu haben, nur begrüßen und hoffen, daß ihre Arbeit Ansporn sein möge für weitere Untersuchungen ähnlicher Art.

Sie hat sich in ihrer Studie bewußt auf die Untersuchung der möglichen Stellungen von Subjekt, Prädikat und Objekt in Sätzen mit transitivem Verbum beschränkt. Zeitlich begrenzt die Periode des Altportugiesischen den Bereich der Untersuchung, wobei die Verfasserin allerdings im Laufe der Darstellung stets die altportugiesischen Ver-

[1] Zuletzt die Bonner Dissertation von Dietrich Schellert, *Syntax und Stilistik der Subjektstellung im Portugiesischen,* 1958, die sich in der Problemstellung teilweise mit der vorliegenden Arbeit deckt. Hingewiesen sei an dieser Stelle auf eine bisher ungedruckte Lissaboner Arbeit von M. Isabel de Almeida e Cunha, *Contribuições para o estudo da ordem das palavras em português,* 1948, die offenbar der Aufmerksamkeit der Verfasserin entgangen ist.

hältnisse mit den neuportugiesischen vergleicht. Auch auf das Spanische und das Französische wird gelegentlich Bezug genommen. Die stoffliche und zeitliche Abgrenzung gestattet es ihr, innerhalb des gesteckten Rahmens die komplexen Verhältnisse der Wortfolge genauer zu untersuchen als das bei einer die gesamte portugiesische Sprachgeschichte umfassenden Betrachtung möglich gewesen wäre. Auf diese Weise ist es ihr gelungen, gestützt auf ein umfangreiches Beispielmaterial, zu gut fundierten Schlußfolgerungen zu kommen.

In der Einleitung befaßt sie sich zunächst mit Problemen allgemeinerer Art, die in engem Zusammenhang mit ihrem eigentlichen Thema stehen. So gibt sie eine knappe Darstellung der viel umstrittenen und viel erörterten Begriffsbestimmung des Satzes. Hier ist nicht der Ort, auf diese Diskussion, die ja zur Genüge bekannt ist, näher einzugehen. Hervorgehoben sei nur, daß die Verfasserin selbst die «estrutura da frase normal, vulgarmente usada na linguagem oral e na escrita» (S. 19) als Gegenstand ihrer Untersuchung ansieht. Selbstverständlich sind auch die verschiedenen Sprachebenen bei einer Betrachtung der Wortstellung zu berücksichtigen, aber da die Verfasserin es ausschließlich mit schriftsprachlichen Texten, zum Teil sogar mit Übersetzungen aus dem Lateinischen zu tun hat, lassen sich auch nur Schlüsse auf die schriftsprachlichen Verhältnisse ziehen. Die vorhandenen Texte können die alltägliche gesprochene Sprache nur sehr mangelhaft widerspiegeln. Im übrigen ist die Wortstellung durch so viele Faktoren bedingt, daß es im konkreten Einzelfalle oft schwierig wird, die dafür entscheidenden Gründe zu erkennen. Eine von der nüchternen Alltäglichkeit der geraden oder logischen Wortfolge abweichende Stellung kann rein grammatische oder formale Gründe haben, sie kann aber auch in rhythmischen Tendenzen, in stilistischen Effekten, in subjektiv psychologischen Faktoren ihre Erklärung finden, und selten ist ein Grund allein für diese oder jene Stellung bestimmend. Mit gutem Unterscheidungsvermögen hat die Verfasserin hier im allgemeinen richtig interpretiert, wenn sie auch meines Erachtens den psychologischen Faktoren allzu große Bedeutung beimißt. Rein theoretisch lassen sich bei der Betrachtung der Wortstellung von Subjekt, Prädikat und Objekt 6 Möglichkeiten unterscheiden: SPO–SOP; PSO–OSP; POS–OPS. Daraus ergibt sich für die Verfasserin die Gliederung ihrer Arbeit: *Sujeito no início da frase* (41–83), *Sujeito no interior da frase* (84–135) und *Sujeito no final da frase* (136–162), woran sie noch ein kurzes Kapitel über den eingeschobenen Satz anschließt (162–169). Aus dem umfangreichen Beispielmaterial, das sie gesammelt hat, hat sie, leider manchmal unter Verzicht auf den wichtigen Kontext, die charakteristischen Beispiele ausgewählt, und kommt im einzelnen zu folgenden Ergebnissen: Seit den ältesten Texten ist die gerade Wortfolge SPO in Haupt- und Nebensatz die häufigste. SOP ist im Hauptsatz seltener als im Nebensatz; in einigen Fällen erkennt man deutlich die Nachwirkung des lateinischen Originals. OSP kommt häufiger im Nebensatz vor; auch hier kommt im Hauptsatz der lateinische Einfluß durch. PSO ist im Altportugiesi-

schen ein sehr häufiger Konstruktionstyp. Die Behauptung jedoch „em português moderno se conservou no mesmo grau de frequência“ (S. 91) scheint mir sehr gewagt. In der Schriftsprache ist die sogenannte Inversion PS noch häufig, ob ebenso häufig wie im Altportugiesischen, müßte erst eine genauere Untersuchung nachweisen. Die Umgangssprache bietet wesentlich weniger Beispiele für diesen Stellungstyp, was mit der weitverbreiteten Abneigung gegen die Inversion zusammenhängt. Es kann auch wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die Inversion für den Fragesatz nicht unentbehrlich ist. Wesentlich ist hier der Frageton. Die Verfasserin scheint mir der Tatsache zu wenig Rechnung getragen zu haben, daß im Portugiesischen das Subjekt in sehr vielen Fällen nicht besonders zum Ausdruck gebracht wird. In Fragen vom Typ *vens? vamos?* usw. ist für den Charakter des Satzes allein der Frageton entscheidend. Wieso ein Satz ohne Inversion „pobre de conteúdo interrogativo e por isso obscura quanto a essa mesma qualidade“ (S. 101) sein soll, ist mir unverständlich. Schließlich ist in der Schrift das Fragezeichen dazu da, den Frageton zu kennzeichnen [1]. POS ist relativ selten im Altportugiesischen. Begreiflicherweise kommt sie in Relativsätzen überhaupt nicht vor. Dagegen ist der Stellungstyp OPS sowohl in Haupt- als auch in Nebensätzen wiederum sehr häufig. Hieran schließt nun die Verfasserin eine kurze Betrachtung über den in die Rede eingeschobenen Satz an, der aus einem Verb des Sagens und Subjekt besteht. Die Wortfolge des eingeschobenen Satzes ist abhängig von der Rede, in die er eingeschoben ist. Die Rede selbst stellt sozusagen sein Komplement dar. Daher die Wortfolge PS. Natürlich kann ein solcher Satz, der ein Verb des Sagens enthält, auch eine Rede einführen oder abschließen. Führt er sie ein, schwankt im Altportugiesischen die Stellung. Schließt er sie ab, so haben wir regelmäßig den Typ PS.

Abschließend sei gesagt, daß die vorliegende Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis der altportugiesischen Syntax darstellt. Die neue Publikationsreihe der RPF hat damit einen würdigen Auftakt gefunden.

Mainz HEINZ KRÖLL

Charles S. Singleton, *Dante Studies* 2, *Journey to Beatrice;* Harvard University Press, Cambridge 1958, 291 S.

Den gelehrten Amerikaner Ch. S. Singleton hat die Tatsache, daß unter dem Einfluß Benedetto Croces und seiner Schule infolge ihrer ästhetischen Befangenheit das allegorische Gepräge der Danteschen Jenseitsdichtung verächtlich als unpoetischer Kram oder «Allotria» diffamiert oder geradezu ignoriert wurde, dazu stimuliert, der hohen

[1] Zur Frage der Inversion sei hingewiesen auf die Studie von R. Le Bidois, *L'inversion du sujet dans la prose contemporaine* (1900–1950) *étudiée plus spécialement dans l'oeuvre de Marcel Proust,* Paris 1952.

Bedeutung und dem hohen zugleich architektonischen und seelischen Wert dieser Elemente Verständnis entgegen zu bringen und sie zu rechtfertigen. Er macht in seiner Vorrede einleitend darauf aufmerksam, daß das Interesse Dantes für das theologische Lehrgebäude nicht wie für die Intellektuellen unseres modernen Zeitalters matière morte, sondern etwas im höchsten Grade Vitales und in seiner Zeit hochgeschätztes Allgemeingut war. Dantes Begeisterung für diese diamantenen, sublimen Ideengebilde war nicht minder echt und begründet als die wissenschaftlich unterbaute Naturfreude eines modernen Menschen und äußert sich im selben berechtigten Bedürfnis der geistigen Exaltation poetischen Ausdruck zu geben wie die Naturseligkeit eines Shelley oder Whitman. Dank seiner gründlichen Belesenheit in der Bibel und in den Werken Platos, des Aristoteles und der christlichen Kirchenväter (namentlich Hieronymus, Ambrosius und Augustin), auch der Scholastiker (Petrus Lombardus, Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Richard von St. Victor) erkennt Singleton mühelos mit geübtem Aug und mit Entdeckerfreude in Dantes Divina Commedia die Grundzüge des aristotelisch-thomistischen Gedankengutes, d.h. das theologisch-poetische Gedankengerüst der Dichtung. Überzeugend betont er vor allem die dominierenden Tatsachen, daß die D.C. die Schilderung eines *itinerarium mentis* zu Gott ist und zugleich einer Bekehrung der Seele aus der Misère der Sünde zum Zustand der Gnade, und daß die Seele sich durch Erkenntnis und Liebe mit Gott vereinigt. Ebenso wichtig und richtig ist die Feststellung der dreifachen Analogie des Weges zu Christus:

1. das welthistorische Ereignis, daß Christus als Erlöser zur Welt kam im Zeitpunkt, wo die Römer der Welt Frieden, Einheit und Gerechtigkeit brachten (gemäß der Prophezeiung Virgils),

2. die allgemein menschliche Anagogik: daß jede Seele, die Gerechtigkeit, d.h. sittliche Haltung und Rechtfertigung erstrebt, Christus begegnet und seine heiligende Gnade gewinnt,

3. das biographische Faktum, daß im Jahre 1300 Virgil Dante zur Rechtfertigung führt und Dante der Beatrice begegnet.

Für diese Analogie verweist S. intelligent auf die Antwort, die Prudentius dem Symmachus gab.

Etwas breit geraten und vielleicht etwas forciert, d.h. *zu* einseitig ist die Darlegung, daß Beatrice die Rolle der Sapientia übernimmt (in Fortführung der Rolle der Philosophia des Boethius auf höherer Ebene). Auch die Feststellung der Dreiheit der Führung durch Virgil, Beatrice und Sankt Bernhard dünkt mich etwas forciert. Im Inferno und Purgatorio ist Virgil der Führer, im Paradiso Beatrice die Führerin. Sankt Bernhard tritt nur ganz zuletzt im Paradiso als Fürbitter bei der Gottesmutter Maria zur Ermöglichung der Gottesschau, d.h. der Vereinigung der Seele Dantes mit Gott auf.

Beatrice vereinigt den Aspekt der Contemplation und der Weisheit mit dem der Theologie und dem der Gnade, aber auch mit dem der direkten intuitiven Offenbarungsschau in mystischer Beseligung. Diese

letztere Facette behandelt S. etwas flüchtig. Man vermißt aber namentlich jeden Hinweis auf das platonische Element der Schönheit. Beatrice wird von Dante auch als Schönheit empfunden und als Personifikation reinster, vollkommenster Schönheit und demzufolge als die eigentliche Auslöserin des Prozesses des „trasumanar“ gepriesen.

Ihre Schönheit weckt in ihm erstlich die Liebe, das Verlangen nach Harmonie und Vollkommenheit. Das ästhetische Element darf beim Menschen und besonders bei Dichtern und Künstlern im allgemeinen als Impuls zur geistigen Veredlung nicht fehlen. S. ist durch das Studium der Thomistik offenbar etwas zu sehr vom spezifisch platonischen Gedankengut abgelenkt und für dessen Einfluß auf Dante unempfindlich gemacht worden. Die beiden Stellen der Confessiones Augustins, die Dante wohl kannte, wo der beredte Afrikaner in Anlehnung an die Diotima des platonischen Symposion den Prozeß der Vergeistigung des menschlichen Wesens und die Vereinigung der menschlichen Seele mit dem reinen göttlichen Sein, dem Inbegriff von Schönheit und Güte darstellt, scheinen S. entgangen zu sein. Gerade in diesem Punkt berühren sich die platonische Eros- und die aristotelische Entelechietheorie.

Im Kapitel „Goal at the Summit“ erklärt S., daß und wieso das kontemplative Leben, d.h. die geistige Tätigkeit identisch ist mit dem höchsten Glück der Seligkeit, erwähnt die Traumvision von Martha und Maria, von Lea und Rachel und beruft sich für diese Auffassung auf Aristoteles. Die oben erwähnte Stelle der Confessiones Augustins scheint mir auch hierfür der Danteschen Auffassung näher zu stehen als die aristotelische Theorie.

Ein weiteres wichtiges platonisches Element, das S. übersieht, ist die Entsprechung der drei Teile des Jenseits mit den drei Zonen der menschlichen Seele: das Inferno ist die Welt der Begierde und Leidenschaft, das Purgatorio die Welt des Strebens nach Ehrenhaftigkeit, d.h. nach sittlicher Stärkung, Geltung und Adel und das Paradiso die Welt des intelligenten Erkennens, der Weisheit. Dagegen ist die Auslegung, daß Dante auf der obersten Stufe des Purgatorio nach Virgils Reifezeugnis den Stand der Beherrschung der Leidenschaft und die untrügliche Richtigkeit und Sicherheit des Handelns erlangt, gut und damit, vermittelt durch die activitas animae ad contemplationem (= Beatrice), zugleich die Unschuld Adams wieder erreicht, die Schwelle der höchsten Glückseligkeit beschreibt. Hierfür zieht S. mit gutem Erfolg eine Stelle Richards von St. Victor (Benjamin minor de präparatione animae ad contemplationem, Gregor des Großen Moralia und Johannes VI) zum Beleg herbei.

Bei der Behandlung der Szene im irdischen Paradies legt S. den Adventcharakter des Vorgangs zu einseitig nach Stellen des hl. Bernhard aus. Der Einfluß Bernhards mag mitgewirkt haben, aber wichtiger ist hier sicher der Bezug auf das persönliche Erlebnis, das Bewußtsein des Dichters, ein Wiedersehen mit seiner edlen Jugendgeliebten, dem Inbegriff reiner Schönheit feiern zu können, und in der Vereinigung mit ihr auch vom Herrn der Liebe wieder in Gnaden aufgenommen zu

sein. Beatrice ist nicht Christus. Der *Greif* symbolisiert den Erlöser, und die Prozession des irdischen Paradieses, die an Dante vorüberzieht, ist eine recapitulatio des Prozesses der Heilsgeschichte, wie sie sich in der Literatur verfolgen läßt, der Offenbarungen der Propheten, Apostel und Evangelisten, aller der Verkünder Christi. Es handelt sich um eine Zusammenfassung und eindrucksvolle zeremonielle Akzentuierung des Sinnes des ganzen Rechtfertigungs-, Buß- und Ethisierungsprozesses beim Aufstieg zum Gipfel des Purgatorioberges. Eigentlich war schon die stufenweis erfolgte Auslöschung der P-Zeichen von der Stirne Dantes Symbol der Läuterung. Jetzt treten abschließend das Lethe-Bad und in historischer Ausweitung der Bedeutung der Erlösungstat auf die ganze Menschheit die anschauliche Darstellung der Faktoren der Heilsgeschichte dazu.

Sehr geist- und reizvoll ist die der Matelda gewidmete Studie, in der S. die Notiz von den vier Sternen (Astrae), den Hinweis auf den Psalm 91 (Vulgata) und auf die Mythen von Hero und Leander und von Venus und Cupido mit den „pastorelles" des Spätmittelalters und mit Stellen aus den Schriften Abälards und Augustins über das Glück der ersten Menschen im irdischen Paradies kombiniert. Wesen und Bedeutung der Frauengestalt erhalten dadurch Klarheit. Aber warum sie den Namen Matelda trägt, bleibt unaufgeklärt. Etwas gewagt ist wohl die Identifikation Mateldas mit der Virgo-Astraea und der Justitia.

Die „Lament for Eden" and „Rivers, Nymphs and Stars" betitelten Studien führen etwas von Dante weg in den Blumengarten der allegorischen Bibelauslegung bei Philo, Ambrosius, Augustinus und Gregor dem Großen. Hier tritt eine an sich nicht unsympathische Liebhaberei und eine gewisse an Thomas' Summa geschulte Neigung S.'s zu pedantischer Umständlichkeit zutage. Wenn wir hier und auch sonst gelegentlich den Eindruck erhalten, die Mühlen seines persönlichen Denkens und seiner scholastischen Methodik mahlten etwas langsam und klein, müssen wir doch zugeben, daß sie sehr fein malen.

Diesen kritischen Ausführungen, die das positive Verdienst der Leistung S.'s durchaus nicht beeinträchtigen wollen, möchten wir auf Grund eines wiederholten Eindrucks, den wir mit der Zeit aus ähnlichen Erklärungsversuchen gewonnen haben, die allgemeine Empfehlung beifügen, man sollte bei der Kommentierung der Divina Commedia primär nicht von der Theologie, d.h. von Thomas von Aquin ausgehen und von der aristotelischen Scholastik, sondern vom realen, natürlichen und transzendenten Erlebnis Dantes. Dieses Vorgehen empfiehlt sich schon deshalb, weil Dantes Dichtung autobiographisch sich, wie Augustins Confessiones, der Ich-Form bedient. Dieses Ich, das dem Charakter des Epos eigentlich gar nicht entspricht, bedeutet für die Zeit Dantes eine außerordentliche Kühnheit. Sie nötigt uns, auf ein dem objektiv-systematischen Denken der Scholastik völlig entgegengesetztes starkes Selbstbewußtsein des Dichters zu schließen und dem geistigen Erleben dieser starken Persönlichkeit unsere Beachtung und Achtung nicht zu versagen. Die Beatrice der Divina Commedia ist ge-

wiß eine Personifikation hoher geistiger Kräfte. Namentlich im Paradiso ist sie ein „seliger Engel". Aber die Szene des Wiedersehens Dantes und Beatricens im irdischen Paradies auf der Höhe des Purgatorioberges ist, wenn man sie mit der Conception der Vita Nuova konfrontiert, nicht die Lösung eines abstrakten Rechenexempels. Wer auch nur ein bescheidenes poetisches Sensorium hat, wird aus diesen Terzinen die Klänge einer glühenden Liebe, des Liebesleids und der Liebeslust eines Mannes heraus hören, der Sinnliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches, Menschliches und Göttliches mit gleicher Urgewalt empfand und dessen poetisches Schaffen dem Verlangen entsprang, nicht nur hohe objektive Wahrheiten, fundamentale philosophische und theologische Lehrsätze in feierliches Gewand zu kleiden, sondern den Mitmenschen diese Wahrheiten und Erkenntnisse in Verbindung mit den Aspirationen und Errungenschaften seines eigenen aus höllischen Tiefen zu paradiesischen Höhen empor führenden Lebensaufstiegs, seines eigenen „trasumanar" paradigmatisch und beglückend darzustellen.

Die Methode analytischer, wissenschaftlich-rationaler Untersuchung solcher im letzten Grund irrationaler künstlerischer Schöpfungen führt fast zwangsläufig zur einseitigen Erfassung nur der rational greifbaren Elemente derselben. Der Kritiker und Kommentator muß sich aber stets bewußt bleiben und es bei seinen Betrachtungen nicht unterlassen, zum Ausdruck zu bringen, daß das Leben des Dichters mit seinem dichterischen Schaffen eine Einheit bildet, und daß zum Verständnis eines starken poetischen Werkes in erster Linie das Leben des Dichters, nicht nur Techniken, Moden, Traditionen, Geschmacks- und Stilrichtungen, die sie mit ihren Vorläufern oder Zeitgenossen gemein haben, sondern Anregungen und Erfahrungen *ihrer* Existenz, ihre eigene Conception und Leistung herangezogen und geprüft werden müssen.

Basel AUGUST RÜEGG

B. Gamba, *Serie degli scritti impressi in dialetto veneziano,* 2a ed., con giunte e correzioni inedite, riveduta e annotata da Nereo Vianello. Istituto per la collaborazione culturale (Civiltà Veneziana, Saggi vol. 8), Venezia-Roma 1959, XLIII + 261 S.

Zwei Ziele sind mit der Neuausgabe dieser Bibliographie erreicht: Instandstellung eines bewährten Nachschlagewerkes zur venezianischen Dialektliteratur für die Ansprüche der modernen Forschung; Würdigung der Persönlichkeit von Bartolomeo Gamba (1766–1741).

Gamba, der seine Laufbahn als Ausläufer in der Druckerei Remondini in Bassano begann und sich in der Folge zum Buchhändler und gelehrten Bibliographen emporarbeitete, entfaltete, in seiner Art dem Mailänder Cherubini vergleichbar, insbesondere als Leiter der Tipografia d'Alvisopoli in Venedig eine einflußreiche, die kulturelle Aktivität in den austrovenetischen Provinzen wesentlich bestimmende Tätigkeit. Die hierbei in Erscheinung tretenden Eigenheiten der Mentalität

der Restaurationszeit, welche charakterisiert wird als *culturalmente attiva e sostanzialmente evasiva,* zeigt der Verfasser in einer brillanten Monographie (*Bartolomeo Gamba editore e bibliografo,* pp. XV–XXXV) im einzelnen auf.

Die Reihe von Gamba ist der erste und gleichzeitig bedeutendste Versuch einer Bibliographie des venezianischen Schrifttums aus der Zeit der Republik. Und eine Neuausgabe, die zu rechtfertigen der Herausgeber sich nicht bemüht, auch wenn die Frage nach einem bibliographischen Handbuch mit modernen Kriterien an sich nicht müßig wäre, erweist sich als äußerst wertvoll, sobald man die trefflichen Erörterungen Gambas in Betracht zieht und vor allem den Geschmack, den er am Außerordentlichen und Raren findet, wobei er jene *minutaglia di componimenti destinata ad avere brevissima vita* (p. 5) offenbar mit sicherer Hand ausscheidet. Auf diese Weise wird z. B. Goldoni nur mit der obligatorischen Reverenz bedacht, indes eine ganze Anzahl von umfangreichen, teils recht pikanten Textbeispielen die Eigenart der dialektalen Dichtung dartun[1]. Die Reihe von Gamba ist somit gleichzeitig eine Anthologie der mundartlichen Dichtung, vornehmlich für die Zeit vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, und vermittelt damit auch ein Bild des Venezianischen und umliegender Dialekte in ihrer jüngeren Form.

Hinsichtlich der Vollständigkeit ergab sich für die Neuausgabe eine willkommene Bereicherung der kritischen Arbeit des Herausgebers durch weitere Materialien Gambas, indem es ihm gelang, in der Marciana ein vom Verfasser weitgehend ergänztes, privates Exemplar der Originalausgabe von 1832 habhaft zu machen. Wenn also die vorerwähnten Teile des Werkes wiederum vollumfänglich gültig sind, so trifft dies nun allerdings nicht mehr zu für die in die Zeit vor dem 16. Jahrhundert zurückreichenden Angaben, die zwei Dutzend Titel knapp übersteigen und bezeichnenderweise vorwiegend nicht literarische Texte registrieren, so daß sich der Herausgeber zu einem zusätzlichen bibliographischen Hinweis (p. XLII) veranlaßt sieht. Ferner wird die älteste der zwölf angeführten Inschriften von Gamba noch mit Bezug auf die ferraresische von 1135 erwähnt[2].

Im ganzen gesehen verrät die dialektale Reihe Gambas einen eher heimeligen, ungezwungenen Ton, in dem sich Neigungen und Vorliebe im Rahmen der Mundartliteratur widerspiegeln[3]. Es gelingt daher,

---

[1] Man beachte auch den Hinweis auf eine *orazione in lingua zerga* (p. 117). Dazu jetzt N. Vianello, Un testo bilingue in italiano e in lingua zerga: Il «Canzonamento de Ghironda», Atti Ist. Ven. Sc. Lettere ed Arti, CXVIII, 1959–60.

[2] Vgl. den Nachweis der Fälschung aus dem 18. Jahrhundert von A. Monteverdi, Lingua italiana e iscrizione ferrarese, Atti dell' VIII Congresso di studi romanzi I, Florenz 1959, S. 299–310.

[3] Das Gegenstück dazu bildet die Serie dei testi di lingua usati a stampa nel Vocabolario della Crusca con aggiunte di altre edizioni da accreditati scrittori molto pregiate e di osservazioni critico-bibliografiche, Bassano 1805, die vier Auflagen erlebte. Vgl. den anastatischen Nachdruck von 1958.

nach der Meinung Vianellos, nicht, aus dem Werke Gambas eine zusammenfassende Schau der venezianischen Literatur abzuleiten. Auffällig ist vielmehr die Sorge um die Erhaltung des dialektalen Schrifttums, wie sich das auch in den vierzehn Bändchen der *Collezione delle migliori poesie scritte in dialetto veneziano* zeigt, die Gamba schon 1817 herausgab. Dazu gesellt sich ferner die Überzeugung, daß *il veneziano dialetto sta in cima ad ogni altro di Italia* (p. 219). Man beachte dabei die grundsätzliche Auffassung Gambas, die er im Vorwort an den Leser folgendermaßen umschreibt: *Ma fermo rimango nell' avviso, che se i filologi d'ogni italiana provincia si adoperassero a mettere in veduta i documenti dei dialetti loro, com'io farò di quelli del paese in cui vivo, la storia della origine e dei progressi della lingua italiana illustre risulterebbe più rischiarata, i nostri lessici riuscirebbero più utilmente arricchiti, e la patria letteratura s'avrebbe meglio dilucidata* (p. 4). In diesem Zusammenhang scheint uns bemerkenswert, daß Gamba auch ein Kapitel über Wörterbücher (pp. 223–24) in die Bibliographie aufnahm, in welchem das paduanische Wörterbuch von Gasparo Patriarchi (1775) und das umfangreichere venezianische von Giuseppe Boerio (1829) mit ausführlicherem Kommentar erscheinen. Und wenn er zu Patriarchi u.a. anmerkt, daß *soprattutto egli si merita fede quando contrassegna i significati toscani a spiegazione di quelli del nostro dialetto o del padovano,* so erfaßt er irgendwie das Wesentliche, indem Patriarchi als Purist vor allem die Propagierung der toskanischen Ausdrucksweise anstrebte; die an Boerio vergebene Gunst andrerseits dürfte darauf hinweisen, daß er diesem auch im Hinblick auf die Ideen Cesarottis verbunden war.

Die sehr sorgfältige Ausgabe, in der auch die angeführten Dialekttexte genau überprüft und in editorisch einheitliche Form gebracht sind, erhält durch die gediegene typographische Aufmachung und die zehn eingelegten Fototafeln eine vornehme Note. In der Arbeit des Herausgebers erscheinen wissenschaftliche Akribie und ausgezeichnete Information durchdrungen von der Liebe zu seiner Heimatstadt Venedig.

Luzern — Gustav Ineichen

Oronzo Parlangèli, *Studi messapici;* Milano 1960, 473 S. und 13 Tafeln. (Memorie dell' Istituto Lombardo, Accademia di Scienze e lettere, classe di lettere, scienze morali e storiche, vol. XXVI, I della serie IV.)

Es handelt sich nicht, wie man aus dem Titel entnehmen könnte, um Spezialuntersuchungen über das Messapische, sondern um ein Corpus sämtlicher messapischer Inschriften (S. 31–251), mit etymologischem Wörterbuch, umfassend den Wortschatz der ungefähr 300 Inschriften (vielfach Eigennamen) und, getrennt davon, die „glosse", d.h. die indirekt für das Messapische überlieferten Wörter, auch Substratwörter aus den modernen Mundarten des Salento (S. 255–417); als Anhang fol-

gen eine „Bibliografia messapica“ (S. 419–436), eine Konkordanztabelle mit Hinweisen auf die Inschriftensammlungen von Ribezzo (in der RIGI, seit 1922) und von Whatmough (Praeitalic Dialects of Italy, vol. 2, 258–430) sowie zwei spezielle Wörterverzeichnisse zu den Inschriften (auch mit zweifelhaften Lesungen; diese unsicher überlieferten Wörter sind nicht in den etymologischen Teil aufgenommen), eines davon nach Wortausgängen geordnet. Die Tafeln enthalten eine Übersichtskarte der Fundorte und ausgewählte photographische Wiedergaben von Inschriften.

Das Messapische wurde im Salento, im südlichen Teil des heutigen Apulien vor der Romanisierung gesprochen, z. T. neben dem Griechischen. Die überlieferten Inschriften stammen aus der Zeit zwischen dem 5.–6. Jh. v. Chr. und dem Ende der römischen Republik. Einige vorromanische Inschriften wurden in der Daunia und in der Peucetia, d. h. in der römischen Provinz Apulien oder in den heutigen Provinzen Foggia und Bari gefunden. Sie sind auch in die vorliegende Sammlung aufgenommen worden, unterscheiden sich aber sprachlich, wie es scheint, von den eigentlichen messapischen Inschriften des Südens. Parlangèli vermutet, daß die heute feststellbare starke Differenzierung der salentinischen und der apulischen Dialekte (im engeren Sinne) in letzter Linie irgendwie auf der schon vorromanischen sprachlichen Differenzierung beruhe. Diese hätte die Zweiteilung des Gebietes in die römischen Provinzen Apulia und Calabria (Calabria = Salento, nicht das heutige Kalabrien) zur Folge gehabt.

Das Messapische ist nahe verwandt mit dem Illyrischen des westlichen Balkans, also eine indogermanische Sprache. In vorhistorischer Zeit haben sich Siedler aus Illyrien im Salento niedergelassen. Über die sprachliche Stellung des Illyrischen, insbesondere die Frage, ob es eine *centum*- oder *satem*-Sprache gewesen sei, äußert sich Parlangèli nicht eingehend. Er glaubt eher, es handle sich um eine *satem*-Sprache (S. 14–15), stellt sich also in Gegensatz zu P. Kretschmer, nach welchem die Messapier aus der «venetischen Schicht» des Balkans stammen (Gl. 30, 164), zu H. Krahe und andern. F. Ribezzo (RIGI 13, 160), Devoto (StEtr. 11, 266), Alessio (Word 7, 33 Anm. 75) und andere treten, wie Parlangèli, für den *satem*-Charakter des Messapischen ein, wobei Ribezzo allerdings *centum*-Elemente im Illyrischen zugibt: die *satem*-Wörter würden einer jüngern, die *centum*-Wörter einer ältern Sprachschicht angehören (RIGI 13, 160; 17, 117; 18, 66, 110–111; Riv. d’Alb. 1, 125; 2, 141 Anm., 143), ähnlich Bonfante (RIGI 19, 170). Die Problematik wird deutlich durch Parlangèlis Bemerkung zu messap. *vaikanetaos*, das Hirt mit gr. *οἶκος* und lat. *vīcus* verglichen hatte, Mayer jedoch mit einer Wurzel **ueiq-* (ahd. *wîgant* ‘Kämpfer’ usw.), welche nicht gegen den von ihm angenommenen *satem*-Charakter des Messapischen sprechen würde: «Io mi limito ad osservare che simili argomenti non possono arrecare utili contributi per la soluzione di un problema che, forse a torto, appassiona gli studiosi; l’analisi di un nome proprio è sempre incerta quando non intervengono precisi ele-

menti di giudizio» (S. 376). Ein anderes (angebliches) *centum*-Wort wäre messap. *argorian,* das nach den einen die messapische (illyrische) Entsprechung von gr. ἀργύριον 'argento monetato, moneta' wäre, nach andern ein griechisches Lehnwort im Messapischen. Kaum angefochten ist die Etymologie von messap. *balakrahiaihi* (zu thessal. Φάλακρος; idg. **akros* 'Spitze'). Als *satem*-Elemente werden angeführt messap. *mazzes,* ein Komparativ, aus **magios* 'größer'? (Ribezzo, RIGI 13, 161); *barzidihi,* Eigenname (Gen. sg. mask.), mit *z,* dessen Lautwert unsicher ist; der Name eignet sich daher nach Parlangèli nicht für die Lösung der Frage, ob das Messapische eine *satem*- oder *centum*-Sprache sei. Im zweiten Element von messap. *balasiiri* vermutete Pisani idg. **akro*-. Schließlich erwähnt Ribezzo zwei mittelalterliche Ortsnamen, *Disum* (14.–15. Jh.) > *Diso* bei Castro Marina, das illyr. διζος und gr. τεῖχος 'Mauer' entsprechen würde; *Barsentum* (1087, Chart. Cupersan. 113), *Barsinto* in andern (ältern?) Urkunden [1], zwei verschiedene Ortsnamen [2], der eine heute *Barsento* bei Noci, Name eines Landgutes, auf einer Anhöhe: damit verwandt wäre illyr. *Berselum* (idg. **bergh*- 'Berg, Anhöhe') [3]. Parlangèli bespricht *Disum* S. 200, *Barsentum* dagegen nicht. Er erwähnt nur gelegentlich Ortsnamen des antiken Apulien und Kalabrien, die Krahe vor 30 Jahren behandelt hat [4].

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Zeitschrift die einzelnen messapischen Inschriften zu besprechen. Es möge bloß darauf hingewiesen werden, daß, wie Parlangèli selber sagt, die Inschriften noch heute «in molti punti poco intelligibile» sind (S. 9); «siamo sempre ben lontani da una completa intelligenza dei testi qui raccolti» (S. 16). Daher sind die Etymologien vieler messapischer Wörter zweifelhaft. Parlangèli gibt bei allen Inschriften und im etymologischen Wörterbuch die einschlägigen bibliographischen Hinweise.

Relativ sicheren Boden unter den Füßen haben wir bei den „glosse", wo uns die Bedeutung der Wörter direkt überliefert ist. Mit messap. βίσβη 'Sichel', etymologisch unklar, nach Parlangèli eigentlich **visva,* wären vielleicht auch die im FEW 14, 340 unter gall. **wēs*- 'krümmen' vereinigten provenzalischen Bezeichnungen für die Hippe zu vergleichen, *vèibou, éybou, vesibol, vibou* usw. Einen weitern, von P. nicht verzeichneten Erklärungsversuch des messap. βίσβη gibt G. Alessio (vgl. FEW 14, 341).

Von den in den modernen Mundarten weiterlebenden messapischen Substratwörtern verzeichnet Parlangèli sieben. Am sichersten sind die Etymologien von salent. *cárparu* 'pietra calcarea' und *grava* 'voragine'. Salent. *cárparu* verzeichnet Rohlfs im EWUG 2519 unter den Wörtern unbekannter Herkunft; später verknüpft er es wegen der Nebenform *cásparu* mit ngr. (Kreta) πάσπαρος 'Tuffstein'; offenbar handle es sich um ein „balkanisch-illyrisches" Wort (Sybaris, Festschr. Krahe 122

---

[1] G. Alessio, Arch. stor. Pugl. 6, 257.
[2] D. Olivieri, RILomb. 89, 360.
[3] Dazu A. Mayer, Gl. 32, 57.
[4] ZONF 5, 3–25, 139–166 (Materialien); 7, 9–33; 8, 154–159; 13, 20–31.

bis 123). Doch ist, wie Ribezzo zuerst gesehen hat, ein Zusammenhang mit alban. *karpë* 'Fels' viel wahrscheinlicher. Zu den Belegen von Rohlfs und Parlangèli, nach welchen *cárparu* nur salentinisch wäre, sind hinzuzufügen Fasano (Prov. Bari) *cárparo* 'tufo duro' [1] und, ohne das vorromanische, kollektive *aro*-Suffix, Bitonto *cárpe* 'id.' [2]. Die Form mit anlautendem *car-* ist also weiter verbreitet und gewiß ursprünglich; *cásparu* mit *s* erklärt sich wohl durch Dissimilation, wie lat. *sartor* > kat. *sartre* (13. Jh.) > *sastre* (seit 14. Jh.; > sp. *sastre*).

Apul. salent. *grava* 'voragine' entspricht gr. *γραβάν · σκαφίον, βόθρον* (Hesych), das aus dem Illyrischen stammt; verwandt sind alban. *grabë* 'erosione della sponda di un fiume', got. *graba* 'Graben' usw. Parlangèli verweist auf Krahe, Die Sprache der Illyrier 1, 45 und auf Rohlfs, Sybaris 122, nicht aber auf meine Ausführungen in der ZRPh. 66, 58, wo das Wort zum ersten Mal in den richtigen Zusammenhang gestellt worden ist (Krahe, Rohlfs und Parlangèli haben die nächstliegende albanische Entsprechung nicht angeführt.) Das Verhältnis zum anklingenden mittelit. *rave* 'Erdsturz, Felsen' ist nicht, wie Rohlfs schreibt, unklar, denn dieses ist ein ganz anderes Wort; vgl. ZRPh. 66, 47–48. Nordkalabr. *gravina* 'burrone, canale d'erosione' stammt offenbar zunächst aus dem Griechischen, während siz. *gravina* 'greto del fiume' zusammenzustellen ist mit dem im Galloromanischen und Oberitalienischen weiterlebenden gall. **grava* 'Kies', kymr. *gro* 'Sand' usw. (ZRPh. 66, 58) [3].

Salent. apul. *matina* 'altura' mit dem alt bezeugten Bergnamen *Matinus* erklärt sich nach Szemerényi aus illyr. **matis* 'Hügel', einer genauen Entsprechung von awest. *mati-* 'promunturium' (< idg. **mn̥tis* mit *o*-Stufe lat. *mons*). Bei dieser Etymologie ist höchstens auffällig, daß sich im naheliegenden Albanischen nichts entsprechendes findet. Eine andere Verknüpfung, mit georg. *mta* 'Berg' (Hubschmid, Sard. Studien 35), ist jedenfalls nicht wahrscheinlicher.

Nicht verständlich ist, warum Parlangèli S. 415 *pala* 'steile Bergwiese zum Weiden' (ladin.) anführt. Abgesehen davon, daß es kein anklingendes messapisches Wort gibt, ist ladin. *pala* nichts anderes als eine Übertragung aus lat. *pala* 'Schaufel', wie ich zuletzt, mit vielen Parallelbeispielen, in der RIO 12, 88–91 gezeigt habe.

It. *pantano* 'palude, stagno, pozzanghera' ist zweifellos zu verknüpfen mit apul. *lacus Pantanus* (Plin.). Aber es handelt sich hier nicht um

---

[1] Quellennachweis in Hubschmid, Sard. Studien 48 Anm. 1.

[2] G. Saracino, Lessico dialettale bitontino; 2ª edizione, Bari 1957. Bitont. *cárpe* kann nicht eine junge Entwicklung aus *cárparu* sein; vgl. bitont. *cándre* 'vaso grande di terra cotta' < lat. *cantharus*, bitont. *cángre* 'ganghero' usw.

[3] Alessio vermengt zu Unrecht apul. salent. *grava* mit gall. **grava*, siz. *gravina* und sieht im angeblich gemeinsamen Stamm ein mediterranes Element, ohne Stellung zu nehmen zu der auf der Hand liegenden Verknüpfung von apul. salent. *grava* mit alban. *grabë* (von ihm unzutreffend beurteilt in StEtr. 20, 136 Anm. 114) und von gall. **grava* mit kymr. *gro* und weitern indogermanischen Entsprechungen; auch äußert er sich nicht zu den verschiedenen Bedeutungen, die sich nicht ohne weiteres vereinigen lassen ('Abgrund', 'Kies'), AAA 46, 558; BSCatan. 11, 50–51.

speziell messapisches Sprachgut, denn wie sollte das messapische Wort, ohne im Lateinischen bezeugt zu sein, nach der Toskana gekommen sein, und noch weiter nördlich, wie engad. (Zernez) *pantáṅ* 'Pfütze' zeigt? Zudem hat Parlangèli unterlassen, auf die ursprünglichere Form **paltāno-* zu weisen, woher surselv. *pultaun* 'Lache, Pfütze', Treviso *paltáṅ* usw. mit dem Simplex vorrom. **palta* 'Schlamm, Sumpf' (Hubschmid, Pyrenäenwörter 27; FEW 7, 522–523)[1]. Dieses ist verwandt mit alban. *baltë* 'Schlamm, Sumpf', mit slawischen und baltischen Entsprechungen, daher kaum mediterranen Ursprungs. Die Verbreitung der romanischen Formen erklärt sich am besten durch die Annahme illyrischen oder z. T. venetischen Sprachgutes.

Nicht erwähnt, wohl mit Recht, wird bei Parlangèli kalabr. *bálaku* 'Levkoie, Matthiola annua', das Çabei aus dem Messapischen erklärt, d. h. mit gr. *φαλός · λευκός* (Hesych) und alban. *ballë* 'Stirn' (eigentlich 'die Glänzende') verknüpft hat (Gl. 25, 55–56); vgl. auch messap. *bala-* in Eigennamen. Entsprechungen von kalabr. *bálaku* leben in Ligurien, Korsika und Sizilien (VRom. 19, 132). Allenfalls handelt es sich um ein mit gr. *φαλός* verwandtes vorromanisches Wort, das durch indogermanisierte Ligurer verbreitet wurde, nicht um messapisches oder illyrisches Sprachgut. Aber wie wäre dann das Suffix zu erklären?

Aus der Durchsicht von Parlangèlis Buch ergibt sich, daß die messapischen Inschriften selber wenig oder keine Materialien bieten zur Erklärung von vorromanischen Substratwörtern messapischen Ursprungs. In ähnlicher Weise sind auch die iberischen Inschriften, von Ortsnamen abgesehen, keine ergiebige Hilfsquelle für die Deutung spanischer Wörter vorromanischen Ursprungs. Doch zeigen die messapischen Inschriften deutlich, daß wir eine indogermanische Sprache vor uns haben. Folglich können manche Substratwörter des Salento, die bis jetzt noch nicht gedeutet sind, aus dieser indogermanischen Sprachschicht stammen.

Niederwangen bei Bern JOHANNES HUBSCHMID

A. de Francescis – O. Parlangèli, *Gli Italici del Bruzio nei Documenti epigrafici;* Napoli 1960, 63 S. und 17 Tafeln. (Università di Napoli, Centro di Studi per la Magna Grecia, II.)

Dieses Bändchen enthält eine historisch-archäologische Einleitung und 15 südoskische Inschriften in griechischem Alphabet (davon 7 bis jetzt nicht veröffentlichte), herausgegeben von A. de Francescis. Auf den im Anhang publizierten Tafeln findet man die Inschriften in photographischer Wiedergabe und eine Karte mit den Fundorten. Parlangèli

[1] Die Assimilation *-l-....-n-* < *-n-...-n-* ist schon sehr alt und ähnlich zu erklären wie gall. **multone* > it. *montone* oder wie **altana* > nordit. *antana* 'altana'. Weitere analoge Beispiele sind zahlreich, s. G. Serra, RStLig. 17, 121. Es ist daher unverständlich, wie Battisti-Alessio, Corominas (s. v. *pantano*), Parlangèli und andere diese naheliegende Verknüpfung mit **paltāno-* und **palta*, **balta* ablehnen oder verschweigen.

hat zu 5 Inschriften einen ausführlichen linguistischen Kommentar beigesteuert und briefliche Mitteilungen von E. Vetter, dem Verfasser des Handbuches der italischen Dialekte (Heidelberg 1953), ausgewertet (S. 31–57). Die kleine Inschriftensammlung ergänzt also die bisherigen Sammlungen oskischer Inschriften und erinnert den Romanisten daran, daß in Bruttium (dem heutigen Kalabrien) vor der Romanisierung nicht nur griechisch, sondern auch oskisch gesprochen wurde, und zwar nicht nur im nördlichen Bruttium (zu schließen aus der Darstellung Die Völker Altitaliens um 500 v. Chr. im Großen Historischen Weltatlas, München 1954, S. 23; ähnlich Rohlfs, Diz. dial. delle Tre Calabrie, I, 30), sondern auch im südlichen Teil: das zeigen die Inschriften aus Hipponium (Vibo Valentia), Taurianum (Tauriana) und Regium (Reggio Calabria).

Niederwangen bei Bern JOHANNES HUBSCHMID

Heinz F. Wendt, *Die türkischen Elemente im Rumänischen;* Akademie-Verlag, Berlin 1960, 188 S. (Berliner Byzantinistische Arbeiten, Bd. 12.)

Der Autor versteht unter „türkisch" nicht das Osmanisch-Türkische, sondern das Türkische in weitestem Sinne. Er behandelt hauptsächlich die nichtosmanischen, d. h. die ältern türkischen Lehnwörter. Sie stammen aus dem Petschenegischen (übernommen etwa zwischen 900–1060), dem Komanischen (etwa 1050–1300) und dem Kipschaktatarischen (etwa 1250–1500). Nicht berücksichtigt wurden Lehnwörter aus der Sprache der Wolga-Bolgaren und aus der Sprache der Chasaren, da diese Sprachen nach dem Zeugnis eines arabischen Historikers des 10. Jh. nicht mit dem Türkischen identisch gewesen sein sollen [1]. Dagegen werden noch Spuren aus anderen Türkdialekten im Rumänischen festgestellt: aus dem Tatarischen, besonders dem Krimtatarischen (nach 1502), oder allgemein aus dem Nordtürkischen.

In der Einleitung hätte man gerne etwas mehr über die historischen Fakta erfahren. Es fehlt auch ein Hinweis, daß noch heute nördlich von Constanța, z. B. in Valea Neagră, kompakte Tatarensiedlungen anzutreffen sind. Im genannten Dorf sind es etwa 60 Familien, neben einer Mehrheit von Rumänen. Diese Tataren haben ihre angestammte Sprache beibehalten; schon ihr mongolischer Typus verrät, daß es sich nicht um Rumänen handelt. Die Tatarenkinder besuchen eine besondere Schule. Der Parteisekretär (für die ganze Gemeinde) ist sogar ein Tatare [2].

Das Hauptgewicht der Abhandlung Wendts liegt auf dem Sprach-

---

[1] Doch vgl. dazu G. V. Jusupov, *Vvedenie v bulgaro-tatarskuju epigrafiku;* Kasan 1960. Nach Jusupov bestehen genetische Beziehungen des Bolgarischen zum Kasan-Tatarischen; dazu kommen Übereinstimmungen zwischen bolgarischen und spätern tatarischen Grabtypen.

[2] Nach eigenen Erhebungen (Sommer 1960).

lichen. Der Verfasser betont, daß viele Elemente im Rumänischen, die man bisher für osmanisch gehalten hat, in Wirklichkeit nordtürkischen Ursprungs sind. In einem besonderen Abschnitt behandelt er die Wiedergabe der türkischen Laute im Rumänischen (S. 5–16). Eingehend befaßt er sich mit der Aufstellung von Lautregeln innerhalb der Türkdialekte (S. 26–50). Sich stützend auf diese grammatischen Ausführungen bespricht er 1. Lehnwörter mit Sonderproblemen (lautlicher Art) (S. 51–70); 2. Weitere Lehnwörter nichtosmanischer Herkunft, a) auf Grund des Verbreitungsfaktors (S.71–100), b) als nichtosmanisch belegt (S. 100–114). Ein drittes Kapitel betrifft das Akzentproblem. Der Autor unterscheidet Wörter ohne und mit Akzentverschiebung (S. 115–148). In Kapitel 4 behandelt er Morphologisches, insbesondere die Einordnung der türkischen Nomina in das rumänische Genussystem (die türkischen Sprachen kennen kein grammatisches Geschlecht!). Zum Schluß faßt er die auf Grund der linguistischen Untersuchung gewonnenen Ergebnisse unter einem kulturhistorischen Gesichtspunkt zusammen. Er ordnet das Wortgut nach seiner Herkunft (petschenegische, komanische, kipschaktatarische Bestandteile) und innerhalb dieser Gruppen nach Sachgebieten. Dabei fällt auf, daß fast nur Substantive, meist in konkreten Bedeutungen, übernommen wurden: insbesondere in den Bereichen des staatlichen Lebens, des Militärwesens, des Wirtschaftslebens (Handel, Handwerk, Viehzucht, Landwirtschaft), des Städtebaus und Wohnwesens, des Volkslebens (Volkskunst, Musik usw.), der Kleidung (S. 163–170). Die übrigen türkischen (osmanischen), von W. nicht besprochenen Lehnwörter umfassen weitgehend dieselben Bedeutungskategorien, nicht nur im Rumänischen, sondern auch in den andern Balkansprachen. W. versucht, das nach Begriffsgruppen aufgegliederte Wortmaterial historisch auszuwerten. Die Türkvölker errichteten in Rumänien zunächst eine primitiv organisierte Gewaltherrschaft. Später festigten sich die politischen Verhältnisse, so daß das Wirtschaftsleben einen bedeutenden Aufschwung nehmen konnte. In der Zeit zwischen dem 10. und 12. Jh. werden in historischen Quellen laut C. C. Giurescu keine Rumänen erwähnt, nur Petschenegen und Komanen (und Ungarn). Der Einfluß der fremden Völker auf die Rumänen muß also groß gewesen sein. Dies erinnert uns an den Einfluß der Franken in Nordfrankreich. Die türkischen (doch nichtosmanischen) Lehnwörter sind für das Rumänische von ähnlicher Bedeutung wie die fränkischen für das Französische, die arabischen für das Spanische. Wendt stellt auch die auf Petschenegen, Komanen und Tataren bezüglichen Ortsnamen zusammen, nach Gebieten geordnet: *Peceneaga, Coman, Tătaru* u. ä. Es fehlt ein Hinweis auf eine weitergehende Darstellung von I. Conea und I. Donat, *Contribution à l'étude de la toponymie pétchénègue-comane de la plaine roumaine du Bas-Danube,* erschienen in den *Contributions onomastiques,* Bucarest 1958, S. 139–169.

Zu den etwa 400 bei Wendt behandelten türkischen (nichtosmanischen) Lehnwörtern habe ich kaum etwas hinzuzufügen, außer daß W.

meine Ausführungen zu rum. *torbă* 'Reisesack' und *tolbă* 'Köcher' (Schläuche und Fässer, Bern 1955, S. 113) entgangen sind[1].

Alles in allem ist die Arbeit von Wendt methodisch recht gut und sie kann als Vorbild gelten für ähnliche Lehnwortstudien in andern Sprachbereichen.

Niederwangen bei Bern JOHANNES HUBSCHMID

[1] Ist dieses Buch wirklich auf keiner Berliner Bibliothek greifbar? Merkwürdig ist auch, daß Wendt vom *Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika* nur Bände 1–10 (–1931) zur Verfügung standen (laut Verzeichnis der Abkürzungen), während bis heute 17 Bände davon erschienen sind.



Sammlung romanischer Übungstexte

Hrsg. von GERHARD ROHLFS

Kl. 8°

3/4. Das altfranzösische Rolandslied nach der Oxforder Handschrift. Hrsg. von A. Hilka. 5., verbesserte Auflage besorgt von Gerhard Rohlfs. 1960. 176 S. kart. DM 5,80

15. Sankt Alexius. Altfranzösische Legendendichtung des 11. Jahrhunderts. Hrsg. von Gerhard Rohlfs. 3., verbesserte Auflage 1958. VII, 63 S. kart. DM 2,20

26/27. Christian von Troyes. Der Percevalroman (Li Contes del Graal). In Auswahl hrsg. von Alfons Hilka. 2. Auflage besorgt von Gerhard Rohlfs. 1958. VI, 142 S. kart. DM 4,80

30. Hundert altfranzösische Bauernsprüche. Nach Adolf Toblers Ausgabe der Proverbes au vilain (1895) ausgewählt und mit Glossar versehen von Erhard Lommatzsch. 2., verbesserte Auflage 1955. IX, 58 S. kart. DM 2,70

36. Altfranzösische Lieder (1.Teil). Hrsg. von Friedrich Gennrich. 1955. XXXIV, 60 S. kart. DM 5,20

39. Marie de France. Vier altfranzösische Lais. (Chievrefeuil, Äustic, Bisclavret, Guingamor.) Neu hrsg. von Erich von Richthofen. 2., verbesserte Auflage 1960. XI, 63 S. kart. DM 2,80

40. Italienische Sonette (13.–17. Jahrhundert). In Auswahl hrsg. von August Buck. 1954. X, 84 S. kart. DM 3,—

41. Altfranzösische Lieder (2.Teil). Hrsg. von Friedrich Gennrich. 1956. XVI, 106 S. kart. DM 9,—

42. Humanistische Prosatexte aus Mittelalter und Renaissance. Ausgewählt von Jürgen von Stackelberg. 1957. XI, 111 S. kart. DM 4,80

43. Kristian von Troyes. Yvain (Der Löwenritter). Nach W. Foersters letzter Ausgabe in Auswahl bearbeitet und mit Einleitung und Glossar versehen von Rudolf Baehr. 1958. 136 S. kart. DM 4,80

44. Spanische Sonette des Siglo de Oro zur vergleichenden Interpretation zusammengestellt und hrsg. von Harald Weinrich. 1961. XII, 95 S. kart. DM 3,80